P. O. germ. 1347 [ro] (2 Schücking

27/12

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Zeiten und Sitten.

Von

Levin Schücking.

(II)

Eine dunkle That.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

83 - D.

Eine dunkle That.

Roman

von

Levin Schücking.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Kennt ihr das grüne Hügelland von Berg? Ich kann in diesem Augenblick nicht sagen, unter welchem Grad der Breite und Länge, von der Sternwarte zu Greenwich oder von der Insel Ferro an, der liebe Gott es so säuberlich hingelegt hat; aber ich weiß, daß er es gesegnet hat mit Fruchtbarkeit und einem tüchtigen, betriebsamen Menschenschlag, in dem sächsisches und fränkisches Blut sich begegnen, und daß es ein schönes Land ist, wie es daliegt zwischen dem Ebbegebirge und dem Rhein, zwischen der Sieg und der Ruhr. Auch ist es reich an schönen Sagen und Legenden von höchst wunder-

baren Ereignissen, die Niemand glauben sollte; an Geschichten von Fehme und Liebe, von Mord und Andacht; von frommen Mönchen, die nichts taugten, und höchst ritterlichen Straßenräubern; von Edelleuten, die sich die Harnische zerhieben, die Schwerter zu Schanden schlugen und ihrer Liebhaberei für blutige Köpfe mit all' der großartigen Gravität nachgingen, mit welcher ein Mingo oder Delaware für sein Kabinet von scalpirten Hirnhäuten sammelt. In der That, dies Land ist so reich an Erinnerungen an jene romantischen Strauchgesellen, es sind ihrer so viele mit jedem alten Gemäuer verwebt, um jedes einsame Steinkreuz geschlungen, daß man in der Ferne keine duftige Höhe aus dem blauen Wellenschlage der Hügelreihen hervortreten sieht, ohne zu erwarten, daß im nächsten Augenblicke ein Reiter im Eisenkleide mit wackelndem Helmbusch, mit flatterndem Wimpel an der Turnierstange darüber auftauche

und seiner Stegreifpoesie nachtrabe. Sind doch heute noch die Männer von Berg die besten Waffenschmiede in der Welt; noch heute sieht man sie Schwerter und Dolche schmieden, biegsam wie die Klingen von Damaskus, scharf und hart wie die Klingen von Toledo, mit einem Worte, die Solinger Klingen.

In diesem schönen Hügellande ging eines klaren, duftigen Herbstmorgens die Sonne auf und erblickte zuerst unter vielen andern Dingen drei Gegenstände, welche für uns von Wichtigkeit sind. Der erste ist ein ungeheurer Actenhaufen, der zweite ein lockiger Mädchenkopf und der dritte ein Hofrath, drei Dinge, auf welche die Sonne in ihrem täglichen Laufe mit sehr gemischten Gefühlen schauen mag. Der Actenhaufen lag auf dem grünen Tische des Sessionszimmers der Kurfürstlich-Pfälzischen Hofkammer zu Düsseldorf und trug die Inschrift: Von Schemmey, nunc von Katterbach contra

von Driesch, puncto Koppeljagdgerechtsame.“ Dabei ist zu bemerken, daß das Klaglibell zu diesen Acten nun schon seit hundertundsieben Jahren eingereicht war, das Endurtheil aber auch während des Verlaufs dieser Geschichte noch nicht erscheinen wird. Der Lockenkopf, welcher, zusammengefaßt mit der ganzen Person, der er seit etwa fünfunddreißig Jahren erb- und eigenthümlich zugehörte, den Namen Freiin Maria Anna Josina von Katterbach zu Rheindorf, Bornheim und Leichlingen führte, wär' auffallend hübsch zu nennen gewesen, wenn nicht irgend Etwas eine Art leisen Misbehagens beim Beschauen dieses Kopfes erweckt hätte; entweder war es der allzukühne Blick des Auges oder ein Gepräge von Unternehmungsgeist, der jedenfalls sich nur auf Kosten weiblicher Anmuth geltend machen kann. Ihre volle und starke Gestalt war in einen sehr anständigen und gut kleidenden Morgenanzug gewandet, und so war

sie immerhin eine Erscheinung, die ihr Gefähr-
liches haben konnte und einen großen Gegen-
satz zu ihrer Umgebung bildete. Sie saß am
Kaffeetisch in einem großen wüsten Zimmer des
Herrenhauses zu Diependahl am Murrbache,
das in allen Ecken und Winkeln Vernachlässi-
gung und unordentliche Wirthschaft zeigte.
Einige zur Hälfte zerfetzte, auf der andern Hälfte
bis zur Unkenntlichkeit mit Staub und Spinn-
geweben bedeckte Ahnenbilder in schwarzen Ei-
chenrahmen sprachen allein die Ansprüche des
Hauses auf vornehmen Anstrich aus, der ihm
doch wie aller Anstrich überhaupt mangelte.

Was nun endlich den Hofrath betrifft, so
war dieser Hofrath nicht deshalb, weil er nie
bei Hofe gewesen, oder weil es nicht räthlich,
sich Raths bei ihm zu erholen, vor vielen an-
dern Hofräthen ausgezeichnet, sondern lediglich
durch eine gewisse dictatorische Feierlichkeit sei-
ner Erscheinung, die ohne diese Eigenschaft nichts

als einen stämmigen Roßtäuscher angekündigt hätte, als er jetzt im grünen, breitschößigen Jagdrock, unten Stolpenstiefeln, oben eine hohe Nachtmütze zu seiner Jungfer Schwester ins Zimmer trat und sich zu ihr an den Frühstücktisch setzte. Indem er sich so zu einem der wichtigsten Geschäfte des Tages anschickte, zeigte er ein mürrisches, von tiefen Linien und zackigen Zügen durchfurchtes Gesicht mit blauen, vorquellenden Augen, und sah aus, wie der Admiral Peter de Tromp oder ein Baummarder, der beißen will.

Spülwasser! sagte er verdrießlich, nachdem er die erste Tasse hinuntergeschluckt hatte, setzte die Schale auf den gebohnten Klapptisch nieder und lehnte sich, die Glieder reckend, in den Armstuhl zurück. Dann starrte er seiner Schwester ins Gesicht. Ma soeur, sagte er und brach in ein schallendes Gelächter aus.

Was ist's, alter Bär?

Verfluchter Kerl, der Schäfer! Ich glaube, du hast ihm Anträge gemacht, daß er solche Bosheit auf dich hatte! sagte der Hofrath.

Um diese, jedes weibliche Zartgefühl so hart verletzende Anspielung zu verstehen, muß ein Abenteuer berichtet werden, das der Freiin Josina am Abende zuvor zugestoßen war. Sie hatte einen Spaziergang gemacht und war in einer engen Schlucht einem Schäfer begegnet, der geraden Weges aus einem zum Gute des Hofraths gehörenden Schlag jungen Holzes kam und voranschreitend seine Heerde zur Abendruhe wieder in das Dorf hinabführte. Mit erhobener Rechten war die Dame dem auf der That ertappten Frevler entgegengeschritten, um ihn am Kragen zu fassen und mit sammt seiner blökenden Begleitung in den Pfandstall „einschütten" zu lassen. Der Schäfer aber hatte, wie es schien, an die Milde ihres Frauenbusens appelliren wollen; er hatte das zur Flucht

vorgebeugte Haupt an die Brust gelegt und war dann zugeschritten, als ob sie gar nicht im Wege stände. Die Folge dieses mit einem kräftigen Nacken ausgeführten Manoeuvre konnte kein anderes sein, als daß die Dame zu Boden stürzte. Nun trat zuerst der Schäfer über sie weg, sodann Fix, der treue Wächter, drittens der Leithammel und endlich die ganze zahllose trippelnde Heerde, die den Fersen ihres flüchtigen Führers folgte.

Ma soeur war ein eingetretenes Hinderniß für den Schelm, fuhr der lachende Hofrath fort.

Du magst dich freuen, daß das Lumpenpack dir den Schlag abweidet, sagte die Schwester zornig. Dann glättete sie plötzlich ihre Mienen, zog das Nachthäubchen zurecht und sagte mit einer schmelzend freundlichen Stimme: Wie haben Sie geruht, Philipp?

Philipp war ins Zimmer getreten, der lang aufgeschossene Jagdjunker, umsprungen von zwei

entfesselten Bracken. Er machte eine Verbeugung und versetzte: schlecht genug; dachte immer dran, ob's nicht bald Tag wär', daß es bald losgehen könnte. Nun bin ich doch der Letzte. Ich habe den Herrn Vetter über mir rumoren hören und da dacht' ich, nu is Zeit. — Danke, danke.

Die Freiin Josina war aufgestanden und hatte Philipp mit einem Knicks eine gefüllte Tasse überreicht. — Na, Junge, mach' jetzt rasch! rief der Hofrath; so, trink aus und sag' dein Jagdsprüchlein auf. — Er begann mit halb auffagender Stimme, aber sehr laut zu singen:

Sag' an, lieber Waidmann, wie viel End-Ahn
Hat der edle Hirsch auf seinem Kopf stahn?

Philipp versetzte mit einem höchst anmuthigen Bariton, der sich etwas unsicher und schwankend weiter bewegte, aber darin keinen Grund fand sich weniger laut zu machen:

So oft sich der edle Hirsch hat gebezt und gewezt,
So viel End hat der edle Hirsch auf seinen Kopf gesezt.

Richtig, sagte der Hofrath; nun wart', noch eins:

Sag mir an, mein lieber Waidmann,
Wo hast du das schöne, hübsche Jungfräulein lassen stahn?

Donnernd intonirte Philipp (man sah, seine ganze Seele war bei diesen Tönen):

Ich hab sie gelassen zu Holz
Unter einem Baum stolz,
Unter einer grünen Buchen,
Da will ich sie suchen.
Wohlauf, eine Jungfrau in einem weißen Kleid,
Die wünschet mir heut Glück und alle Seligkeit!

Philipp schlug nun einen Triller, worüber eine der Bracken zu knurren anfing, und machte der Dame lächelnd eine Verbeugung, der man nichts Uebles nachsagen darf, denn sie war gerade so anmuthig, als er es nur immer verstand.

Schönes Morgengebet! sagte die Dame. Mon frère, fuhr sie fort, ehe du gehst, vergiß nicht, das Geld abzusenden.

Geld, welches Geld? was weißt du von Geld?

Nun das, welches ich dich für die alte Fahrstein abzählen sah, obwol ich nie habe begreifen können, weshalb du das Weib zu füttern hast.

Die Freiin hatte im Sinne, sich an ihrem Bruder für den unzarten Spaß von vorhin zu rächen; augenscheinlich gelang ihr dies, denn der Freiherr von Katterbach ward nicht allein verlegen, sondern auch so blaß, als es sein gebräuntes Gesicht zu werden vermochte.

Ei, stotterte er, sich abwendend, du weißt ja, der einfältige Junge, den sie hat — er stand auf und spuckte zum offenen Fenster hinaus, welche Gelegenheit er benutzte, von der Gesellschaft abgewendet darin liegen zu bleiben.

Nun der Junge, fragte Josina mit einem

Ton von Unschuld und Naivetät, dessen Unverfänglichkeit nicht wiederzugeben ist.

Philipp lachte laut auf, über die Freiin sowol als aus Vergnügen, ein so interessantes Familiengeheimniß zu entdecken. Der Hofrath trat aus dem Fenster zurück. Komm, Philipp, sagte er, hüte dich vor den Weibern; sie taugen alle mit einander nichts, und ein ordentlicher Jäger sollte sie alle aus dem Hause jagen, denn seine Hunde bekommen nur Flöhe von ihnen — — Was — Teufel! — wo war das? — Das sind die Grünscheidter!

Man hörte in der Ferne Jagdsignale blasen. Der Hofrath ward kirschbraun vor Wuth. Auf dem Mühlenberge! schrie er, warf die Nachtmütze auf den Boden und griff nach der Flinte, die in der Ecke stand; ein kurzer Pfiff lockte die Hunde unter dem Frühstücktisch hervor und die ganze Meute stürzte nun zusammen zum Zimmer hinaus.

Zweites Kapitel.

In einem frischen, wiesengrünen Thalgrunde, eine kleine Stunde oberhalb Diependahl, an demselben Murrbache, liegt das Rittergut Grünscheidt, das zu der Zeit, von der wir reden, etwas vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts von einem seit einigen Jahren verwitweten Herrn und seinem einzigen Sohne bewohnt wurde. Herr von Driesch war ein Mann von etwa funfzig Jahren, klein und ziemlich starken Körperumfangs, was aber der außerordentlichen Lebendigkeit seines Geistes und aller seiner Bewegungen keinen Eintrag that. Er hatte eine

von der Erziehung seiner meisten Standesgenossen sich vortheilhaft unterscheidende Bildung erhalten; während jene, als Jagdjunker an irgend einen kleinen Fürstenhof gegeben, durch allerlei Mühsal, schlimmer als die Prüfungen eines Johanniterordensnovizen, unter häufig beigezogener Hülfe der Hundepeitsche zum „fermen Waidgesellen" ausgebildet wurden, war Herr von Driesch als ein jüngerer Sohn zu den Jesuiten in die Schule gegeben worden und hatte von ihnen ein sehr gutes Latein und viel mehr Griechisch gelernt, als er später, nach dem Tode des ältern Bruders, zur Regierung seiner Güter anwendbar fand. Trotz dem war er bis jetzt ein Liebhaber der Humaniora geblieben und übersetzte Anakreon und Virgil's Eklogen im Geschmacke der zweiten schlesischen Dichterschule; er war Mitglied des Pegnitzer Blumenordens und seinen Mitschäfern unter dem Namen: „der Säuberliche" bekannt.

Im Besitze einer größern Bildung und Wissenschaft, als die seiner meisten Standesgenossen war, mochte Herr von Driesch seiner Erhaltung auch größere Rücksichten schuldig zu sein glauben; er hatte zum Symbolum, weil ein solches jeder ausgezeichnete Mann damals führen mußte, die Eule der Minerva gewählt, die sehr tiefsinnig auf einer kahlen Leimruthe saß und die Spatzen betrachtete, welche festgeklebt an den kleinen Stangen flatterten. Darüber stand: „Wer sich unnütz in Gefahr begibt, kommt darin um.“ Der Hofrath, Freiherr von Katterbach, welcher jedem Menschen etwas Schlechtes nachsagte, behauptete, daß Driesch an jedem Hasen vorbeischieße, sei lauter Sympathie. Dies war eine abscheuliche Verleumdung; es war nichts Anderes, als eine sehr lebendige Phantasie, welche Herrn von Driesch bei einzelnen Gelegenheiten auf Augenblicke zaghaft erscheinen ließ.

Er war ein gutmüthiger Mann, so lange es nicht wider seinen eigenen Vortheil lief, und liebte den Frieden und das Geld, aber von allen Dingen Zänkereien und Feindschaften am wenigsten. Ein wahres Herzeleid war ihm deshalb, daß ihm so nahe, drüben auf Diependahl, der Hofrath saß, der die Unverschämtheit hatte, seine Koppeljagd auf dem Mühlberge, einem Districte inmitten beider Güter, in Anspruch zu nehmen und ihm nebenbei alles mögliche Leid zu thun. — Schon die Familie von Schemmey, welche vor den Katterbachs Diependahl und die andern Güter des Hofraths besessen, hatte den Proceß über die Koppeljagdgerechtsame auf dem Mühlenberge mit den Grünscheidtern begonnen; aber sie hatte dem Rechte seinen Lauf gelassen und die Driesch waren im Besitze geblieben. Der Hofrath dagegen, obwol er mit Driesch verwandt war und diesen nach seinem Tode zum Lehnsfolger gehabt

haben würde, schritt, nach langjährigem Harren auf ein Urtheil, auf dem Wege der That vor, ließ auf dem Mühlenberge keine Rebhuhnfeder übrig und versicherte, er werde Jeden todtschießen, der sich mit Hund und Flinte in seiner Hofesaat sehen lasse.

Laßt nur den ersten Jagdtag kommen, hatte Herr von Driesch schon oft mit Würde gesagt; ihr sollt sehen, wie ich mich werde zu mainteniren wissen. — Der erste Jagdtag war nun gekommen. Herr von Driesch erhob sich vor Sonnenaufgang, weckte seinen Sohn Johannes, einen vielversprechenden Jüngling von bedeutender Körperkraft, fast weißen Haaren und mit einem Gesichte, das an Ausdruck rührender Kindlichkeit mit einem weinenden Säugling wetteifern konnte, und stieg, von ihm, einem Jäger und seinen Hunden begleitet, auf den Mühlenberg.

Oben angekommen, mußten Johannes und

der Jäger sich auf eine Wallhecke stellen und die Jagdsignale der Grünscheidter blasen. Die Töne schmetterten hell und lustig durch die frische, duftige Morgenluft; eine Fanfare nach der andern rollte über die thauglänzenden Gebüsche, durch die dünnen, flockigen Nebelwolken, die auf den Thalgründen standen und jetzt, unter den Strahlen der aufsteigenden Sonne sich kräuselnd, leise verflatterten. Hoch in den Lüften schmetterten die Lerchen, die Hunde liefen suchend den Hang hinan und hinab, brachen schnuppernd durch den Ginster und die Brombeerranken. Dann schlugen sie plötzlich laut an und machten wüthende Sätze im Kreise umher, denn der Pegnitzschäfer hatte aus lauter Vergnügen über die schöne Natur und den herrlichen Morgen seine Flinte in die Luft abgeschossen.

Ei, ei! Ew. Gnaden! sagte der Jäger, indem er das Horn absetzte und ein saures Gesicht machte.

Was willst du, Anton? Blas' weiter! Immer lustig drein! Wir wollen uns mainteniren, wir wollen den jüngsten Besitz wahren! Hurrah! Geblasen, Johannes!

Aber, Gnaden Papa, jetzt wird's Zeit; die Diependahler könnten kommen; der Rauch steht schon lange über ihrem Dach!

Ei was, die schlafen, die Sonne ist ja kaum auf; und laß sie kommen! Noch eins, Anton! So, immer zu! Hurrah, hoho! — Herr von Driesch feuerte den zweiten Schuß in die Luft ab; dann sprang er in die Höhe und sang, so heiter wie eine Meise im Hanfsamen, mit improvisirter Melodie seine jüngste Uebersetzung aus dem Virgil:

O Tityrus, der du im Buchenschatten ruhst,
Auf magrem Haberrohr ein Liedchen pfeifen thust,
Wir fliehn die Grenze jetzt und süße Vatermatten,
Indeß du, Tityrus, ganz faul gelehnt im Schatten,
Läßt widerhallen Feld und Wald, das ist gewiß,
Vom Lob der schön' und zarten Amaryllidis! —
Hurrah!

So, Anton, immer lustig fort! Das ist die possessio novissima, Johannes! Merk das, Junker! Der Teufel hole die Diependahler! 's ist doch ein wunderschöner Morgen. Da, Anton, lade die Flinte mal wieder.

Anton zögerte mit dem Laden, da er gar nicht für angemessen fand, seinem Herrn in der abscheulichen Angewohnheit Vorschub zu leisten, das gute Pulver in die Luft ab- und so sich selber anzufeuern. — Ew. Gnaden, Ew. Gnaden! sagte er kopfschüttelnd, wir können's anderswo nöthig haben!

Um Gottes willen, Papa! rief jetzt Johannes, indem er von der Wallhecke heruntersprang.

Was ist's, Schlingel? Du fürchtest dich? Junker, willst du blasen!

In diesem Augenblick knallte seitwärts ein Schuß — noch einer. — O Gott, die Juno, die Juno! rief Anton, der oben stand; Herr von Katterbach haben die Juno todtgeschossen!

Er griff nach seinem Gewehr und wollte in das nahe Gebüsch eilen.

Bleib hier, Anton, hier! rief Herr von Driesch, der blaß geworden war und zu zittern anfing. Die Zweige des Gebüsches öffneten sich und Türk, der andere Hund, kam heraus, mit blutigem, zerschossenem Hinterlauf und hüpfte winselnd auf seinen Herrn zu. Gleich darauf wurden die thauspritzenden Aeste höher noch einmal bewegt, schlugen auseinander und heraustrat der Hofrath, Freiherr von Katterbach, mit verzerrten Mienen, ohne Mütze, die Haare wild um's Gesicht und den Kolben seines Gewehrs an die Wange schlagend; hinter ihm stand lachend der lange Philipp.

Jetzt schrie Herr von Driesch laut auf und nahm Reißaus, Johannes hinter ihm her. Ein Schuß fiel. Fort, fort, Papa! rief Johannes. Papa bedurfte des Sporns nicht. Ein donnerndes Hoho! schallte hinter ihm her.

Mord, Mord! keuchte er und lief durch frischgepflügte Ackerschollen, durch Gestrüpp und Dorn, über Gräben und Hecken in die weite Welt hinein.

Der letzte Schuß war jedoch kein Mordversuch gewesen; es war Anton, der, wüthend geworden über den Schmerz seines Lieblings Türk, die gelbe Bracke des Hofraths todt geschossen hatte und dann gleichfalls davonlief, in's nächste Gebüsch hinein. Der Hofrath und Philipp folgten nun diesem in raschem Laufe. — Trotz dem gönnte Herr von Driesch sich für's Erste keine Ruhe. Johannes, der längere Beine hatte, fand endlich Spaß an dieser Jagd. — Gnaden Papa, sagte er:

Wir flieh'n die Grenze jetzt und süße Vatermatten!

Schau einmal um, schau mal um, sagte Herr von Driesch.

Johannes schaute um. — Ich sehe Niemand, Papa!

Herr von Driesch blieb stehen und holte Athem. In der That, Niemand! sagte er dann, nachdem er sein Auge hatte über die Gegend schweifen lassen. Sie werden meinen, wir wären nach Grünscheidt gelaufen, und uns dahin folgen wollen; sie werden uns in unserm eigenen Hause erschießen wollen. O canina rabies! Aber wart', das soll euch betrügen. Johannes, da wir nun doch einmal auf dem Wege sind, so wollen wir gleich weiter gehen, bis nach Bechenburg; wir können heut' Abend da sein. Dann hat der Waldteufel, der Mörder doch seinen Weg nach Grünscheidt umsonst gemacht!

Johannes war's schon recht und Beide wanderten weiter. Nach einer Weile hub Herr von Driesch wieder an:

Johannes, ich mag Bechenburg wohl!

Ja, Gnaden Papa, aber die Hexe!

Ist immer besser als ein solcher Waldteu-

fel. Ich denke, wir wollen auf Bechenburg für's Erste wohnen bleiben, Johannes.

Nein, Papa; auf Bechenburg sind lauter alte Binsenstühle.

Verwöhnter Schlingel! sollen wir uns in Grünscheidt todtschießen lassen?

Johannes antwortete nicht; nach einer Weile Trabens sagte er: wenn Papa mir den falben Fritze schenkt.

Den falben Fritz? daß du ihn in drei Wochen zu Schanden reitest? Nichts da. Aber ein Sopha will ich dir auf Bechenburg anschaffen.

Johannes gab seine Einwilligung anfangs nicht zu erkennen. Je weiter aber die beiden Wanderer fortschritten und je müder die Gliedmaßen des Junkers wurden, desto mehr Werth und Reiz bekam für ihn das gepolsterte Möbel, worauf das Versprechen des Vaters lautete.

Nachdem sie etwa noch zwei Stunden schweigend zurückgelegt hatten, blieb er endlich stehen, um auszuruhen, und sagte dann zögernd: Aber es muß von Roßhaaren sein, Gnaden Papa!

O Junkerlein, wie wird es dir ergehen! seufzte Herr von Driesch.

Die beiden Reisenden schritten fürder. Nachdem sie in einer kleinen Stadt Mittagsruhe gehalten und sich gelabt, erhob sich ein Zank zwischen Beiden, weil Johannes durchaus verlangte, daß man Extrapost nehme, wogegen Herr von Driesch einwandte, daß er erstens noch heute und zweitens ungefährdeten Leibes und heiler Gliedmaßen auf Bechenburg ankommen wolle.

Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um, Johannes, sagte Herr von Driesch.

Wege und Posten waren damals so, daß Johannes gegen diese Argumente endlich nichts mehr anzuführen wußte. Sie kamen nun in

Westphalen hinein. Das Land zeigte sich ihnen anfangs von seiner schlechten Seite; es waren stundenlange Haiden, über welche sie oft, um gerader zu gehen, auf wenig betretenen Schäferpfaden wandern mußten. Der Tag war heiß und Herr von Driesch mußte häufig stehen bleiben, um sich die Stirne abzuwischen. Endlich gegen Abend zog ein Gewitter am Horizonte auf. Herr von Driesch war durchaus kein Liebhaber dieser Naturerscheinung; das Toben der Elemente verschwendete alle seine Großartigkeit an ihn umsonst, denn er pflegte Thüren und Läden schließen zu lassen und sich in den tiefsten Keller zurückzuziehen, um ein de profundis anzustimmen, so lange er Gott in den Donnern hörte. Und nun auf offener Haide! Er schritt weit, weit aus; der Sturm begann, schwere Tropfen fielen einzeln auf seine Stirn, dicke Staubwirbel wehten über die Haide. Endlich ward der Saum eines Gehölzes erreicht,

dessen Aeste und Stämme gepeitscht wurden, als seien es schlanke Kornhalme. Johannes stellte sich unter einen der nächsten Wipfel, Herr von Driesch aber hielt die Nähe der hohen Bäume für zu gefährlich; er schritt wieder auf die Haide hinaus und legte sich der Länge nach in ein tief ausgefahrenes Wagengleis. Die Blitze schienen ihm alle blos nach seinem Kopfe zu zielen, so nahe zuckten sie über die Erde hin. Ein prasselnder Donnerschlag schmetterte in den andern; — Johannes, Johannes! rief Herr von Driesch.

Was soll ich, Papa?

Gott möge ihnen vergelten, was sie heute an mir thun, stöhnte der geängstete Schäfer der Pegnitz, die in dem tiefen Gleis von den Regengüssen nachgebildet wurde und um ihn rauschte — O Johannes, mein lieber Sohn Johannes! — Johannes kam heran. — So, Kind, du verlässest mich nicht; du sollst Vater und

Mutter ehren, Johannes; komm, tritt hierhin, über mich, auf beide Ufer von diesem Gleise, — mit gespreizten Beinen, so — etwas weiter die Beine auseinander, so!

Aber, was hilft's? ich werde naß und Gnaden Papa auch.

Thut nichts, mein Sohn, bleib' nur so stehen, Kind.

Nein, Papa, laß mich unter den Baum zurück.

Bleib', sage ich, oder — fuhr Herr von Driesch zornig auf; dann bekreuzte er sich: Gott verzeih' mir die Sünde!

Aber, Papa, wenn ich nur wüßte, was es bedeuten soll?

Sollst es erfahren, nachher; steh nur, steh!

Soll ich den falben Fritze haben, Papa? — Ich kann's gar nicht mehr aushalten.

Nimm ihn, nimm ihn, lieber Sohn, Herzensjunge, aber steh!

Johannes stand, wie der Koloß von Rhodus im verjüngten Maßstabe, die Beine über seinen Vater spreizend, der unten im Gleise lag und nur zuweilen hin- und herruckte, wenn das Wasser in gar zu starken Güssen auf ihn zubrodelte; so oft aber ein Blitz und fast im Augenblicke darauf der Donnerschlag kam, schnellte er vor Angst aus der Flut in die Höhe, wie ein Fisch an warmen Sommertagen. So verging fast eine halbe Stunde, worauf die Zwischenräume zwischen Blitz und Donner länger wurden und das Rollen des letztern aus knatterndem Rasseln in ein dumpfes und fernes Getöse überging.

Gott sei Dank! sagte Herr von Driesch; laß mich jetzt aufstehen, Johannes! Er erhob sich; sein Schäfername, der Säuberliche, war im eigentlichsten Wortverstande beschmutzt und alle Versuche, ihn wieder zu Ehren zu bringen, blieben ohne Erfolg.

Papa, sagte Johannes, und schlenkerte rechts und links seinen Hut, um das Wasser daraus zu spritzen; — weshalb habe ich so stehen müssen, Papa?

Das will ich dir jetzt sagen, mein Sohn. Sieh, der Blitz trifft immer die höchsten Gegenstände und fährt an ihnen herunter in die Erde hinein, wo er den Donnerkeil stecken läßt. Hätte der Blitz nun heute hier einschlagen wollen, so wäre er unfehlbar in deinen Kopf, als den höchsten Gegenstand in der Nähe, geschlagen und hätte alsdann seinen weitern Verlauf durch deinen Leib, ferner durch eines deiner Beine genommen und das Bein hätte ihn ganz unschädlich in die Erde abgeleitet.

Oh?! sagte Johannes, voll Verwunderung über die tiefe Naturkunde seines Vaters. — Aber, Papa, ich wäre doch todtgeschlagen?

Lieber Sohn, du hättest das neidenswerthe

Loos gehabt, für deinen Vater den Heldentod zu sterben; dulce est pro patre mori!

Aber 's nächste Mal thu' ich's nicht wieder, Gnaden Papa, brummte Johannes.

Drittes Kapitel.

Das Gut Bechenburg liegt nahe bei dem Städtchen L. in Westphalen. Man geht an einem breiten Graben her, den ein Wald alter gewaltiger Kastanienbäume beschattet, wendet sich dann rechts und hat nun nach zwanzig Schritten eine tiefliegende Mühle, mit Wiesengründen dahinter, zu seiner Linken; zur Rechten das erste Thor des Gutes, zwei Steinsäulen, auf deren einer ein wappenhaltender Löwe, ein höchst blutdürstiges Ungeheuer kauert, während sein Nachbar, von der andern heruntergefallen, im Schilf des versumpfenden Grabens liegt, von einer üppig grünenden Vegetation

Schlammpflanzen bedeckt. Die Zugbrücke war ehemals in gutem Stande; man kann noch die eisernen Rollen oben an den Thorsäulen sehen, über welche ihre Ketten liefen. Das zweite Thor bildet eine niedere Durchfahrt, so niedrig, daß ein verdeckter Wagen vergeblich versuchte hindurchzukommen; man darf daraus auf das Alter der Burg schließen, die, klein und eng zusammengebaut, nicht jünger als das fünfzehnte Jahrhundert sein mag und jedenfalls für Menschen mit bescheideneren Ansprüchen auf Bequemlichkeit und äußern Glanz gebaut ward, als unsre Generation hegt.

Unsre Reisenden hatten nach ihrem Unfall ein Unterkommen für die Nacht gesucht und im nächsten Kirchdorfe bei dem Pfarrer gefunden. So schritten sie erst am andern Tage, fast gegen Mittag in den Hof ihres Gutes ein und gelangten, um einige Haufen aufgeschichteten Bauholzes her, durch ein ganzes Volk aus-

einanderstäubender Hühner, endlich über eine auf den Treppenstufen sich sonnende Katze, der Johannes nicht unterließ auf den Schwanz zu treten, in das Innere. In der kirchengroßen Küche saß eine Frau am Feuer und reihte Zwiebeln auf.

Guten Morgen, Frau Fahrstein, sagte Herr von Driesch.

Ach, Ew. Gnaden! sieh mal, sieh mal, schon da! Ich wußte wol, daß Ew. Gnaden kommen würden.

Ihr wußtet das? fragte Johannes. Herr von Driesch stieß ihn in die Seite.

Frag doch nicht nach ihren Hexenstücken, flüsterte er.

Ei freilich, Junker, sagte Frau Fahrstein; das kleine Hütchen hat schon Alles in Bereitschaft gesetzt, auch den Großvaterstuhl für den jungen Herrn abgestäubt und ans Kamin geschoben; dann weiß ich immer, wie viel die

Uhr geschlagen. Sie war aufgestanden und suchte nach ihren Schlüsseln. Johannes blickte unterdeß in der Küche umher; dann ging er in den Hintergrund und schaute durch die Fenster in den Garten, zuletzt durch eine halb offenstehende Thüre in das Schlafkämmerchen der Frau Fahrstein: Wer schläft denn da noch? sagte er.

Johannes, Johannes! rief Herr von Driesch ängstlich.

Frau Fahrstein näherte sich der Kammerthüre und schaute mit verschmitzten Blicken hinein.

Still, still, Junker, flüsterte sie, mein Mann schläft noch; der arme Schelm ist schwachen Leibes.

Aber, sagte Johannes, ihr Mann? Der ist ja lange — er hat ja todte Augen!

Johannes starrte den Schläfer an, der ihn mit hohlen gläsernen Augen aus den Kissen anblickte: es war nichts, als eine Maske, über einem, wie es schien, ausgestopften Bieber-

wamms befestigt und eine Schlafmütze darüber. Der Junker sah fragend nach dem Vater hin, der noch am Herde stand und hinter Frau Fahrstein's Rücken seinem Sohne ein Zeichen nach dem andern machte. Die Frau schien Johannes letzte Worte überhört zu haben und klapperte in ihren Holzschuhen zur Küche hinaus, um ihrer Herrschaft die Wohnzimmer aufzuschließen.

Herr von Driesch trug der Verwalterin auf, ihm einen Boten zu besorgen, der seine Domestiken und Sachen von Grünscheidt nach Bechenburg beordern sollte. Als sie gegangen war, sagte er:

Johannes, was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Fürwitz. Was geht es dich an, wenn die Alte lieber einen Strohmann mit sich zu Bette nimmt, als gar keinen. Reize sie nicht; ihr ist nicht zu trauen. Sonst ist sie ein gutes Weib, und wenn sie etwas wirre ist, so

hat sie in ihrer Jugend auch viel aushalten müssen, wovon mehr Leute zu viel bekommen haben würden; laß sie in Frieden, sag' ich dir.

Johannes setzte sich in seinen Großvaterstuhl und Herr von Driesch machte Anstalten zu einem Bericht wegen Mordanfall und Landfriedensbruch von Seiten des P. P. von Katterbach auf Diependahl an eine Kurfürstlich Pfälzische hochpreisliche Landesregierung zu Düsseldorf.

Den Nachmittag brachte der Gutsherr mit Schreiben zu, während Johannes draußen wilde Holztauben jagte. Als aber der Abend eingebrochen war, fühlte er schmerzlich den Mangel seines Virgil und Horaz; er hatte nur des Erasmus Colloquia in die Jagdtasche gesteckt, als er zu seiner glorreichen Wahrung der possessio novissima des Mühlenbergs ausgezogen war; leider war es eine Elzevir-Ausgabe in Duodez und Herr von Driesch konnte die

kleinen Lettern Abends nicht mehr lesen. Die Langeweile führte ihn zu der Verwalterin hinunter. Die Frau saß wieder allein an ihrem Herde, hatte ihre Katze auf den Schoos genommen und sprach leise Worte vor sich hin. Das knisternde Holzfeuer, das hoch um eine aufgehängte Eierkuchenpfanne lohte, erleuchtete den weiten Rauchfang voll Wintervorräthe an Zwiebeln, Fenchelbüscheln, Würsten und Speckseiten; der große übrige Raum wurde nur zuweilen erhellt, je nach dem die Flamme sich bewegte, so daß bald die hölzerne Wendelstiege in der Ecke, bald die entgegengesetzte Wand mit den Hirschgeweihen, den paar verrosteten Jagdgewehren und dem Blasinstrumente, das Jäger den halben Mond nennen, grell beschienen, hervortrat. In dem Winkel unter der Treppe saß eine Magd und reinigte den Salat zum Abendessen. Der Gutsherr setzte sich ans Feuer, aber so, daß er die Thüre zu der Schlaf-

kammer, wohin er zuweilen einen scheuen Blick streifen ließ, nicht im Rücken hatte.

Herr von Driesch hatte immer ein unheimliches Gefühl der Alten gegenüber; um sich zu beruhigen, begann er zu sprechen und erzählte ihr von seinem Abenteuer mit dem Hofrath. Bei dem Namen Katterbach zuckte das Gesicht der Alten leise zusammen; ihre grauen Augen blickten wie bohrend durch die langen weißen Wimpern den Gutsherrn an.

Herr, sagte sie, ich bin eine alte Frau und weiß nicht, ob die Diependahler oder ob Ihr das Recht habt, auf dem Berge zu jagen; aber das weiß ich, daß Ihr den Mann, so Ihr da nanntet, in Gottes Namen jagen lassen würdet, wo er will, wenn Ihr sehen könntet, was ich sehen — sie stockte.

Was habt Ihr gesehen, Margreth? sagte Driesch gespannt.

O Herr, ich bin alt geworden und habe

Vieles gesehen in diesem Lande und auch in andern Ländern bei den Welschen.

Ja, Margreth, das mein' ich nicht; Ihr könnt mehr sehen, als andere Leute und ich möchte wissen, was Ihr von Katterbach gesehen habt — Ihr versteht mich wol — so des Nachts, flüsterte der Gutsherr und fügte laut hinzu: Lene, geh' mal hinaus.

Laßt das Mädchen nur bleiben, sagte die Verwalterin; ich habe nichts gesehen.

Der Schein der Flamme fiel in ihr Gesicht, in dessen markirten Zügen der Freiherr eine starke innere Bewegung sich abspiegeln sah; vielleicht täuschte er sich auch, denn es konnte der grelle gelbe Lichtschein sein, was die Wirkung hervorbrachte.

Aber Margreth, hub der Freiherr, dem Alles daran gelegen war, die Frau zum Sprechen zu bringen, nach einer Pause wieder an — wie war es, als Ihr den Geller's Kotten

brennen saht, der ein Halbjahr später wirklich in Asche lag?

O Herr, es ist keine Freude, so in der Nacht heraus zu müssen; in den Mondstrahlen ist viel scharfes Gift für manche Leute, wenn sie ihnen auf dem Kopfe stehen. Die Nächte sind kalt; aber man merkt es nicht, daß man friert, und ging es auch bis auf die Knochen.

Und dann seht Ihr die Flammen und die Menschen so deutlich, als wenn es wirklich geschehe? Und könnt Ihr das Rufen und das Glockenläuten auch hören?

Die Verwalterin stand auf, rückte einen Stuhl und zündete die Oellampe an, welche ein hölzerner Arm, der aus der Außenseite des Rauchfangs sich in die Küche erstreckte, vor einem gebräunten Magdalenenbilde hielt: Es ist morgen Schutzengelfest, sagte sie. Dann nahmen ihre Züge plötzlich einen sehr heitern Ausdruck an: Guten Abend, junger Herr, da

setzt Euch, Ihr seid gewiß kalt geworden. Mein Sohn, Ew. Gnaden!

Der Eintretende war ein junger Mensch von etwas über zwanzig Jahren; in seiner Haltung lag viel Schüchternheit, etwas sehr Befangenes; er war so verlegen, daß er zur Begrüßung des Gutsherrn nur einige rasch wiederholte Verbeugungen, aber keine Worte hatte. Herr von Driesch hätte freilich für sein Leben gern mehr von der Alten vernommen, was sie denn eigentlich von seinem Feinde wisse; aber dennoch war ihm der Eintritt des jungen Menschen willkommen, weil er ihm einen Anflug von ängstlichem Grausen vertrieb, das bei den Reden der Frau ihn immer kälter angeweht hatte. Beide waren bald in ein Gespräch vertieft, das des Gutsherrn Ideen eine ganz andere Richtung gab und großes Interesse für ihn bekam. Der Sohn der Verwalterin war ein Dichter wie er, aber statt daß Herr von

Driesch darüber eine gewisse Unbehaglichkeit gefühlt hätte, mit einem Plebejer auf demselben Felde sich zu begegnen, betheuerte er, der junge Mann sei der Einzige, von dem man etwas lernen könne, das nicht in Büchern stehe.

Viertes Kapitel.

Es war eine wunderliche Frau, die Verwalterin von Bechenburg, Margreth Fahrstein oder auch die Römische Margreth genannt. Einige sagten gerade heraus, sie sei nicht besser als eine Hexe, und der Pfarrer schüttelte blos den Kopf und zuckte die Achseln, wenn man das sagte, aber gar nicht so, als wolle er mit dem Kopfschütteln die Behauptung in Abrede stellen. Sie saß immer auf dem alten Kastell und kam nicht einmal in der österlichen Zeit herunter, um in ihrer Pfarrkirche, wie es doch deutlich in den fünf Geboten der heiligen Kirche geschrieben steht und eines jeden Christenmenschen Pflicht ist, zur Beichte und zur Communion zu gehen. Sie könne die Kirchenluft

nicht vertragen, sagte sie. Das war aber nur ein leerer Vorwand, denn wäre sie in der That so kränklich gewesen, dann hätte sie's nur sagen dürfen und der Pfarrer wäre gern zu ihr gekommen und hätte ihr das Sacrament ins Haus gebracht. Nun wäre kein altes Weib männlichen oder weiblichen Geschlechtes, von jungen oder alten Jahren, in dem Städtchen L. gewesen, das nicht dreist behauptet hätte, der Teufel habe es ihr verboten in Gottes Kirchen zu gehen, wenn nicht ein merkwürdiger Umstand laut dagegen gesprochen: Frau Margreth war nämlich vor vielen Jahren, als sie noch kräftig und gesund und blühend gewesen, einmal nach Sanct Jago di Compostella in dem fernen Lande Galicia, das noch hinter den Spaniolen liegt, einmal sogar nach Jerusalem und zweimal nach Rom gewallfahrtet; das Letztemal, nach Rom, mit nackten Füßen; auf dem Wege hatte sie zur Ehre Gottes gebettelt und

Nachts ein Obdach in den Klöstern erhalten, da man damals noch gar keine lange Tagereise zu machen brauchte, um von einem Kloster zu dem andern zu kommen. Später war sie noch jedes Jahr um Pfingsten zu dem wunderthätigen Christus nach Coesfeld gepilgert. Freilich sagten die Leute, das habe sie nur gethan, um ihren Mann todt zu beten. Aber das sei dummes Zeug, meinte die Küsterin, die sich immer ihrer anzunehmen pflegte; dann hätte sie nach Werl zu der heiligen Muttergottes gehen müssen, denn die Mannsleute ständen immer einander bei.

So viel war gewiß, daß die Römische Margreth — diesen Namen hatten ihre Pilgerfahrten ihr eingebracht — aus einer Familie war, auf der kein Segen lag. Dies verhielt sich so: Ihr Vater, ein wohlhabender Schulze in einem mehrere Stunden entfernten Dorfe und ein sehr stolzer, hartnäckiger Mann, dessen Nacken so

steif schien, wie das Holz seiner hohen Eichen, stand eines schönen Nachmittags auf dem Anger vor seinem Hause. Es war ein warmer Tag, auf Kreuzerhöhung, wenn die Gemeinde jährlich einen feierlichen Umzug mit dem Sacramente und den Fahnen hielt, daß der liebe Gott eine gesegnete Ernte verleihe. Die Procession zog dann um die sämmtlichen Getreidefelder des Dorfes und auch über ein Kornstück des Schulzen, durch welches ein schmaler Fußpfad von seinem Hofe nach der Kirche und dem Mittelpunkt des Dorfes lief. Eigentlich brauchte der Schulze den Fußpfad nicht zu leiden, denn Niemand konnte sagen, daß er dies als Servitut auf seinem Grundstücke habe; aber da es zur Bequemlichkeit seines eignen Hofes war, hatte er es so einreißen lassen und auch geduldet, daß andere Kirchengänger sich des Richtweges bedienten. Seit einigen Jahren war nun auch die Procession denselben Pfad gezo-

gen. Das war aber ein Anderes; das war eine ganze Flut von Leuten, die ihm seine Saat zwei Ellen breit an jeder Seite niederstampften. Der Schulze wollte das nicht ferner dulden, und war jetzt da, um seine Protestation einzulegen. Er hatte das Wamms abgeworfen und ging, eine lange Tabakspfeife im Munde, unter den Eichen seines Kampes auf und ab, aus deren Schatten er die üppig aufgeschossenen Saaten seiner Felder überschauen konnte. Aus der Ferne hörte er das Singen; helle, etwas kreischende Stimmen der Frauenzimmer, und dann als Chor den tieferen Gesang der ganzen Gemeinde; von seinen Leuten war Niemand dabei, er hatte sie alle zu Hause gehalten und sie kamen jetzt heraus und stellten sich auf die Wallhecke des Kampes, um zuzuschauen. Die Procession kam näher; zuerst ein Chorknabe mit dem Kreuz, nach ihm zwei Andere mit den beiden Kirchenfahnen und nun

die Weiber zuerst, alle in buntem Sonntags-staat. Dann schritt der Pfarrer heran, unter dem Baldachin, und die Männer schlossen mit der Bruderschaftsfahne den Zug. So gingen sie eine Strecke zwischen den Eichen und dem Ackerfelde den grünen Rain entlang; als die Vordersten nun da angekommen waren, wo der Weg links abbog und über des Schulzen Grundstück lief, entstand ein Gedränge; die Fah-nen- und Kreuzträger hielten still, die Mäd-chen drängten sich aufeinander und der ihnen folgende Pfarrer begann zu schelten, weshalb sie den Zug in Unordnung brächten.

Herr Ohm, sagte eines der Mädchen, in-dem sie so den Pfarrer nach der Sitte des Lan-des zum Verwandten machte — Schulze Well-meyer hat einen Schlag vor den Pfad machen lassen.

Das war in der That so; es war ein brei-ter Schlag quer über den Weg gezogen; an

beiden Seiten war ein Wall aufgeworfen und Dorngestrüpp darüber gelegt.

Hierüber ward der Pfarrer erzürnt, denn wenn der Schulze eine solche Neuerung anfangen wollte und Recht dazu zu haben glaubte, so hätte er's den Tag vorher ja anzeigen können.

Oeffnet den Schlag, Schulze! sagte der Pfarrer laut, indem er sich nach dem Eichkamp wandte. Da stand der lange Schlingel — er hatte nicht so viel gethan, sein Wamms wieder anzuziehen — und schüttelte den Kopf, denn laut zu antworten wagte er doch nicht, und drohte mit geballter Faust ein paar Buben, die von seinem Wall die Dornsträuche wegzureißen im Begriff waren. Der Pfarrer aber besann sich, was in seinen Händen ruhte, und daß es sich deshalb für ihn nicht zieme, einen Streit anzufangen. Darum ließ er die Vordersten sich wieder ordnen und befahl, daß sie auf demselben Wege zurückziehen sollten; bevor

er aber selbst umkehrte, sagte er: Wellmeyer, Wellmeyer, du verschließest nicht mir deine Wege, sondern unserm Herrgott!

Ei, ob der Pfaffe was schwatzt! sagte Wellmeyer; innerlich schien er aber betroffen; er raisonnirte wenigstens den ganzen Tag über auf's grimmigste. Endlich ward es Zeit zum Schlafengehen; Wellmeyer, welcher zumeist der Letzte im Hause auf war, hatte auch schon die Mütze über die Ohren gezogen und drückte sie müde in die Kissen. Auf einmal hob er den Kopf wieder. Das ist doch wunderbarlich, sagte er langsam, fuhr mit der flachen Hand über die Augen und machte seine Ohren von der Schlafmütze frei; dann schüttelte er heftig den Kopf und horchte nun wieder: Ja, immer noch — immer zu; — sagte er leise; ei, mein Gott, sollte das Einem so ins Geblüt fahren können? — Aber es ist ja deutlich draußen! — Er sprang auf und trat ans Fenster. Draußen

war heller Mondschein; das war Alles, was Wellmeyer sah. Er legte sich wieder hin, aber schlafen konnte er die Nacht nicht; er mußte immer zu horchen, bis nach drei Uhr, wo es aufhörte.

Als er des Morgens aufstand und in die Küche ging, standen seine zwei Töchter und der Großknecht am Herd und flüsterten mit verstörten Gesichtern untereinander. Er fragte mürrisch, was sie hätten. Vater, sagte Thekla, wir haben die ganze Nacht draußen laut die Procession singen gehört. Herrmann ist auch aufgestanden, aber er hat nichts sehen können; nur Margreth hat etwas gesehen, aber sie will nicht mit der Sprache heraus. Der Schulze ward blaß, er wendete ihnen schnell den Rücken zu und sagte: dummes Zeug! — wollt ihr's Maul halten!? Dann ging er, ohne das Frühstück anzusehen, auf den Eichkamp hinaus. Es war nicht viel Gutes, was Schulze Wellmeyer sah, als er auf dem Eichkamp stand: drüben auf

dem Grundstücke, worüber der Fußweg lief, war rechts und links dem Pfad entlang alle Saat niedergetreten, als wenn nun doch eine Menge Menschen sich hinübergedrängt hätte; sein Schlagbaum und der Wall, den er aufgeworfen mit dem Dorngestrüpp, die waren unbeschädigt, aber alle Frucht am Wege war verdorben.

Von nun an ging es dem Schulzen schlecht. Es schien, als ob Hagelschlag und Gewitter es allein auf des Schulzen Acker abgesehen hätten; drei Jahre nachher — es war just in der Octave von Kreuzerhöhung — brannte sein Haus und der Speicher ab; seine Frau bekam die fallende Sucht und, was das Merkwürdigste, noch bis auf diese Stunde ist auf dem Wellmeyershofe nie ein männlicher Anerbe, eben so wenig, wie jetzt seit über tausend Jahren auf dem Mordhofe zu Aplerbeck, wo man in heidnischen Zeiten die heiligen Brüder Ewaldi erschlagen hat.

So war der reiche Schulze nach und nach heruntergekommen, daß seine Töchter, von denen nur die jüngste, welche ihrem Manne den Hof zubrachte, heirathen konnte, bei fremden Leuten dienen mußten. Margreth kam als Magd nach Diependahl, zu der Familie von Schemmey, die dort wohnte und aus einer alten Dame und ihrem Stiefsohne bestand. Sie wohnte lange dort; sie war schön, bildschön, sagten die Leute, welche sie damals gesehen hatten, aber auch hoffärtig, eigensinnig und verschlossen, gerade so, wie ihr Vater, der alte Wellmeyer. Nun, es ist auch eine harte Sache, fremder Leute Brot essen zu müssen, für die Tochter eines freien Schulzen, der vielleicht über Karls des Großen Schwert gesetzt ist, damit zu richten über Alles, was Vehmwroege, und der jedenfalls weiß, daß seine Vorfahren seit uranfänglichen Zeiten auf seinem Hofe gesessen haben und die eigentlichen Herren des Landes

sind, so daß der heutige Adel nur braucht auszusterben und es kann dann nicht fehlen, daß alle seine Güter und Grundstücke wieder den Schulzen zufallen. Wer kann es der schönen Margreth also verargen, daß sie sich nichts wollte bieten lassen? Die von Schemmey behandelten sie auch gut; denn als der letzte Baron geheirathet hatte, ward sie Wärterin bei seinen Kindern. Und doch hatten sie so viel Noth mit den Kindern und ließen von allen Domestiken keinen ihnen nahe kommen, als nur die schöne Margreth, die auch mit nach Paris mußte, als die Herrschaft dahin zog.

Die Schemmeys waren gestorben. Nach ihren Tode war sie noch eine Zeitlang auf dem Gute gewesen, bei dem neuen Herrn, von Katterbach, der als Lehnsfolger die Besitzungen der erloschenen Familie angetreten hatte. Darauf folgten ihre weiten Pilgerfahrten und nach diesen ihre Heirath. Mit der war es auch son-

derbar zugegangen. Als sie das letzte Mal wieder nach Hause gekommen, hörte sie, daß es dem Schulmeister ihres Dorfes so erbärmlich gehe. Der arme Mann hatte die Gicht so stark in allen Gliedern, daß man ihm seine Stelle hatte nehmen müssen; zu gleicher Zeit waren ihm zwei Kühe, sein einziger Reichthum, innerhalb dreier Wochen nach einander gefallen; und nun lag der arme Mensch contract in seiner Hütte, ohne daß sich Jemand um ihn kümmerte und ihn pflegte; seine Frau war lange todt, und seinen Sohn, einen baumlangen Menschen, hatten die Preußen für die Potsdamer Wachtparade gestohlen. Der Mann hätte durchaus wieder eine Frau haben müssen, die Tag und Nacht um ihn wäre; aber wer wollte den kranken Schulmeister nehmen, um mit ihm auf dem baaren Stroh zu liegen und sich was vorstöhnen zu lassen?

Margreth ging zu ihm und sagte ihm, daß

sie es wolle. Der arme Schelm traute seinen Ohren nicht, aber als sie damit anfing, ihn zu pflegen und einen Doctor herbeizuholen, der nur aufschreiben durfte — Margreth bezahlte Alles — brachte sie ihn bald so weit, daß er mit ihr den Kirchgang machen konnte. Und weil sie so gut angeschrieben stand bei den vornehmen Leuten auf Diependahl und da herum, kostete es ihr nur eine oder zwei kleine Fußreisen — und der arme Schulmeister ward plötzlich als Verwalter auf Bechenburg angestellt, wo freilich nicht viel zu verwalten war, denn die Grundstücke des Gutes waren alle verpachtet. Endlich starb er ihr ab; Margreth schien sich aber so an ihn gewöhnt zu haben, daß sie auch nach dem Tode nicht von ihm lassen konnte; wer ihn sehen wollte, dem zeigte sie ihn, wie er in ihrem Bette lag, d. h. seine Schlafmütze und sein Nachtwamms mit einer Maske dazwischen.

Nur zwei Umstände blieben geheimnißvoll

an ihr. Ich meine nicht den, daß Margreth für eine Vorgeschichtenseherin galt, denn das ist nichts Verwunderliches in Westphalen, daß es einzelne Leute gibt, die es Nachts heraustreibt — zumeist wenn der Vollmond am Himmel steht — um Dinge zu sehen welche sich erst später wirklich zutragen sollen und die aus ihrer Zukunft heraus einen Schatten werfen, der ihnen oft um lange Zeit vorausgeht. Das hab' ich selber schon erlebt. Es sind meistens Leute mit hellblonden Haaren und nixhaften Augen, aus denen eigenthümlich bohrende Blicke kommen, diese Seher; und sie klagen sehr über diese Gabe, als ob Gott sie damit strafen wolle; aber jeder Mensch hat seine Gaben und was Einem auferlegt ist, das muß man tragen. Nein, Margreth besaß zwei Dinge, von denen Niemand recht wußte, woher sie kamen; das eine war viel Geld und das zweite ein Sohn.

Die Leute wußten nur, daß sie den Sohn

als Knaben von drei Jahren zu sich genommen, als sie Haushälterin bei dem von Katterbach auf Diependahl war, und daß sie ihm eine außerordentliche Sorgfalt widmete; auch nannte sie ihn „junger Herr" und „Ihr" was darauf hindeutete, daß er wol einen vornehmen Vater haben mußte; doch konnte man darauf keine Schlüsse bauen, denn Margreth war in allen Dingen wunderlich. Woher sie aber das Geld bekam, ihn studiren zu lassen, das wußte und begriff anfangs Keiner. Zuerst war er in M*** auf dem Gymnasium gewesen; dann hatte sie ihn zu Altdorf und Helmstedt studiren lassen, als wär' er weiß Gott welcher vornehme Junker gewesen, und nachdem er nun zurückgekommen, sollte er, wie es hieß, noch nach Harderwyck gehen, um sich dort zum Doctor beider Rechte machen zu lassen, was doch, wie der Pfarrer sagte, nur für hundert holländische Ducaten zu haben war. Er

war übrigens ein stiller und sanfter, aber etwas grillenhafter Mensch, den Jeder lieb hatte, obwol man selten eigentlich verstand, was er sagen wollte, wenn er sprach; er sah Alles mit andern Augen an, wie andere Leute, und es hätte Keinen gewundert, wenn Bernhard Fahrstein — er hatte den Namen mitbekommen, in Ermangelung eines andern — behauptet hätte, der aufgehängte Buntekuh sei ein braver Mensch gewesen und er selbst sei ein Galgenstrick. Er hatte ein etwas blasses Gesicht, das zart und fein geschnitten war, und sehr weiche Züge. Weil er so zart gebaut war, schien er auch nicht groß; doch war er über mittlere Größe. Sein Auge war so blau und treu, wie das einer zahmen Taube, sein ganzes Wesen aber jungfräulich und sanft; ich glaube, er war so unschuldig wie ein neugeborenes Kind.

Fünftes Kapitel.

Der Grundzug im Charakter Bernhards war ein sinniges, tiefes Gemüth, das still und ohne äußern Prunk, wie eine zarte, rothblühende Erica auf den Haiden Westphalens erwachsen. Seine räthselhafte Abstammung, deren Geheimniß die Mutter nicht lüften wollte, diese still und wechsellos dahin fließende Kindheit — die Mauern eines alten verfallenen Ritterschlosses, dem nur der dunkle Wald drüben seine Grüße zurauschte, an dessen Thoren nur der kalte Nordwest, wie ein durchfrorener Pilger, um Einlaß pochte, den ihm die klappernden Bohlen nicht verwehrten; — die wunderlichen Bilder,

welche die abergläubische und abenteuerliche Gestalt der römischen Margreth in einer empfänglichen Phantasie wecken mußte; die Erziehung, welche eine solche Frau nur geben konnte, alles Das hatte seinem Gemüthe eine ganz eigenthümliche Richtung ertheilt. Wer zweifelt, daß die fessellosen Aussprudelungen desselben originell, tief wehmüthig und voll echter Poesie gewesen, wenn sie auch formlos waren? — Sie waren voll der Poesie, die auf der Haide wächst, die mit schlichten gelben Ginsterblüten sich begnügen muß, voll Muttersorge über das Nest der Lerche sich beugt und das Rieseln und Pfeifen des Windes in den Aesten einer einsamen Föhre belauscht; die aber, wenn sie ihren Aufschwung nehmen will, gleich zum blauen Himmel hinauf muß, weil die Haide keine anderen Höhen hat.

Als Bernhard größer geworden und von den Schulen zurückgekommen war, begann sein Le-

ben reicher an Ereignissen zu werden, als seine Kindheit gewesen. In der Nähe von Bechenburg war ein adeliges, freiweltliches Damenstift, zu dem er häufige, von seiner Mutter gern gesehene Ausflüge machte. Wir wollen ihn auf einem derselben begleiten.

Es war ein heißer Nachmittag am Tage nach Herrn von Driesch's Ankunft auf seinem Gute. Als Bernhard aus dem Forste trat, der nach zwei Seiten hin das Gut umgibt, flimmerte die Luft wie lauter Silberfäden über den Pflanzen der Haide. Sie lag wie ein großes braunes Tuch ausgespannt vor ihm, von den Blüten der Immortelle hier und da röthlich überhaucht; dazwischen hielt eine Orchis den stämmigen Stengel mit der Blütenperrücke dem Luftzuge entgegen, oder ließ das Gentian seine tiefblauen Glocken im Winde spielen. Den Horizont besäumten blaue Waldungen; aus nähern Baumgruppen lauschten

einzelne Strohdächer hervor, hier und dort auch mehrere zusammen, von denen das größte dann zum Theil mit Ziegeln gedeckt war, ein ansehnlicheres Gehöfte. Auf der Mitte des Weges stand eine alte Buche mit einem Marienbild am Stamme und darunter eine Steinbank. Bernhard rastete dort, denn es knüpften sich liebe Erinnerungen für ihn an diese moosige Steinplatte; er überblickte seinen Pfad, den er so oft jetzt, trotz Regen und Wetter, trotz prellender Sonnenstrahlen zurückgelegt hatte; er kannte jeden Stein, jeden Baumstumpf am Wege, und jedes Ding hatte ein besonderes Auge, mit dem es ihn ansah; vor allen das Muttergottesbild, das nicht schlecht gehauen, wenn auch etwas verwittert war und ihm mit den Zweigen, die es oben schützten, zu sprechen schien. Als Knabe hatte er es oft genug mit dem Kopfe nicken gesehen, vorzüglich in der Dämmerung; und wenn er fortgegangen, winkten ihn die Zweige zurück.

Er schritt weiter, immer über die Haide fort; als er fast eine Stunde zurückgelegt, kamen Wiesengründe mit Erlengebüsch, dahinter eine Mühle an einem von Schwertlilien umgebenen Weiher, auf dem Enten in der grünen Wasserlinsen-Decke schnatterten und lange Fäden aus dem Grunde zogen. Am Ufer stand ein zwölfjähriges Mädchen mit hochblondem Lockenhaar und wasserblauen Augen, das einen zierlichen Knicks machte und dem jungen Herrn eine Kußhand gab; sie war nett gekleidet, ein Drahthäubchen mit Bandschleifen, ein weißes Fürtuch — sie sah nicht aus wie ein Bauermädchen, sondern wie eine Kammerzofe in Miniatur.

Wie heißt du, Kleine? fragte Bernhard.

Müllers Veronika, antwortete sie ohne Anstand.

So, Veronika? Dann ist wol die gnädige Frau Aebtissin deine Pathe?

Ja, Onkel, sie hat mir noch heute etwas

geschenkt. Die Kleine zeigte ein auf Pergament gemaltes Bildchen mit einem Rand, der künstlich durchbrochen war, wie die sauberste Filigranarbeit. Man sah, die Kleine war gewohnt, von vorüberwandelnden Fremden angeredet zu werden und zugleich zu einem jüngferlich sittigen Betragen angehalten worden.

Bernhard hatte die Immunitas sancti Cyriaci oder die Abteifreiheit betreten, wie eine am Wege stehende Steinsäule zeigte; nun kam ein langer hölzerner Steg, der wie eine Brücke über sumpfige Wiesengründe führte. Die ganze Fläche unten war blau von Vergißmeinnicht; an den tieferen Stellen standen kleine Wasserflächen, in denen gelbe Nymphäen sich auf ihrem breiten glänzenden Blatte schaukelten, wie eine Orange auf ihrem Fruchtteller. Geisblatt und weiße Winden überrankten das Weidengebüsch, das sich hier und dort an den Steg drängte und wie müde Arme seine Aeste auf

das Geländer gelegt hatte: es war ein Spaziergang, wie ein Stiftsfräulein mit Triller's Gedichten in der Hand ihn nur wünschen konnte. Der Steg endete an dem Gehölze, das unmittelbar die Abtei umgab; ein recht gut gehaltener Forst, in dem sich an vielen Bäumen saubere Täfelchen mit Nummern zeigten, als Beweis, daß die Aebtissin ihren Förster hielt, der ein sehr ordentlicher Mann war und unter tausend unnützen Umständlichkeiten — Kapuziner-Arbeit nennt man's bei uns — seinen Mangel an eigentlicher Arbeit zu verbergen suchte. Hier und dort waren Alleen angelegt und Points de vue ausgeschlagen; in alle Bäume am Wege waren Namenszüge und brennende Herzen eingeschnitten, auch Verse an Phyllis oder Chimene in Ueberfluß, wo sich irgend eine glatte Rinde zeigte. Auf einer Rasenbank in einer der Alleen saß eine Stiftsdame, ein Buch, in dem der Wind blätterte, in der Hand. Sie

stand auf und entfloh bei der Annäherung des jungen Mannes in das Gebüsch wie eine scheue Hinde; doch sah Bernhard bald nachher, wie sie in einem Seitenwege, der parallel mit dem seinen lief, gleichen Schritt mit ihm hielt und zuweilen durch die Lücken des Unterholzes verstohlene Seitenblicke nach ihm aussandte. Wo die Wege zusammen trafen, war sie verschwunden.

Vor dem Thore begegneten ihm drei Zofen, die Arme um einander schlagend, wie drei Grazien, mit feinen Drahthäubchen und glänzend weißen Schürzen, deren Bruststück nonnenhaft bis an die Schultern hinaufging, daß sich das gekrönte Herzchen von Gold-Filigran mit den blutrothen tiroler Granaten in der Mitte desto glänzender abhub. Bernhard zog artig sein Käppchen vor ihnen; sie gingen knicksend und mit niedergeschlagenen Augen an ihm vorüber, aber drei Schritte weit hinter seinem Rücken hörte er sie lebhaft flüstern und kichern.

Der Hof war groß und von den Häusern der Stiftsdamen umschlossen, von denen immer eines von dem andern durch den Garten der es umgab, getrennt war. Die Curien waren ansehnlich, jede mit einer hohen Treppe und ihrem Wappen über der Eingangsthüre. Nur die Abtei hatte auch einen Balcon und bekam dadurch den vornehmern Charakter; auch stand eine ausgespannte schwerfällige Karosse davor und ein Knecht war beschäftigt, das Leder einer Sänfte abzuseifen. Hinter ihr sah man die drei spitzen Thürme und die Giebel der Abteikirche sich emporheben. Das Ganze bot ein stilles Bild: das Klappern von Flachsbrechen, das aus den Oekonomiegebäuden scholl, und einige Pfauen, die auf dem Hofe gellend das Wetter anschrien, machten den einzigen Lärm darin, wenn man die Kanarienvögel nicht rechnet, denn an jedem Fenster hingen mindestens drei Käfige voll dieser gelben Musikanten.

Bernhard öffnete ein Gitterthor vor einer der Curien, die rechts nahe bei der Abtei lag, und schritt über den gelben Sand des Blumengartens, an verblühten Aurikelbeeten her, durch zwei lange Reihen von Blumenscherben mit herrlichen, farbenglühenden Nelken, bis er auf der obersten Treppenstufe stand. Die Thüre wurde von einer Magd geöffnet, welche ganz ihre Bauerntracht beibehalten hatte, dieselbe, welche auch der alten Margreth so gut stand, eine seidene Nebelkappe mit silberner Tresse, ein Tuchrock mit schweren Falten, an den Ermeln offen, die Jacke von demselben Stoff und ein schweres Silberkreuz an einem Sammtbande auf der Brust.

Ist das gnädige Fräulein zu Hause? Guten Tag, Anne-Marie, wie geht's? sagte Bernhard, durch die halbgeöffnete Thüre schlüpfend.

Ach, junger Herr, ja wol, gewiß wol, sie hat schon zweimal gefragt, ob Ihr noch

nicht da wäret. So, hier nur herein, ich will sie gleich rufen. Bernhard pochte das Herz, als er das Empfangzimmer, den sogenannten Saal betrat, den Anne-Marie aufschloß. Weshalb? wußte er selbst nicht; er sah sie ja zweimal in jeder Woche, seine Gönnerin, und stolz war sie auch nicht, sondern die Freundlichkeit selber; aber er war beklommen, als er wieder in dem bekannten Raume wartete und, ohne zu schauen, seine Blicke auf den ernsten Herrn im blauen Fürstenmantel heftete, der über dem Kamine hing und auf die Domthürme von M. wies, welche man hinter einem zurückgeschlagenen Vorhang im Hintergrunde des lebensgroßen Gemäldes erblickte. Es war der letzte Fürstbischof, der Oheim der Stiftsdame, welche Bernhard erwartete. Sonst war das Zimmer einfach; weiße Wände, an der Decke das Gebälke sichtbar, aber mit Stuccaturarbeit bedeckt, Kanapee und Stühle von rothem Plüsch

mit gelben Nägeln beschlagen; auf der Kommode Porzellanfiguren, ein Topf mit Potpourri in der Mitte und eine bronzene Uhr, an die sich ein flötender Schäfer lehnte mit einem Geschöpf zu seinen Füßen, das eben so gut Fidel, das treue Thier, als ein Lamm sein konnte — das und noch zwei Consolen zu beiden Seiten des Kanapees mit großen blauen Vasen aus chinesischem Porzellan machten das Ameublement aus, Alles in dem hübschen und phantasiereichen Geschmack, der nicht allein das Bedürfniß befriedigt sehen will durch eckige, schneidende Linien, wie wir sie vorziehen, sondern auch geschweifte Schönheitslinien, Schnitzarbeiten und Schnörkel verlangt, zum Zeichen', daß ein Uebriges vorhanden, welches zu Gunsten der Zierlichkeit verwendet werden mag.

Das Stiftsfräulein trat herein. Sie begrüßte ihn mit einem sehr feierlichen Knicks und einem freundlich-ernsten: — Guten Tag, wie

geht es Ihnen, Herr Doctor? — so hieß in den guten alten Zeiten Jeder, der von der Universität heimkam — und setzte sich dann. Anne-Marie stand an der Thüre, um auf ihre Befehle zu warten, als diese gegeben waren, ging die Alte und brachte gleich darauf eine Flasche Landwein mit einer Zuckerdose und einem Teller voll geschälter Mandelkerne und Traubenrosinen herein; ein anderer voll duftiger blauer Pflaumen, von der eignen Hand des Fräuleins für ihren Gast gepflückt, stand schon auf dem Tische. Sobald Anne-Marie aus der Thüre war, stand die Dame wieder auf, ergriff mit ihren spottkleinen weißen Händen die beiden Bernhard's und sagte: Wie geht's meinem Jungen? mit einem viel weicheren Tone, als ihre erste Begrüßungsformel trug. Bernhard sah sie mit einer schweigenden Innigkeit an und es konnte nun nur ein innerliches Seelenergötzen verursachen, ein Paar dieser treuen

blauen Augen so in das andere blicken zu sehen, als ob es darin die Seele wiedersuche, die aus dem eigenen hinüberschlüpfe.

Habt ihr wol je eine Stiftsdame gesehen? ich meine eine rechte ordentliche Stiftsdame, die von einer jetzigen gerade so verschieden ist, wie ein jetziger Johanniter-Ordens-Ritter von den panzerklirrenden Söhnen des heiligen Johannes von Jerusalem, damals als sie noch den weißbekreuzten Mantel trugen und ihrer Zwei auf einem Pferde saßen. Nein, eine solche Stiftsdame habt ihr noch nicht gesehen, ihr seid zu jung dazu, ihr seid so gar jung und eure Gedanken sind Wickelkinder; wenn sie schon im Jahr 1830 ein Schattenspiel angeschrien haben, so ist es viel, sehr viel.

Ich muß euch die Stiftsdame beschreiben. Sie trug ein weißes faltiges Kleid, das die volle, schöne Büste bis an den Hals hoch hinauf umschloß und von der schlanken Taille bis

über den Fuß niederhing; es war Schade für den Fuß. Die Aermel waren an den Ellenbogen offen und mit langen herabhängenden Spitzen-Engageanten geziert; auch die Schürze hatte einen breiten Spitzenbesatz. Das Haar war zum Theil von dem Wimpel bedeckt, was wieder Schade war für das goldne, fabelhaft reiche und seidenweiche Haar. Der Wimpel ist ein weißes gefälteltes Tuch von sehr dünnem, Linon genanntem Zeuge, das, um das Kinn gelegt, auf dem Scheitel zusammengenestelt wird und dann seine zwei Enden lang auf den Rükken hinabhängen läßt. Am Nacken, mitten zwischen den Schultern, war ein schmales Stück schwarzen faltigen Zeuges befestigt, das bis auf den Boden hinabflatterte, ganz wie ein Domherrnmantel.

Das Stiftsfräulein — sie hieß Katharina und war eine geborne Reichsfreiin von Plassenstein — war eine große, volle und blühende

Gestalt. Das Gesicht war ein regelmäßiges Oval, die Stirne hoch und schön geschwungen, das große blaue Auge hatte etwas Träumerisches; wenn sie die langen Lider schloß, konnte man deutlich darunter die Bewegungen sehen, welche der Apfel machte. Die Nase war lang und fein geschnitten, und der Mund klein; die ganze Partie umher hatte einen weichen kindlichen Charakter behalten. So nannte Jeder das Fräulein von Plattenstein schön; freilich, man hätte Manches gegen die unbeschränkte Anwendung dieses Beiworts auf ihre Züge einwerfen können, zum Beispiel, daß die Röthe der Gesundheit nicht auf ihre Wangen sich beschränkte, ferner, daß die Nase, ganz scharf betrachtet, eine geringe Abweichung von der geraden Linie zeige, wie das gewöhnlich bei klugen Leuten der Fall ist. Aber, wer hätte das bei einem Gesichte, wie das ihrige, bemerkt? Es verschwand unter dem Eindrucke, den das Ganze

machte, und dieser Eindruck war im höchsten Grade anziehend. Das Alter der Frauen ist zwar ein Geheimniß, außer bei den armen Prinzessinnen, die im Staatskalender stehen; aber man konnte es bei ihr doch ungefähr bestimmen. Sie hatte vor zwei Jahren ihre eigene Curie bekommen; das geschah, wenn die Stiftsdamen fünfundzwanzig Jahre zählten; so lange mußten sie als Residenzfräulein bei einer ältern Chanoinesse wohnen: also war sie mindestens siebenundzwanzig Jahre alt. Aber Menschen mit umfassendem Geiste, wie der Katharinens war, sind jung und alt zu gleicher Zeit; sie haben alle inneren Schätze und Gefühle des Kindes, seine lebhaften Empfindungen und seine Lust an allen kräftig gefärbten Erscheinungen sich gerettet und zugleich durch Intuition alle Erfahrungen des Alters vorweggenommen. Sie umfassen auf einem Standpunkte das ganze Leben. Das ist das Geheimniß des Genies.

Uebrigens hatte Katharina von Plassenstein mehre Gesichter; am auffallendsten war das, wenn sie auf dem Klavier phantasirte: es war nicht das schönste, denn sah man auch in ihren emporgeschlagenen Augen dann eine innere, Zeit und Erde überflügelnde Erhebung, so war doch damit der Ausdruck eines Stolzes verbunden, der sie unschön machte. Sie fühlte sich alsdann zu sehr als Kaiserin über ein Gebiet von Tönen und Gefühlen, über eine ganze, ihr gehörende Welt; dies nahm ihren Zügen an gewinnendem Reiz, was es ihnen an imponirender Hoheit zurückgab. Sie sah dabei aus, wie eine Prätendenten-Majestät. Schöner war ihr Gesicht beim Nachsinnen, wobei leicht ihre Wimper naß wurde. Sie bekam dann etwas Veleda-Artiges, das die ernste Ordenstracht nur noch mehr hervorhob; auch dann, wenn sie erzählte, was meist höchst seltsame Geschichten waren, die man besser bei Tage, als an dunk-

len stürmischen Abenden hört. Sie hatte noch ein Gesicht, das hatte Bernhard aber erst einige Male gesehen; einst, als er Abschied von ihr nahm, um eine Reise zu machen. Dann sah sie so freundlich — sie sah aus, wie eine trauernde Lachtaube.

Sie hatte kaum eine Weile mit ihrem Gaste sich unterhalten, als der Schäfer an der Bronze-Uhr flötete; gleich darauf schlug die Glocke der Abteikirche vier Schläge an und das Vesperglöckchen läutete. Ein Kammermädchen trat ein und küßte ihrer Herrin die Schürze. Dann stellte sie sich mit dem Brevier derselben an die Thüre, um ihr zum Chore zu folgen. Bernhard begleitete sie dahin, durch einen etwas feuchten und modrig duftenden Kreuzgang, der das enge, immer im Schatten begrabene Quadrum neben der Abteikirche mit seinen gothischen Arcaden umschloß. Am Ende desselben führte eine hohe Steintreppe durch eine kleine

Spitzbogenthür auf das Chor, das wie eine Emporkirche die hintere Hälfte des Münsters einnahm und eine Art zweiten Stockwerks darin bildete, vorn nach dem Altar hin mit einem niedern Geländer geschlossen, aus dessen Mitte ein großes steinernes Crucifix hervorragte. Die anderen Fräulein saßen zumeist schon in ihren geschnitzten Chorstühlen; keine verrieth, daß sie dem Begleiter Katharinens irgend Aufmerksamkeit schenke. An der linken Seite des Chors, etwas in die Kirche hinausragend, war der Erker, in dem die Frau Aebtissin steckte, von den Fräulein ungesehen, aber mit scheuen Blicken bewacht; ihm gegenüber an der rechten Wand der Kirche hing das lebensgroße Bild des Schutzheiligen, recht gut in Oel gemalt; einige der älteren Damen schienen eine besondere Andacht zu ihm zu tragen, wie sich aus ihren tiefen Verbeugungen, als sie daran vorübergingen, und ihren Blicken, die zuweilen darauf

hafteten, schließen ließ. Sanct Cyriacus war aber auch ein schöner Patron, blühend und hoch gewachsen; er saß in goldner Rüstung auf einem bäumenden und schnaubenden Apfelschimmel, der staunenswerth gut im Futter gehalten war.

Als die Vesper geendet, waren Katharina und Bernhard fast die Letzten, welche das Chor verließen. Sie gingen eine Zeitlang in dem schmalen und düstern Kreuzgang auf und ab. Bernhard besah die vielen Epitaphien, die an Wänden eingemauert waren, die meisten in dem schlechten Jesuitenstyl des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, einige aber weit älter, deren Unterschrift kaum mehr leserlich und auf denen der Donatar noch im Ringelpanzer und der Halsberge kniete, einen Helm von der Form des eilften Jahrhunderts neben sich; ihm gegenüber sein wohlverhülltes steinernes Ehgemahl und hinter ihr eine ganze Reihe kleiner Burgfräulein, wie Orgelpfeifen nach ihrer Größe

geordnet; Katharina wußte von den meisten irgend eine seltsame Geschichte. Das hier ist ein Miles von Schwalenberg, sagte sie; Sie sehen ihn allein, ohne Gespons. Er hatte in seiner frühesten Jugend einer Verwandten Treue gelobt, die einer verarmten Familie abgenommen und von seinen Eltern aufgezogen war; er hatte ihr hundert Mal geschworen, sie allein solle alle seine Güter haben, und werde dann reich genug sein, wenn sie ihm einwarf, sie sei zu arm, um an eine Verbindung mit ihm denken zu dürfen; die schwalenbergischen Besitzungen waren ausgedehnt und das Geschlecht gehörte zu den angesehensten jener Zeit. Aber eines Morgens war Agnes verschwunden; seine Eltern hatten sie in diese Abtei geschickt, die damals noch ein Nonnenkloster war und eine strenge Clausur hatte; und nun half kein Beten, Agnes mußte den Weihel nehmen. Der junge Edelknecht sollte eine andere Jungfrau aufsuchen,

mit der er den Namen fortsetze, aber ein Ritter des zwölften Jahrhunderts wußte sein Wort zu halten; er wollte nicht und es war nichts mit ihm anzufangen. Er wartete den Tod seiner Eltern ab und dann war das Erste, was er that, daß er alle seine Güter ohne Ausnahme diesem Kloster schenkte, mit der Bedingung, daß bei der nächsten Wahl Agnes zur Aebtissin gekoren werde, worauf der Convent natürlich gern einging. So hatte Agnes doch seine Güter bekommen. Er selbst behielt sich nur eine Jahrrente und seine väterliche Burg vor, auf der er die Bücher der damals berühmtesten Dichter abschrieb. Eines davon besitze ich, das Sie nächstens sehen sollen; seine Handschrift ist nicht besonders; aber die Bilder werden Sie freuen. Er war der letzte Schwalenberg; darum ist das Wappen umgekehrt. — Sehen Sie, dieser hier ist mein Held, fuhr sie fort, indem sie auf einen Ritter deutete, der ganz aufrecht an der Wand

stand, dunkelbraun bemalt und auf zwei gelbe Hündchen seine Eisenstiefel stellend — das ist Bernhard von Horstmar, auch der letzte dieses Dynastengeschlechts; er war ein Hauptanführer im zweiten Kreuzzuge und der westphälische Coeur de Lion; was mir ihn so lieb macht, ist, daß er neben seiner Tapferkeit so klug und brav war, und gewiß nicht seinen Vater todtgeärgert hätte, wie der englische. — Aber nun kommen Sie, Sie haben ja alle diese Geschichten schon einmal gehört.

Aber Sie wissen, ich bin wie ein Kind, das am liebsten die Geschichte wieder hört, die es schon kennt.

Gut, Sie sollen Alles noch einmal hören, aber nur draußen in der frischen Luft; es ist abscheulich feucht und dunstig hier. Sie gingen durch einen von Rebenlaub umzogenen offenen Spitzbogen in einen großen Gemüsegarten hinaus, der durch einen Baumhof am

Ende eine fast unabsehbare Verlängerung erhielt.

An jenem Brunnen, dort unter den drei Mispelbäumen, erzählte Katharina weiter, spukt es in einigen Nächten des Jahres: vorzüglich zwischen Weihnachten und Dreikönigsfest will Abends keiner der Leute mehr hinaus, um frisches Wasser zu holen. Man sagt, eine weiße Nonne komme dann dort aus der Curie des Dechanten her, gehe quer durch die beiden nächsten Blumengärten trotz Geländer und Hecken, dann über den Hof, durch das Thor, bis an diesen Brunnen, wo sie einen Eimer Wasser nach dem andern schöpfe und nur zuweilen einhalte, um die Hände zu ringen. Einmal im Winter hat ein Knecht behauptet, eine ganze Flut Wasser habe, zu einem Eishügel gefroren, Morgens neben dem Brunnen gelegen, der, das könne er beschwören, am Abende vorher nicht da gewesen sei.

Was mag sie denn daraus schöpfen wollen?

Die Sage behauptet allerlei Widersprechendes; ich weiß es nicht, sagte Katharina.

Sie gingen an einer Hecke entlang. An der andern Seite kam ihnen das lesende Fräulein von vorhin entgegen, das vor Bernhard entflohen war. Sie erwiderte seinen Gruß mit großer Nachlässigkeit, schritt aber jetzt mit erhöhter Anmuth und Würde drüben auf und ab. Auf Katharinens Gesicht zeigte sich ein Anflug von lächelndem Spott, sie wußte, daß jenseits an der Hecke kein Pfad herlief, sondern daß das majestätische Fräulein mühsam mit den Füßen durch ein weiches Feld voll Kraut und Rüben sich arbeiten mußte. Katharina lenkte bald darauf in einen andern Pfad ein, bis sie eine Rasenbank erreicht hatten, welche in dem Baumhofe angelegt war und sich an den mächtigen Stamm einer prachtvollen Buche lehnte, die über die birnen- und äpfeltragenden Nach-

barn weit hinausragte. Diese Höhe und der majestätische Umfang des Wipfels hatte sie wahrscheinlich vor dem Untergange gerettet, als man den Baumhof anlegte. Katharina setzte sich und fuhr in ihren Erzählungen fort. Bernhard stand vor ihr und bemerkte, wie sie einige Male verstohlen nach einer Stelle des Baumstammes blickte. Er brachte sein Auge näher an die Rinde und fand mit einem Bleistift darauf geschrieben:

Wenn du anhero kommst, o göttliche Celinde,
Und in dem Schatten ruh'st von dieser breiten Linde,
Bedenke, daß dein Hirt so manche Sternennacht
Mit kläglichem Gestöhn an diesem Stamm vollbracht.

Darunter war ein von zwei Pfeilen durchschossenes Herz gezeichnet. Bernhard fühlte einen Anflug von Aerger über die Verse, weil er an Katharinens Miene zu sehen glaubte, daß sie auf diese selbst von irgend einem vorneh-

men und zierlichen Anbeter gemünzt seien; auf ihrem Gesichte zeigte sich übrigens wieder derselbe Ausdruck lächelnden Spottes, den eben das krautdurchwatende Fräulein hervorgerufen hatte.

Sechstes Kapitel.

O Zeit der goldenen Tabatièren und der gestickten Westen mit den großen, großen schönen Blumen darauf! Deine Menschen hatten selber etwas Blumenhaftes; sie dufteten ja so süß — von Bisam und Poudre à la Maréchale; schimmernde Thauperlen lagen in den Kelchen dieser Blumen, jene Perlen, welche die zarte Empfindung weint. Es war nicht bloße Mode, daß die Poesie jener Tage immer im Schäfergewande auftrat und alle Verhältnisse mit dem rothen Hirtenbande durchflocht. Diese Menschen der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts waren in der That sehr nahe den Lämmern verwandt.

Die gescholtene Unnatur jener Zeit bestand darin, daß man in jedem Schloßpark ein Arkadien sah, daß jedes Hoffräulein eine Celinde, jeder gepuderte Cavalier ein Damöt werden mußte, wenn man irgend eine der verschiedenen Situationen, in welche ein Cavalier mit einem Hoffräulein in einem Park gerathen kann, poetisch verklären wollte. Nun, was ist denn so viel Lächerliches daran? Kann denn eine solche Situation nicht in der That und Wirklichkeit sehr schäferlich ausfallen?

Und sind wir weniger unnatürlich? Wir nehmen die concave Schale des Himmels in die Faust und schlagen den convexen Erdball hinein, daß es klappt; und zu dem Donner blitzen wir Gedanken. Hat je Einer — die Hand auf's Herz! — einen dieser Blitzkerle in der That und Wirklichkeit Gedanken blitzen gesehen?

Katharina von Plassenstein gehörte dieser

Zeit an und wieder nicht an. Sie theilte die zarte Empfindung derselben; auch in dem Kelche ihres Gemüths lagen viele jener Thauperlen, die leicht in ihre Augen traten; schon als Kind hatte sie viel Weiches, Anschmiegsames, ja Liebeseliges gehabt und zuweilen ganz ernsthaft die Mutter um die Erlaubniß gebeten, jetzt etwas weinen zu dürfen. Wenn die ertheilt wurde, stieg sie ruhig die Treppe zu einem Bodenkämmerchen hinauf, schloß bedachtsam die Thüre ab und sobald der Riegel vorgeschoben, schossen die Thränen in Strömen über ihre Wangen, bis gerade zu dem Augenblick, wo die erlaubte halbe Stunde vorüber war. Das konnte aber auch eine bloße Nervenschwäche sein; wenigstens nahm diese Empfindsamkeit ihren Gedanken nichts an Kraft, ihren Entschlüssen nichts an Entschiedenheit. Mit den nach Bewußtsein strebenden Gedanken stand sie über ihrer Zeit, mit der sie überhaupt unzufrieden

war und die sie weit dem Mittelalter nachsetzte. Sie mochte damals weit und breit die einzige Person sein, welche mit diesem sich viel beschäftigte.

Jedenfalls stand sie mit allen ihren Liebhabereien und geistigen Beschäftigungen, welche eben so wol bei den römischen Dichtern verweilten, als bei den spanischen und französischen, und nur die deutschen ausschlossen, die damals in der That zu langweilig waren, — außerhalb der Kreise ihrer Umgebung. Bernhard war ihr eine desto willkommenere Erscheinung. Sie hatte ihn zuerst bei einem der Canonici ihres Stiftes — denn auch für einen Dechanten und sechs Canonici hatte das reiche Stift Pfründen — gesehen, war mit ihm befreundet geworden, hatte immer größere Theilnahme für ihn bekommen und sich endlich immer fester verpflichtet gefühlt, für den jungen, unerfahrenen Menschen, der gar nicht in die Welt paßte

und sich schicken konnte, der wie eine exotische Pflanze war, welche nie aus dem mütterlichen Treibhaus in die rauhe Luft gestellt werden darf, Sorge zu tragen. Wer sollte es auch anders? Seine Mutter war ja eine so wunderliche Frau. Dazu haftete ein Flecken auf seiner Geburt. Er war nur um so schlimmer daran. Und sie war unabhängig, eine Heirath hatte sie sich aus dem Sinne geschlagen; wozu hätte eine einzelnstehende Dame einige Tage ihres Lebens besser anwenden können, als die geistige Entwicklung und die äußerliche Wohlfahrt eines jungen Mannes befördern zu helfen, der es verdiente? Sie hatte ihm gesagt, weil er nun einmal eine so wunderliche Mutter habe, wolle sie sein Tantchen sein.

Ich weiß nicht, ob alle so jugendlichen und hübschen Tantchen ein so merkwürdiges Herzpochen und eine fast unerträgliche Spannung aller Nerven fühlen, wenn sie einem Neffen ent=

gegensehen, wie Katharina von Plassenstein, an den Tagen, wo sie Bernhard erwartete. Gewiß ist aber, daß sie sich hütete, diese Frage an sich selbst zu stellen.

Als Bernhard das nächste Mal zu ihr kam, wurde er in ihr Wohnzimmer im zweiten Stock geführt; sie war nicht darin, aber ihre Stimme, die hinter einem grünen Vorhange her erscholl, rief ihn in das Allerheiligste ihres Gedankentempels. Er hob den Vorhang, der statt einer weggenommenen Thüre diente, welche früher die spitzbogige Maueröffnung geschlossen hatte, und trat in ein rundes Thurmzimmer; es war ein allerliebst ausstaffirtes Gemach. Die Fenster hatten noch die runden bleigefaßten Scheiben mit Wappenmalereien; die Nachmittagssonne fiel schräg hindurch und legte einen blauen Glanz auf einen an der gegenüberstehenden Wand hängenden runden Ritterschild von Eisen mit getriebenen Figuren, in deren Mitte ein zürnen-

der Achill mit einem großen Federbusch prangte. Ein schöner Speer mit zerrissenem Fähnchen hing darunter; zur Seite ein Helm von seltsamer Form; an der andern Seite hing eine kleine schottische Harfe, wie man sie damals viel gebrauchte. Dem Vorhang gegenüber stand eine Rüstung wie ein vollständiger Ritter, an dessen Brust sich die Ranken einer wuchernden Passionsblume schmiegten, welche von ihrer Console bis zu dem Helden hinangeklommen waren.

Sie haben beinahe eine Rüstkammer aus ihrem Zimmer gemacht! sagte Bernhard, sich umschauend. Es muß sich hier gut und selig träumen lassen.

Versuchen Sie's einmal.

Mir ist bange, meine Gedanken machen es wie die Blume und ranken sich um Dinge, die todt sind, und darüber könnten sie leicht zu denselben blassen Schmerzenskelchen aufblühen, welche an dem Gewächs dort niederhangen.

Armer Schelm, weshalb denn? Sind sie hier nicht gut aufgehoben? sagte Katharina, indem sie von ihrem Tabouret aufstand und ihm mit der Hand das Stirnhaar scheitelte und plötzlich wie verlegen zurücktrat.

Er sah sie eine Weile schweigend an, dann trat er an das Fenster und blickte auf Wiesengründe hinaus, wo sich Buben zwischen frischgemähten Grummethaufen umtrieben.

Ich will Kapuziner werden, sagte er nach einer Weile halb im Scherze, halb im Ernste.

Dann können Sie eine so fromme Seele werden, wie hier in dem Buche abgemalt ist; schauen Sie her. Das nenne ich noch Frömmigkeit; so wahrhaft kindlich sollen Sie werden und dem lieben Gott „die Sorge lan." Schauen Sie, das ist das Buch, welches der letzte Schwalenberg abgeschrieben hat.

Katharina öffnete die schweren Holzdecken einer alten, etwas vergilbten Pergamenthand-

schrift, die sie bei Bernhard's Kommen fortgelegt hatte. Sie mußte sehr alt sein, denn die Schrift war schön und leserlich. Randzeichnungen hatte sie nicht, dafür aber sehr schöne und auffallend gut gezeichnete Miniaturgemälde jedes Mal auf der vierten Seite; nur hatte man leider hie und da eines, wahrscheinlich um es Kindern zu schenken, herausgeschnitten. Der Inhalt war ein Gedicht von Jesus und der Seele und beider Liebe zu einander. Auf dem ersten Bilde stand der Herr zu Füßen des kleinen Bettes der Seele — sie war ein hübsches, rothwangiges Kind mit blondem Haar und blaßblauen Augen; er, im violetten, goldgestickten Gewande, groß und schlank, ein blasses, ernstes Jünglingsgesicht. Er hatte mit der Rechten ihre seidene Decke gefaßt und darüber stand geschrieben:

Hie haist er sy uffston und zu der Metten gon.

Auf einem andern Blatte saß sie, in einem rothsammtnen, faltigen Kleide, über das tief hinab die reichen, vollen Locken niederhingen, auf einem Schemel; der Herr hatte ihr scheltend den Rocken fortgenommen: „Hy wil er sy nit lan spinnen, noch vil zittlichs Gutt gewinnen.“ Nun kam ein Bild, wo er das arme Seelchen gar mit einem Stricke um den Hals an einen Galgen in die Höhe zog: „Hie wil er sy hencken, das sy von im nit mug wenken;“ sie hatte die Hände über der Brust gefaltet und ließ sich verschämt und sittig die harte Prüfung ihrer Zärtlichkeit gefallen. Dann ein Blatt, worauf die Seele einen großen, goldnen Pokal aus seinen Händen nahm, worüber geschrieben stand:

Hie gitt er ir ain liebe trank,
Das sy von im tun mug kainen wank.

Bernhard hatte eine innige Freude an diesen kindlich naiven Auffassungen und Katha-

rina legte sie ihm mit allerlei halbernsten Scherzen aus, wobei sie in ein seliges Schwatzen gerieth, das kein Ende nahm, aber Bernhard um desto lieber war.

Er besah das folgende Bild: Die gute Seele lief hochgeschürzt und flink wie ein Reh lachend über die blumige Aue, der Herr eben so rasch hinter ihr drein, um sie zu erhaschen. Dann kam, wie sie muthwillig einen großen Bogen gespannt hatte; der Pfeil war mit den Widerhaken mitten in sein rothes Herz gedrungen, darüber stand:

Mit der Minne stral schusset sy in,
Das wil sy han für ainen gwin.

Wenn es solche Bogen noch gäb', es wäre gefährlicher einem Stift nahe zu kommen, als im Mai in den Wald zu gehen, wenn die Gräser schießen und die Bäume ausschlagen, sagte Bernhard lachend. Dann schlug er das letzte Blatt auf; die Seele und der Herr waren jetzt

alles Neckens überdrüssig, sie drückte ihn an ihr Herz und er hatte um das rothe Sammtgewand die Arme geschlungen:

Hie sind sie kommen yber ain
Vnd wend nun alleding han gemain.

Nein, nein, rief Katharina; sehen Sie erst Dies, das ist allerliebst! Sie schlug ein früheres Blatt auf: zwischen der minnenden Seele und dem Herrn hing ein großer, blauseidner Vorhang mit goldgestickten Sternen darauf; zur Linken dahinter stand sie, er an der andern Seite:

Hie verbirgt er sich vor ir,
Das entzündet werd ihr begir.

Ist das nicht hübsch? Wie sie traurig ist und klagt! Aber das ist auch bitter. — Sehen Sie, so! Katharina sprang auf und huschte lachend hinter den Vorhang, der ihr Thurmzimmer schloß.

Ich finde Sie schon wieder, Fräulein, rief Bernhard; hören Sie nur, was hier steht. O kommen Sie wieder, das ist gar zu — er trat an den Vorhang und schlug ihn zurück.

Wo sind Sie, Fräulein? Fräulein?

Das Stiftsfräulein war verschwunden.

Bernhard schaute in alle Ecken und öffnete leise ein paar Thüren. Sie war nicht da. Er wartete, eine Viertelstunde, eine halbe — er mußte sich auf den Heimweg machen und konnte nicht begreifen, was dem Fräulein eingefallen sei. Wir können es auch nicht begreifen. Wer weiß alle die wundersamen Regungen eines Frauengemüthes zu deuten, das sich selbst nicht zu deuten weiß und in dem jedenfalls die Gedanken mehr als duftige Blüten, denn als gereifte Früchte aufsprießen?

Siebentes Kapitel.

In dem Wohnzimmer zu Diependahl, wo die bestäubten Ahnenbilder hingen, hatte der lange Jagdjunker Philipp sich halb auf den gebohnten Klapptisch gesetzt und ließ eines seiner Beine in vergnügter Stimmung hin und her baumeln, während das andre den Theil seines Körpers stützte, welchen der Tisch nicht trug. Der anmuthige junge Mann war damit beschäftigt, seine Base Josina zu necken, die sanftmüthig genug war, keinen seiner derben Scherze übel zu deuten.

Ach, wie wird es hübsch sein! sagte sie, ihre Filetarbeit fortwerfend und sich in die

Sophaecke zurücklehnend. O kommen Sie, setzen Sie sich hierher; hören Sie nur, welches Leben das sein wird: immer Abends, wenn Sie von der Jagd zurückkommen, finden Sie Ihr Zimmerchen voll der schönsten Blumen und Ihren Meerschaum ganz blank und glänzend daneben; alle Pfeifen sind gestopft; wenn es kalt ist, dann hänge ich Ihren Schlafrock an den Ofen, daß er ganz, ganz warm ist, wenn Sie kommen.

Und die Pantoffeln? sagte Philipp lachend.

O, für die werd' ich auch schon sorgen. Die Zeitung les' ich Ihnen vor.

Wenn ich sie hören mag.

Ja und das alte Klavier lassen wir stimmen — o ich spiele so hübsch, wenn Sie's nur einmal anhören wollten.

Aber jeden Abend muß Juno ihren Pfannkuchen und ich Reisbrei haben!

Jeden Abend, Philipp!

Sie sprang auf und umarmte ihn. Wir wollen leben wie Bruder und Schwester zusammen!

Philipp lachte in toller Freude laut auf, drückte seine unschuldsvolle Braut an sein Herz und tanzte mit ihr zweimal im Zimmer umher.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und Beiden unerwartet — denn noch nicht die halbe Zeit seiner Nachmittagsruhe war verflossen — trat der Hofrath ins Zimmer.

Alle Teufel, welche Wirthschaft ist das! Ruhe da! Hier, les't einmal!

Der Freiherr von Katterbach machte ein Gesicht, auf dem sich ein ungemessener Zorn spiegelte. Er warf ein Papier auf den Tisch. Da, les't einmal! Nein, nun wird's mir zu toll, meiner Seel! Ich, ein Mörder! Den Hals will ich dem Schuft umdrehen!

Josina ordnete ihren etwas zerrütteten Anzug wieder und las das Papier. Es war die

Insinuation der von Driesch eingereichten Klage mit der Vorladung des Freiherrn von Katterbach vor sein zuständiges Forum, um sich wegen des angeschuldigten Mordversuchs und Landfriedenbruchs zu verantworten, sub poena manu forti vorgeführt zu werden.

Philipp und Josina fühlten einigen Schrekken bei den gefährlich lautenden Phrasen; aber Katterbach, der mehr damit vertraut war, fühlte nur Ingrimm gegen den Kläger.

Nachdem er ausgetobt hatte, setzte er sich in die Sophaecke und ließ eine Weile schweigend seine blauen Augen rollen. Dann sprang er auf und sagte: Nein, so soll's ihm nicht hingehen! Philipp, komm mal mit. — Er ging hinaus, Josina hörte sie darauf im Vorzimmer zusammen sprechen; endlich lachte Philipp, wie er noch nie gelacht, und dann sah sie Beide über den Hof in einen Speicher gehen. Nach einer Weile bewegte sich erst Philipp's, dann

Katterbach's Kopf an einer Dachluke des Bodenraums vorüber; später kamen sie wieder heraus und Philipp trug einen ausgespannten Sack, in dem irgend ein umfangreiches Instrument stecken mußte, denn er war an einigen Stellen wie von inneren Reifen ausgespannt. Philipp ging damit auf sein Zimmer, holte Hammer, Nägel und eine Schale mit Oel dazu und schloß sich dann ab, worauf man ihn hämmern und raspeln hörte. Der Hofrath sagte, er wolle noch den Abend nach Düsseldorf abreisen, obwol der in der Ladung anberaumte Termin erst nach vierzehn Tagen eintraf. Er machte sogleich Anstalten dazu, ließ zwei Pferde satteln und ein drittes für einen Reitknecht, und als es dämmerte, ritten er, Philipp, der seinen Sack hinter sich hatte, und der Knecht zum Hofe hinaus.

Am Abende des zweiten Tages nachher saß Herr von Driesch wieder allein der alten Margreth gegenüber am Herdfeuer der Küche auf Bechenburg. Er hatte Bernhard, ihren Sohn gebeten, seinem Johannes eine Lection im Lateinischen zu geben; sie saßen oben auf seinem Zimmer. Die Domestiken hatte er hinaus geschickt und nachdem Lene, das Küchenmädchen, einen neuen Bündel Reisig auf die Flamme gelegt hatte, war auch sie fortgewiesen. Margreth hatte einen Haspel auf ihre Knie gestellt und wand Garn auf.

Hört 'mal, Frau Fahrstein, hub Herr von Driesch leise an, da ist diesen Morgen ein wunderliches Subject bei mir gewesen.

Unser Herrgott hat viel wunderliche Kostgänger, sagte Margreth.

Ja, aber dieser war, befürcht' ich, Jemand anders, als des lieben Herrgotts Kostgänger. Es war ein Schatzgräber.

So, versetzte Margreth ohne Theilnahme; was wollte der hier?

Er sagte, er habe einen Schatz gefunden, hinter dem Busch am Telgenkamp.

Weshalb hebt er ihn nicht?

Ja, das ist mir auch eingefallen, Margreth; aber er sagt, er sei ein alter schwacher Mann, der allein nicht Kraft genug dazu habe; und wenn er's Einem hier herum anvertraue, der stärker sei als er, laufe er Gefahr, daß der Alles nehme und statt seines Parts ihm eine Tracht Prügel gebe. Und das ist auch wahr; alt und schwach schien mir der Mensch. Er wollte, ich sollt' ihm helfen, weil er wisse, daß ein Kavalier nicht einen armen Schelm um das Seine bringen würde.

So? sagte Margreth gedehnt; und wollt Ihr denn hin, Ew. Gnaden?

Ja, Margreth, das wollt' ich wol, ein Schatz ist nicht alle Tage zu finden; aber des

Nachts, so allein — seht, Margreth, Ihr wißt so Allerlei; ich dachte, ob Ihr nicht auch ein Mittel hättet, bei Tage die Stelle zu finden; dann könnt' es ohne Gefahr abgehen.

Margreth schwieg.

Habt Ihr keine Wünschelruthe?

Da hinterm Rauchfang liegt noch eine alte, sagte sie.

Ei, so wären wir ja fertig; wollt Ihr morgen mit mir den Telgenkamp entlang gehen?

Herr, ich bin eine alte Frau und das Gehen wird mir sauer.

Aber es soll Euer Schade nicht sein; ein Zehntel, ein Fünftel wollt' ich sagen —

Ew. Gnaden, Ihr braucht kein Geld, und ich hab's gerade auch so nöthig nicht. Laßt den Schatzgräber sehen, wie er fertig wird.

Ihr wollt nicht, Frau Fahrstein?

Herr, man kann dabei auf allerhand Dinge

stoßen und etwas Anderes finden, als wonach man ausgegangen ist. Laßt's unterwegs.

Frau Fahrstein haspelte schweigend weiter und Herr von Driesch schaute in unheimlicher Stimmung und misvergnügt die Schatten an, welche über die Wand flogen; es war so still in der weiten Küche, daß jeder aus der Holzflamme sprühende Funken wie ein lauter Schall hineintönte.

Margreth, fragte der Gutsherr nach einer Weile, wißt Ihr nicht ein Mittel, sich unsichtbar zu machen? dann könnte man's immer wagen!

Was meint Ihr, was ich wär', Ew. Gnaden? fuhr Margreth auf.

Eine kreuzbrave Frau, die lange gelebt und die Augen offen gehalten hat. Dann lernt sich Manches.

Wißt Ihr, was dazu gehört, sich unsichtbar zu machen?

Nein, Margreth, deshalb frag' ich.

So will ich's Euch sagen. Ihr müßt — sie stockte einen Augenblick, dann faßte sie sich und sprach leise weiter: Ihr müßt sieben Herzen von ungebornen Kindern essen; die müßt Ihr todt gemacht haben, nun ja, das freilich, sonst könntet Ihr's nicht, aber die Kinder müssen Eure eignen sein.

Der Gutsherr zwinkerte mit den Augen, wie ein schläfriger Raubvogel; dann schüttelte er sich und rückte seinen Stuhl einen halben Schritt von Margreth weiter fort.

Man kann auch nebenbei sich ein Mittel machen, wenn man Nachts in ein Haus gehen will, daß Niemand darin aus dem Schlafe aufwachen kann, so lange man will. Man braucht nur den Talg von einer der Kinderleichen zusammen zu schmelzen und eine Kerze daraus zu gießen; so lange die brennt, wacht Niemand auf. Was man dabei sagen muß,

sind wunderliche Worte; aber ich habe mich nie um solche gottlose Dinge viel gekümmert.

Margreth warf einen verstohlenen pfiffigen Blick auf den Gutsherrn; dieser vermochte nicht mehr seine Augen von ihrem Gesichte zu wenden. Leibhaftiger Satan! murmelte er. Margreth drehte immerzu ruhig ihren Haspel um; durch den Kreis, den seine Schwingungen beschrieben, schaute ihr seltsames, markirtes Gesicht und die blauen Augen lugten bohrend hindurch. Von Zeit zu Zeit knackte die hölzerne Feder, um das Zeichen zu geben.

Der Gutsherr mußte sie unverwandt anschauen; ihre Züge wurden ihm immer unheimlicher, ihr Gesicht, däuchte ihm, verzerte sich; die Augen traten immer größer, immer quecksilberartig lebendiger hervor; ihm schien — ja wahrhaftig, sie fingen jetzt an, sich, eben so wie der Haspel, in ihren Höhlen herumzudrehen. Er stemmte beide Arme auf seine Knie

und legte sich mit vorgebeugtem Oberkörper darauf; es war ihm zu Muthe, wie einem armen Vogel, den eine Klapperschlange mit ihren Blicken fängt. — Hinter den Augen hat der Teufel seine Talgkerze angezündet, flüsterte er. Der Haspel knackte. — Ja, fletsch' du nur mit deinen Zähnen! murmelte Herr von Driesch. Jetzt — o Herr Gott! — jetzt fing ihr ganzes Gesicht an, sich mit den kreisenden Garnfäden in die Runde zu drehen.

Was willst du, Lene? sagte Margreth ruhig zu der eintretenden Magd.

Frau Fahrstein, es geht ein fremder Mensch um's Haus her; erst stand er eine Weile auf der Mühlenbrücke still und jetzt ist er unter die Kastanienbäume gegangen, sagte Lene schüchtern.

So laßt den Jäger Sr. Gnaden ihm aufpassen! Mit diesen Worten hob Margreth ihr Gesicht zu Lene in die Höhe und damit war

auch der Zauber verschwunden, der Herrn von Driesch gefesselt hielt.

Hu! rief er aus, sprang auf und schüttelte sich. Dann brach er in ein unmäßiges Gelächter über sich selber aus.

Thorheit ohne Ende! sagte er für sich; das war der Mühe werth! ein altes Weibergesicht! Na, am Telgenkamp wird's auch nicht schlimmer sein. Lene, zünde mal die Laterne an. Soll mich der Teufel holen, wenn ich je wieder mich fürchten will!

Er ging hinaus und kam gleich darauf zurück, im Oberrock, einen schweren Hirschfänger an der Seite. Dann zog er am Feuer seine Stulpstiefeln in die Höhe und nahm die Laterne.

Wollt Ihr gehen, Ew. Gnaden? die Nacht ist Niemands Freund!

Ei was, Alte, bleibt Ihr nur ruhig hier am Feuer sitzen, dann wird's draußen schon sicher sein.

Lene sagt, ein fremder Mensch treibe sich um's Haus her.

So, ist er da? desto besser; dann können wir zusammen durch's Holz gehen. Nun, mit Gott, Alte; sollt Euch wundern, was ich heimbringe.

Es wird viel sein, sagte Margreth, als er aus der Thüre war, und sandte dann Lene hinauf, um Bernhard herunter zu rufen, mit dem sie einige Worte wechselte und der dann gleichfalls Anstalten zum Ausgehen machte.

Als Herr von Driesch vor den Thoren seines Gutes stand, war Alles still. Die Nacht war nicht gerade finster, aber doch spärlich erhellt. Er schaute sich um, ging einige Male an dem äußern Graben auf und ab und hielt die Laterne hoch, um sie weiter scheinen zu lassen; aber Niemand war da, als ein Nachtvogel, der durch die Kastanienzweige am andern Ufer schoß. Endlich glaubte er, eine

Gestalt aus dem Schatten der Mühle treten zu sehen; ja ein leiser Pfiff tönte daher; dann ging sie langsam auf die Wiesenfläche hinab, die jenseits an den Wald stieß, hinter dem der Telgenkamp lag. In der Ferne bellte ein Hund. Herr von Driesch stand eine Weile still. Ich könnte es vor Kind und Kindeskind nicht verantworten, wenn ich die Gelegenheit in den Wind schlüge, sagte er darauf; in dem Busch wird auch nicht mehr sein, als bei Tage drin ist. Dummer Schnak! Altweibergeschwätz. Geh' ritterlich drauf los, Säuberlicher! Heda, Karo, du kannst mitmarschiren! 's ist doch etwas.

Er ging rasch in den innern Hof zurück und häkelte Karo, einen dicken, zottigen Siebenschläfer, von seiner Kette los; der Rüde wollte ihm anfangs nicht folgen und, als er ihn am Halsband zerrte, schnappte er knurrend nach seiner Hand.

Verfluchte Bestie! Ein paar heftige Tritte

mit dem Stiefelabsatz brachten ihn zum Gehorsam; er trabte nun dicht hinter den Fersen seines Herrn her, die weit auszuschreiten begannen, und über die Wiesengründe, so rasch es der moorige und weiche Boden erlaubte, dem Walde zustrebten. Am Saume desselben angekommen, hielt Herr von Driesch wieder ein; er hob die Laterne in die Höhe und spähte rechts und links in den Wald hinein; nichts als hohe, graue Eichstämme, auf deren unterer Hälfte der gelbe Lichtschein zitterte. Nun wurde die Leuchte geöffnet, der Docht der Kerze vorsichtig mit den Fingern geschneuzt, und Herr von Driesch schritt, mit gellenden Pfiffen, die zusammengenommen eine damals moderne Opernarie vorstellen sollten, in den Wald hinein, Karo mit gesenktem Haupte, baumelnden Ohren und den Schwanz zwischen die Beine ziehend, dicht hinter ihm.

Der Abfall mehrer Laubgenerationen, der

den Fußpfad nach dem Telgenkamp bedeckte, raschelte unter seinen Füßen; hier und da knackte ein zertretener dürrer Zweig auf; zuweilen ein leises Windregen oben in den Aesten, das ihm ein gelbes Blatt auf das Dach der Laterne warf, oder ein morsches Reis, das knisternd abbrach und ihm zur Seite niederfiel: das schien Alles zu sein, was der Wald für die Nacht an Ereignissen habe. Nur einmal war Herr von Driesch erschrocken zusammen gefahren; aber es war nur eine Eule, die dicht an seiner Nase vorbei schnurrte.

Er war schon über halb Weg durch den Wald und jetzt etwa zehn Minuten von Bechenburg entfernt, als Karo stehenblieb, den Kopf hob und rechts und links hin eine Bewegung damit machte, als wittere er etwas.

Was hast du, Karo?

Der Hund knurrte. Es wird ein Igel sein, oder so etwas, sagte Herr von Driesch, streckte

aber die Leuchte weit vor, lockerte seinen Hirschfänger in der Scheide und ging, indem er nach allen Seiten umschaute, mit so langen Schritten, als er sie nur machen konnte, leise und behutsam weiter.

Hui! schrie er auf einmal gellend auf — ein plötzliches Gerassel unten an der Erde tönte dazwischen, der Arm mit der Leuchte schnellte convulsivisch in die Höhe und eines der Beine hüpfte eben so hurtig auf, während der andere Fuß wie festgemauert am Boden stehen blieb. O Gott, o mein Heiland, Hülfe, Hülfe! Karo hob ein wüthendes Gebell an.

O gütiger Jesus! stöhnte Herr von Driesch fort, wie von Todesangst regungslos; aber ein infamer Schmerz an seinem Beine machte ihn bald wieder lebendig. Er bückte sich und fuhr mit der Hand darnach; er fühlte eine dicke Eisenstange; als er hinleuchtete, sah er, daß sein Fuß in einer unmenschlich großen und tief in

der Erde festgerammten Wolfsfalle stak, die um sein Schienbein geschlagen und mit langen eisernen Spitzen durch den Stulpstiefel bis in das Fleisch gedrungen war. Er setzte die Laterne auf den Boden, um sie aufspringen zu machen; aber sie war ganz anders, schien es ihm, als gewöhnliche Wolfsfallen, das Federwerk war eingeschnellt und wollte nicht wieder aufgehen — er riß und drückte — es vermehrte nur den höllischen Schmerz an den Spitzen — plötzlich fuhr ihm ein heftiger Stoß in die Rippen, von der andern Seite ein zweiter — er fuhr auf und fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Zur Rechten, hinter dem nächsten Baumstamm her, blickte ihn ein Gesicht an, ein scheußliches Gesicht, und darunter streckte sich ein Arm aus, der mit einer langen Stange auf ihn losdrosch. Das Gesicht war verzerrt, tolle Freude und der grimmigste Hohn jauchzte heraus; und obgleich das Licht, welches aus der am Boden

stehenden Leuchte fiel, nur matt flackerte, sah Herr von Driesch doch gleich, daß es das Gesicht seines Feindes Katterbach war; ihm gegenüber, hinter einer andern Eiche zur Linken, stand der lange Philipp, eben so bewaffnet, eben so rüstig mit seiner Stange ausholend. Hinter ihm trat ein Dritter aus dem Gebüsch — es schien der Schatzgräber zu sein — und ging mit gezogenen Hirschfänger auf Karo los, der anfing, mörderlich zu heulen, und dann alle Viere in die angestrengteste Thätigkeit setzte.

Herr von Driesch saß im eigentlichsten Sinne in der schrecklichsten Klemme. Befreien konnte er sich nicht und die langen Stangen fielen wie Dreschflegel auf ihn nieder. — Mord, Mord, Hülfe! schrie er dann: infernalische Bosheit, o ihr Hunde! — Sein Schrecken ging in Verzweiflung über. Er zog den Hirschfänger, reckte sich rechts und links, so weit ihm die Falle erlaubte, sich auszulegen, und haute wie ein Rasender um

sich; aber die Hiebe trafen nnr die Rinde der Eichenstämme, hinter denen seine Peiniger standen.

Nach fünf Minuten warf Philipp seine Stange fort. Nein, haltet ein, Herr Vetter, sagte er, das ist mein Seel' ein schlechter Kram, Zwei über Einen, der in der Falle sitzt. Ein Schuft, der ihm weiter was anhat. Laßt'n in der Klemme brummen diese Nacht, das ist genug!

Philipp ging im weiten Umkreise um den Angegriffenen her und trat hinter den fortwüthenden Vetter, um ihm die Stange fortzunehmen. Aber noch bevor er sie gefaßt hatte, hörte man etwa fünfzig Schritt weit hinten im Walde Geräusch — ein Knall, ein Schuß blitzte und eine Kugel schlug über Katterbach's Kopf in den Baum. Dieser fuhr zurück, wenige Augenblicke und ein junger Mensch stand vor ihm, der mit einem geschickten Griff in seine Halsbinde fuhr, sie zusammendrehte und im Nu den dicken Körper des Hofraths gewaltsam an die Erde

schleuderte, worauf er seinen Fuß ihm auf den Nacken setzte, die Arme über der Brust zusammenschlug und dastand, so voll leuchtenden Zornes, als sei er der Erzengel Michael, der den Feind unter seine Füße geworfen hat. Sein Hut war ihm abgefallen, sein blondes Haar hing in ungeordneten Locken um den Kopf, das Gesicht glänzte, von dem dürftigen Lichtschimmer beschienen, und die ganze Erscheinung war so fremdartig schön, daß Philipp einen Augenblick stutzte und dann an Flucht dachte, statt seinem Vetter zu Hülfe zu kommen. Aber Philipp hatte Herz und Bravour; er faßte sich und griff mit der Hand nach den Locken des Fremden, um ihn von Katterbach fortzureißen.

Es misglückte; die Mündung eines blitzenden Büchsenlaufs fuhr ihm ins Gesicht, daß er zurücktaumelte.

Ruhig, Schufte, sonst fahrt ihr alle Beide stantepeh zum Teufel! rief ein zweiter Her-

aneilender, der dies Manöver mit der Büchse gemacht hatte. Es war der Jäger des Herrn von Driesch; er hatte nur gezögert heranzukommen, um erst sein Gewehr wieder zu laden, was ihm in der Dunkelheit aber nicht gelingen wollte; nun sprang er herbei, um Bernhard zu unterstützen, welcher der zuerst Angreifende gewesen. Der Jäger wollte Philipp fassen, dieser aber war behend genug, zur Seite zu springen, mit einer raschen Fußbewegung die Laterne umzustoßen und dann das Weite zu suchen, wo keine Verfolgung mehr möglich war und wohin sich längst der Reitknecht in Sicherheit gebracht hatte. Er hätte gern den gefangenen Katterbach befreit; aber er war ohne andere Waffen als ein Waidmesser; mit den Reiterpistolen war der Knecht beladen und fort damit; Philipp konnte gegen zwei, mit einer Büchse Bewaffnete nichts ausrichten und floh in den dunkeln Wald hinein.

Die Spitzbuben, sagte Anton, indem er mit dem Kolben seiner Büchse Katterbach einen heftigen Stoß in die Seite gab; aber wart, dem wollen wir's eintränken.

Ich will ihn schon halten, Anton! Geh' nur, geh' und mache den gnädigen Herrn frei.

Anton richtete die Laterne wieder auf und sah jetzt erst, weshalb Herr von Driesch so unbeweglich, den gebückten Oberkörper auf seine Arme stützend, welche wieder auf dem in die Erde gesenkten Hirschfänger ruhten, dastand und leise vor sich hinstöhnte.

Herr Jesus! Um Gotteswillen! 'n Menschen wie'n unvernünftiges Thier in 'ne Wolfsfalle zu kriegen! O was 'ne Bosheit! Ach, Ew. arme Gnaden! — Mit der Hundepeitsche sollt' man d'rüber her; wart nur! Halten Sie fest, Herr! Anton brachte seine Büchse zwischen die Stangen, die sich um das Bein seines Herrn geklemmt hatten, um, wie mit einem Hebel sie

so auseinander zu sprengen. Es wollte lange nicht gelingen, er hatte zu arbeiten, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff.

Unterdeß lag seitwärts der Drache noch immer auf dem gelben Laube, des Erzengels Fuß noch immer auf seinem Nacken. Katterbach war corpulent und unbehülflich; er hätte Mühe gehabt nach einem bloßen Falle sich wieder zu erheben; so fest niedergehalten, war es ihm unmöglich. Bernhard fühlte und sah sein fortwährendes Hin- und Herzucken und Arbeiten; dazwischen hörte er ihn murmeln, als ob er von Sinnen sei; hier und da ein vernehmliches Wort; es war ein Fluch. Aber er war und blieb gefangen; Bernhard war zu empört über den feigen, grausamen Streich; mochte daraus werden, was es wolle — er hielt fest.

Der Hofrath wandte mit Einemmale heftig den Kopf mit den von allerhand innern Grimmigkeiten und Schärfen furchtbar zerschnittenen

Zügen — Herr von Driesch hätte nur so von der Vogelperspective aus auf dies halbbeleuchtete wüthig verzerrte Gesicht blicken dürfen, um zu schwören, es sei ein Waldteufel — er wandte den Kopf nach Bernhard hin, daß dessen Fuß auf seinen Hals zu stehen kam.

Junge, sagte er leise, du bist Bernhard Fahrstein!

Bernhard würdigte ihn keiner Antwort, neigte sich aber zu ihm nieder, um ihn besser zu verstehen.

Der Hofrath murmelte leise einige Worte; dann noch einige; plötzlich fuhr Bernhard's Fuß von ihm zurück, als hätte ihn eine Viper hineingestochen. Er stand starr wie eine Bildsäule; dann schlug er die Hände heftig an die Stirn und lehnte diese, als habe er eine Stütze nöthig, an den Stamm der nächsten Eiche.

Katterbach arbeitete sich in die Höhe; er reckte sich aus, gab einen Ruf von sich, wie

das Gewieher eines Thieres, und stolperte davon in den dunkeln Wald hinein. Anton's Büchse war blitzschnell gerichtet, der Hahn knickte und sprühte eine ganze Funkengarbe, aber kein Schuß; — sie war nicht geladen; den Hofrath nahm die Nacht in ihre rettenden Arme.

Alle Teufel! Was habt Ihr ihn laufen lassen? Das ist ja infamig dummes Zeug von Euch! fluchte Anton; ja, nun steht nur da, als wenn Ihr behext wäret! Er brachte zornig den Lauf wieder in die Falle. Nun, Herr Bernhard, was ist Euch denn?

Bernhard antwortete nicht; auch Herr von Driesch war seit einigen Augenblicken so stille geworden, daß es Anton ganz unheimlich ward; er bot seine letzte Kraft auf; die Falle knackte; sie war zersprungen, endlich, mitten auseinander. In demselben Augenblick fing Herr von Driesch an zu wanken, stolperte einen Schritt voran und lag ohnmächtig in Anton's Armen.

Der arme Ew. Gnaden! sagte Anton tiefbetrübt; nun Herr, helft jetzt, ins drei Teufels Namen!

Bernhard ermannte sich und Beide brachten den Gutsherrn mit vieler Mühe nach Bechenburg zurück. Dort that man alles Mögliche zu seiner Erquickung und Heilung von den Folgen der Mishandlung; der Rücken, die Schultern und die Seiten hatten einige blaue Flecke, doch hatte der wattirte Ueberrock ihn sehr geschützt; als man die Stiefeln ihm abzog, war der eine ganz voll Blut; darüber gerieth Johannes außer sich; er heulte, wie ein Schloßhund und Niemand konnte ihn jetzt mehr abhalten, zu seinem Vater in dasselbe Bett zu kriechen, um ihn die ganze Nacht nicht wieder zu verlassen, bis Beide, der Eine müde von seinen Schlägen, der Andere vom Weinen darüber, in einen ruhigen Schlummer fielen.

Daß Herr von Driesch aus seiner Klemme

gerettet worden, hatte er Margreth zu verdanken; sie hatte Bernhard und dieser den Jäger aufgefordert, ihm nachzugehen, um im Falle der Noth bei der Hand zu sein.

Achtes Kapitel.

Am andern Tage nach Mittag wanderte Bernhard wieder den Weg zum Stifte. Er war tief, tief betrübt. Fast ohne Fassung warf er einmal auf dem Wege sich in das Haidekraut, rupfte mechanisch einen Strauß von Genzian und verkümmerten Vergißmeinnicht zusammen und dann sahen ihn die abgerissenen Blüten so eigen traurig an, daß er das Gesicht in die Kräuter drückte und heftig schluchzte. Die Hoffnung, daß er bei Katharinen Trost finden würde, erhob ihn wieder; er raffte sich auf, wusch die Thränen in dem nächsten Bache ab, der wie eine breite, grüne Schlange mit seinen Grasufern

über die braune Fläche sich gelegt hatte, und schritt hastig weiter. Er wollte ihr Alles sagen, was ihn drückte; er wollte einmal so rückhaltslos mit ihr reden, wie er es noch nie über seine angeborene Verschlossenheit vermocht hatte. Aber als er vor ihr stand, — sie war so heiter, so lächelnd freundlich, etwas verschämt im Andenken über ihr letztes Verschwinden; er konnte seinen Kummer nicht über die Lippen bringen. Ihre Heiterkeit wies seine so ganz verschiedene Stimmung auf sich selbst zurück; er fühlte sich ihr fremder, denn sonst. Er hätte sie etwas ärgern mögen, weil sie so heiter war, weit lieber, als ihr noch eine Freude durch den Beweis seines rückhaltslosesten Vertrauens zu machen. Kurz, er vermochte es nicht, und flüchtete sich vor sich selbst hinter die Ausrede, er wolle sie in ihrer heitern Stimmung nicht stören.

Katharina merkte aber bald seine Traurigkeit und weil diese sonst oft in seinem Verhält-

niß zu seiner wunderlichen Mutter ihren Grund hatte, lenkte sie das Gespräch auf diese, um ihm so schonend, wie möglich, seinen Kummer abzulocken.

Ich muß gestehen, sagte sie im Verlaufe dieses Gesprächs, ich würde mich wenig wundern, wäre Ihre Mutter auch eine noch seltsamere Frau, als sie jetzt ist; ja, ich glaube nicht, daß ich selber noch diesen scharfen und ruhigen Verstand, welcher der Grundton unter all' ihren wunderlichen Meinungen bleibt, mir bewahrt haben würde, wäre meine Jugend von denselben Schrecken begleitet gewesen, wie die ihrige; ich würde es nicht ertragen haben; ich wäre wahnsinnig geworden.

Nun, sagte Bernhard, ihre Jugend war keine frohe, so viel ich weiß; es liegt ein besonderes Unglück auf unserer Familie; es ist ein Fluch, den sie sich zugezogen hat — und gegen den es vergebens ist, anzukämpfen, setzte er seufzend hinzu.

Mein armer Junge! lassen Sie uns ein Paar — sie stockte und lächelte; dann fuhr sie fort: lassen Sie uns ein Paar anhänglicher Familienglieder sein, die aus dem gebannten Kreise heraustreten; — Sie misverstehen mich nicht; ich meinte, Sie sollten sich anhänglich und vertrauend an ihr Adoptivtantchen halten; dann kommen sie vielleicht heraus. Ja, Sie verstehen mich, Sie sind ein guter, guter Mensch und nicht wahr, Sie sind nie ein Thor? ich will Ihnen ganz vertrauen; Sie werden kein erbärmlicher Geck sein und meinem Betragen Auslegungen unterschieben, die mich lächerlich machen würden, die aber bei Ihnen Verdorbenheit bewiesen. Nein, Sie thun es jetzt nicht und auch später, wenn das Leben und allerhand Abenteuer Sie mistrauischer gemacht haben, werden Sie es nicht thun! O Gott, ich müßte meinen guten Jungen dann verloren geben!

Glauben Sie, gnädiges Fräulein, ich könnte

jemals etwas denken, was einen Schatten auf Sie würfe?

Nein, ich hoffe, Sie sind unfähig dazu; aber wenn es jemals der Fall wäre — o ich könnte meine Verachtung nicht stark genug ausdrücken; es wäre gemein, niedrig — abscheulich wäre es. — Ich will wie eine Verwandte für Sie sorgen; ich will Sie wie einen Bruder liebhaben; ich will Jemand haben, für den ich sorgen kann wie ein Weib; an dem ich eine geistige Stütze habe, denn meine Umgebung reicht nicht für mich aus; meine Gedanken gehen darüber hinaus und bewegen sich in einem Felde, das nur Sie auch betreten; aber wenn ich auch so gedankenarm wäre wie meine Köchin — es wär' doch dasselbe, ich will Jemand haben, der mein ist und dem ich wie einem geduldigen Kameele Alles aufpacken kann, was an Liebe und Wärme, an Drang zu pflegen und zu hegen, zu beschützen und zu leiten, in mir

ist und übersprudelt! Sie fuhr bei diesen Worten heftig in seine Locken und küßte ihn auf die Stirn.

Aber wenn Sie Kameel deshalb glauben oder jemals sich einbilden, ich wäre verliebt in Sie, ich wäre eine Thörin und würfe mich Ihnen an den Hals, so sind Sie nicht nur ein eitler Geck, sondern Sie sind etwas Schlimmeres; ein verdorbener Mensch, der von einem reinen und edlen Verhältniß keinen Begriff hat. Sie wissen, was ich von der Liebe halte; ich mag freilich zu strenge darüber urtheilen, denn ich kenne sie nicht und fühle auch kein Organ dafür in mir, so daß ich sie nie kennen lernen kann; aber das weiß ich, daß sie keinen Werth hat, weil keine Dauer; keine echte Tiefe, weil keine Ruhe; daß sie nicht glücklich macht, weil ihr Beides fehlt und daß sie endlich viel zu sehr mit allerlei physischen Dingen in Rapport steht, als daß ich sie je achten könnte. Dafür halte

ich alle Bande des Blutes für das Höchste im Leben; sie machen ein Verhältniß, das innig, tief und ewig ist, und dessen Pflichten die heiligsten auf der Welt sind. Ich könnte mich nie als Braut, recht wol aber als Frau denken. Und Ihnen, ja wahrhaftig, Ihnen müßte auch wunderlich zu Muthe sein — es müßte Ihnen lächerlich schlecht stehen, wenn Sie den Liebhaber spielen sollten.

Wenn ich ihn spielen müßte, freilich; aber wenn ich es nun wirklich wäre?

O das ist's eben, Sie können es nicht sein; ich weiß, Sie fühlen wie ich und können es nicht.

Bernhard glaubte in der That zum großen Theile eben so zu fühlen, wie das Stiftsfräulein mit einer gewissen Heftigkeit es ausgesprochen hatte. Er gab ihr deshalb endlich Recht, obwol er ihr allerhand Paradoxen einwarf. Aber im Grunde war ihm etwas in ihrer Rede nichts weniger, als erfreulich. Zwar

hatte er sich nie klar und bewußt gesagt, Katharina liebe ihn; aber dennoch wurde ihm ein wenig gewissenbeschwert bei ihrer entschiedenen Protestation zu Muthe. Das Ende war übrigens, daß er Sie jetzt nur noch mehr liebte. Seine Neigung schoß im ersten Augenblick zurück, wie eine warme spielende Welle, die ein kalter Windstoß plötzlich zurückwirft; aber sie kehrte höher angeschwollen gleich darauf wieder. Katharina war in seinen Augen nur größer und edler, ihre ganze Erscheinung nur erhabener geworden.

Und sie — ein großer jungfräulicher und vielleicht auch ein gewisser aristokratischer Stolz wäre so tödtlich verletzt worden, wenn sie hätte glauben müssen, Bernhard gebe ihrem Betragen eine demüthigende, eine gemeine Auslegung, daß sie alle Seelenkräfte aufbot, um sich zu überzeugen, Bernhard sei durchaus unfähig dazu, er sei die Unschuld, die Reinheit, die Kindlichkeit selbst;

er sei ein Engel. Ja, man konnte es ja schon seinem Aeußern, dieser bescheidenen Milde, diesen spiegelklaren, blauen Augen, deren Innigkeit so tief war, wie der tiefste Bergsee, diesen weichen klaren Zügen seines glänzend schönen Gesichtes ansehen, daß er ein Engel sei — sie hatte ihn auch so lieb, so unendlich lieb deshalb — sie ward über Nacht bis zum Sterben verliebt in ihn, blos deshalb, weil er nie die dumme Einbildung haben konnte, daß sie es sei —

O süße Logik eines Frauenherzens!

Katharina lenkte das Gespräch nach einiger Zeit dahin zurück, von wo es ausgegangen. Bernhard äußerte sich über seine Mutter heute noch weniger, als sonst; aber er sagte mit einer Betonung, als kämen die Worte tief aus einem wunden Herzen, daß eine Mutter nie eine Sünderin sei.

Eine Sünderin? was wollen Sie damit sagen, Bernhard?

Bernhard schwieg.

Ich glaube fast, fuhr das Stiftsfräulein fort, Sie thun Ihrer Mutter, welch' guter Sohn Sie auch immer sind, doch in Ihrem geheimsten Denken unrecht, lediglich weil Ihnen der Schlüssel zu all' ihrem Wesen fehlt.

Den glaub' ich zu haben; Gott hat ihr ein tiefes Gemüth gegeben, das eben so viel Kraft schlauen Verstandes, als Schwäche der Vernunft hat, wo Leidenschaften zu bekämpfen sind. Sie ist ein großartiger, gewaltiger Charakter; der Mann und das Weib sind gleich stark in ihr.

Lieber Bernhard, der Mensch wird, wie ihn die Welt erzieht; ich achte Ihre Mutter, aber ich glaube, daß die Großartigkeit ihres Charakters nur Folge großartiger Schrecken sei, welche sich ihrer jugendlichen Phantasie eingeprägt haben. Sie wäre vielleicht ein sanftes, weiblich liebenswürdiges Weib geblieben, hätten sie nicht

unbegreifliche Ereignisse gewaltsam in einen Gedankenkreis gezogen, dem sie bei aller Verstandeskraft doch nichts weniger als gewachsen ist.

Schreiben Sie jenen Ereignissen auf meines Großvaters Hofe eine solche Gewalt zu?

Auf Ihres Großvaters Hof? Kennen Sie denn die wunderbare Geschichte mit den Kindern nicht?

Mit den Kindern? Mit welchen Kindern?

Ich kann mir denken, daß Ihre Mutter nicht davon sprechen mag.

Das Fräulein blickte einen Augenblick nachsinnend durch die Fensterscheiben und zuckte mit ihren langen Wimpern. Sie wissen, sagte sie dann, daß Ihre Mutter in Diependahl wohnte, wo jetzt der Herr von Katterbach haus't, der den armen Driesch so mishandelt hat.

Ueber Bernhard's Gesicht zuckte der Ausdruck einer plötzlichen, krampfhaften, inneren Bewegung; er barg sein Gesicht in der Fläche

seiner Hand und horchte in dieser Stellung der folgenden Erzählung.

Damals, sagte Katharina, wohnten die Schemmeys noch dort. Der letzte Schemmey war ein lustiger Bruder, leichtsinnig, gutmüthig, schwach, wie diese Art Menschen ist; ausschweifend wahrscheinlich auch. Vor Ihrer Mutter soll er immer einen gewissen Respect bewiesen haben, sagt man; jedenfalls war ihre Stellung im Hause eine sehr gute und sie hatte manches Vorrecht, vorzüglich, als die alte Frau von Schemmey noch lebte: diese Frau von Schemmey war eine seltsame Person, welche ich Ihnen hier nicht weiter schildern will; sie zeichnete sich durch Stolz, Verschwendung und Härte aus und hatte einen schlechten Ruf durch diese Eigenschaften. Nun, sie mag sie in der Jugend nicht gehabt haben, — aber auch sie hatte die Welt so erzogen. Sie hatte ihren alten Truchseß von Schemmey mit dem größten

Widerwillen genommen; man hatte keine Umstände mit ihr gemacht; die Folge war, daß auch sie keine Umstände mit ihrem Gemahl machte und ihm und Allem, was seinen Namen trug, jedes mögliche Unheil auf den Hals wünschte. Sie war eine von Katterbach. Ihr beständiges Streben soll gewesen sein, die Güter der Schemmeys an ihres Bruders Sohn zu bringen und zu dem Ende jede Heirath ihres Stiefsohnes, des einzigen, den der alte Truchseß nach des Letztern Tode hatte, zu hintertreiben. Daß eine Heirath ihres Sohnes sie vom Hauptgute vertrieben hätte, um mit einem Witthum abgefunden einer regierenden Schwiegertochter Platz zu machen, mag ein anderer Grund gewesen sein, der sie bestimmte. Kurz, der letzte Herr von Schemmey heirathete nicht, so lange sie lebte; als sie aber gestorben war, noch in demselben Jahre. Seine Frau ward gesegnet und gebar einen gesunden und starken Knaben. Als das Kind

sechs oder sieben Wochen alt war, hatte Herr von Schemmey seine Frau zum Erstenmale ins Freie geführt und kehrte nach einer Weile mit ihr in das Haus zurück; es war ein stiller Nachmittag, die Domestiken, außer einem alten Rentmeister, der im Speisezimmer auf den Herrn wartete, befanden sich draußen auf dem Felde. Während der Herr von Schemmey nun mit dem Rentmeister spricht, geht die junge Mutter, um nach dem Kinde zu sehen. Im ersten Zimmer sitzt Ihre Mutter am Fenster und näht; im zweiten steht die Wiege des Kindes; der einzige Eingang dorthin ist durch dies erste Zimmer; nur hat das zweite, das Kinderzimmer, eine Tapetenthüre zu einer verborgenen Treppe, die aber schon lange nicht mehr geöffnet worden ist.

Stille, Ew. Gnaden, das Kind schläft, sagt Ihre Mutter, als Frau von Schemmey vorüberschreitet, indem sie ruhig das Gesicht von ihrer Arbeit emporhebt.

Frau von Schemmey geht sanft in das mit grünen Rouleaux verhangene Gemach, tritt an die Wiege, schlägt die weißen Vorhänge zurück, reißt die Decke auf und schreit heftig auf:

Margreth, Margreth, wo ist das Kind!?

In der Wiege, gnädige Frau — es schläft in der — Jesus Maria, wo ist das Kind!

Die beiden Frauen sehen sich mit starren Blicken an, Frau von Schemmey mit todesbleichem Gesichte und blauen Lippen, Ihre Mutter die Hände über dem Kopf zusammenschlagend. Das Kind ist fort. Als Herr von Schemmey, den der Schrei Ihrer Mutter herbeigezogen, in das Zimmer tritt, fällt die Letztere, Ihre Mutter, in Ohnmacht.

Das Kind war und blieb fort; alles Suchen, alle Nachforschungen, alle, auch die schärfsten Verhöre aller Domestiken leiteten auf keine Spur, die sein räthselhaftes Verschwinden erklärt hätte. Wenn auf Jemand Verdacht fiel,

so mußte es natürlich allein Ihre Mutter sein; Frau von Schemmey sprach ihn auch wirklich in ihrem ersten Schmerze laut aus. Aber Margreth behauptete fortwährend mit der größten Ruhe, das Kind sei anfangs sehr unruhig gewesen, sie habe sich damit auf einen Stuhl gesetzt, um es durch Hin- und Herschaukeln einzuschläfern, und, als es endlich in Schlaf gefallen, es in die Wiege gelegt, um sich an ihre Arbeit zu setzen. Sie habe Niemanden gesehen und könne auch nicht sagen, daß sie etwas gehört habe. Allerdings sei ihr einmal gewesen, als ob die Tapetenthüre sich geöffnet habe; wirklich gehört habe sie es nicht, aber es sei ihr einmal so halb durch den Kopf gegangen, als wenn es in dem Augenblicke geschehe; sie habe auch aufgesehen, die Thüre habe aber ganz ruhig, wie immer, fest in der Wand gelegen. Die Tapetenthüre war wirklich in ihren Riegeln und Angeln so eingerostet, daß das Schloß

nicht ohne Hülfe des Schmiedes sich aufbringen lassen wollte und ein großes Geräusch machte, als sie sich in den Angeln drehte.

Welchen Beweggrund sollte Ihre Mutter auch gehabt haben? Nein, es war thöricht, einen Verdacht gegen sie auszusprechen, die bei dem traurigen Ereignisse sich eben so tief ergriffen zeigte, wie die eigne Mutter des Kindes. Herr von Schemmey schnitt auch sehr heftig und fast erzürnt jedes Wort, das eine argwöhnische Hindeutung auf Margreth enthielt, für immer ab. Er nahm überhaupt, so erschüttert er war, an den vielen Nachforschungen und Vermuthungen den wenigsten Antheil; ja sie schienen ihm unangenehm zu sein; man glaubt, Herr von Schemmey habe seine eignen Gedanken von der Sache gehabt; Gedanken, welche nur Margreth, Ihre Mutter, ahnen mochte; sie war ja, außer Herrn von Schemmey selbst, von Allen die längste Zeit im Hause gewesen

und hätte allerhand erzählen können, von Dem, was früher darin vorgegangen, und welcher Gemüthsart gewisse Leute gewesen, die jetzt freilich mit den Füßen zuerst herausgetragen.

Nach einigen Tagen fand man das Kind wieder. Ein starker Geruch leitete auf die Spur; eben unter jener verborgenen Treppe unter einem Haufen Holzscheite lag es; es sah schrecklich entstellt aus; das Gesichtchen blau, gedunsen im Nacken; der Hals war dem armen Wurm umgedreht.

Nach einem Jahre ward Frau von Schemmey wieder entbunden; es war ein Mädchen, ein Kind, das gleich ziemlich schwach und armselig gewesen sein soll. Von den Eltern wurde jetzt die größte Sorgfalt angewendet, es zu hüten. Die Tapetenthüre ward vermauert; Herr und Frau von Schemmey schlugen ihr eignes Nachtlager in dem Zimmer vor der Kinderstube auf; Margreth mußte die heiligsten Versicherungen geben

das Kind nie aus den Augen zu lassen, oder es der Mutter zu bringen. Alle früheren Domestiken wurden gewechselt, eine Maßregel, welche Herr von Schemmey übrigens gegen seinen Willen, nur seiner Frau zu Liebe, ergriff. Es ging mehre Wochen gut; die kleine Therese ward stärker und gedieh sichtlich; da, in einer Nacht, hören die schlafenden Eltern einen Schrei, noch einen, hell und kreischend — es war Margreth's Stimme. Diese lag ohnmächtig neben der Wiege, in welcher das Kind laut wimmerte und röchelte. Das Nachtlicht war verlöscht. Als Margreth wieder zu sich kam, war einer ihrer Arme gelähmt; auch hatte sie anfangs die Sprache verloren, sie sah wie innerlich zerstört, wie wahnsinnig aus. Erst am andern Tage bekamen ihre Reden Zusammenhang; sie hatte etwas bröckeln, dann ein leises Schlürfen gehört, war an die Wiege gesprungen und sah nun, wie sich ein dunkles, fremdes Wesen,

flockenartig weich in seinen Umrissen, darüber beugte und mit den Händen dem Kinde nahe kam, das in diesem Augenblicke aufwachte und wimmerte. Sie hatte in Todesangst, wie von Verzweiflung gefaßt, sich auf die Gestalt geworfen, da habe sie das Bewußtsein verlassen, sagte sie, doch habe sie zuerst noch einen Schmerz, ein Gefühl, als ob sie Eis geworden, an der linken Seite gehabt. Ihr linker Arm war mehre Wochen lang lahm.

Als Margreth ihre Aussage machte, sah sie mit einem gewissen bedeutsamen Blicke Herrn von Schemmey an und sagte, ihm allein könne sie mehr sagen. Herr von Schemmey bedachte sich einen Augenblick unschlüssig und ängstlich; dann wandte er sich ab und sagte, es sei genug.

Aber das Kind? fragte Bernhard.

Das Kind war nach dieser Nacht wie verwandelt; es mußte ihm angethan sein; es krän=

kelte und verkümmerte und nach zwei Monaten war es, wo sein Brüderchen.

Das ist eine grausige Geschichte, gnädiges Fräulein; war die alte Frau von Schemmey in ihrem Leben ein solches Ungeheuer, um einen Schlüssel zu Dem zu geben, was sie nach ihrem Tode gethan zu haben scheint?

Ich habe Ihnen gesagt, was ich von ihr weiß; aber die Geschichte selbst habe ich zehnmal in meinem väterlichen Hause erzählen hören; ich war damals fast noch ein Kind, aber sie hat sich mir tief eingeprägt.

Hatten die Schemmeys keine Kinder mehr?

Ja, noch eines; um es zu retten, waren sie nach Paris gezogen und dort hatte Frau von Schemmey ihre Niederkunft gehalten. Aber das Unheil verfolgte sie auch dahin; die näheren Umstände sind hier nicht so bekannt geworden, wie die, welche ich Ihnen erzählte; man weiß nur, daß das Kind ein Knabe war, daß

es eben so räthselhaft verschwand, wie das erste, und man sagte damals, es sei mit abgeschnittenem Hälschen oben auf einem alten Kleiderschranke liegend wieder gefunden worden.

O Gott, und meine arme Mutter mußte auch das noch erleben?

Sie war mitgenommen worden nach Paris.

Nein, davon habe ich in der That nie eine Ahnung gehabt, sagte Bernhard; die arme Frau! Es wäre schlecht, wenn jetzt noch der leiseste Gedanke eines Vorwurfs gegen sie in mir aufkeimte — solche Leiden, solche Schrekken können das festeste Gemüth zerrütten und geben, wenn sie mit Kraft bestanden werden, eine Art Verklärung. Eine Dornenkrone ist doch immer eine Krone. Und nun ihr eigner Sohn — warum habe ich das nicht früher gewußt!

Bernhard war sehr erschüttert und versank in sich selbst; er hatte Augenblicke, wo die

Welt für ihn nicht da war und wo er mit seinen Gedanken in einer andern sich befand, in welcher es freilich höchst seltsam, kraus und bunt hergehen mußte, nach den wunderlichen Satzschnitzeln zu urtheilen, welche man alsdann mit großer Mühe als Antworten aus ihm herausholte. Diese Welt umspann ihn auch jetzt mit ihren Passionsblumenranken, mit ihrem absorbirenden Blütenduft. Er überließ dem Stiftsfräulein, die Unterhaltung zu führen, und erst, als es Zeit war zu gehen, fuhr er auf und bedauerte, daß der Nachmittag hin sei, weil er ihr so viel zu sagen gehabt.

Ich würde Sie über den Hof begleiten, sagte Katharina, aber ich weiß, Sie haben doch nicht zwei Worte herausgebracht, wenn ich auch den halben Weg mit Ihnen mache. Sie waren heut einmal wieder wie eine Wasserpumpe, die zwar krystallklares frisches Bergwasser führt, aber nur unten im tiefsten Grunde; man ar-

beitet sich so müde und erhitzt, es herauszubringen, daß man's nicht mehr trinken mag, wenn es endlich kommt. Adieu, mein guter Junge; sein Sie hübsch wohlgemuth; mit Gott! — Gehen Sie, es ist spät.

Bernhard küßte ihre Hand und wanderte durch die Dämmerung nach Bechenburg zurück.

Neuntes Kapitel.

Ein paar Stunden vor der Zurückkunft Bernhard's war in dem alten Schlosse eine Scene vorgefallen, von der er zu seinem und des Gutsherrn Glücke kein Zeuge gewesen.

Johannes stand vor dem Bette seines Vaters, das dieser, obwol gar nicht schwer verletzt, für gut fand, für's Erste noch zu hüten. Es waren drei Dinge in der Welt, welche Herr von Driesch scheute wie ein wüthender Hund das Wasser; das erste war Schmerz, das zweite Krankheit und das dritte der Tod. Alle seine aus den Classikern geschöpfte Philosophie hatte nicht vermocht, ihm nur eines derselben in einem

mildern Lichte zu zeigen; und so tief er auch in die Denkweise der Alten eingedrungen zu sein behauptete, so durfte doch Keiner in seinem Hause einen Sterbefall erzählen, ohne einen seiner Zornausbrüche zu wecken, und wer nicht wenigstens auf vierundzwanzig Stunden in Ungnade fallen wollte, that besser, das Wort Tod gar nicht auszusprechen, wenn er zugegen war. War einmal einem Gespräch darüber nicht auszuweichen, so gestand er mit einem tiefen Seufzer, er würde die unendliche Weisheit des Schöpfers nur dann ganz anerkannt haben, wenn dieser es so eingerichtet, daß der Mensch im Anfange seines Lebens den Tod abmache, statt daß nun diese fatale Geschichte im Hintergrunde laure und dadurch das ganze Leben vergälle durch Sorge, Angst und Zweifel. Wenn Herr von Driesch diesen originellen, metaphysischen Gedanken ausgesprochen hatte, lenkte er gewöhnlich kurz ab und kam am liebsten endlich auf

die fruchtbringende Gesellschaft der Blumenschäfer an der Pegnitz zu sprechen, deren Mitglied er unter dem geachteten Namen „der Säuberliche" war und in deren voluminöse Actensammlung seine Poesien eingeschrieben wurden; — es war, als ob der in ihm aufgeregte Zweifel an die Unsterblichkeit nach irgend einer Beruhigung strebe.

Gnaden Herr Papa, sagte Johannes, der mit einer Schale voll Kaffee vor seinem Vater stand — die alte Margreth hat Geld bekommen.

Meinetwegen, Junkerlein; da ist die Tasse wieder; aber zerbrich sie nicht und reich mir den Boethius de consolatione dort vom Tische her.

Als ich in die Küche ging, um zu sehen, wo der Kaffee bleibe, war Niemand da; ich hörte aber die Alte in ihrem Schlafzimmer Geld zählen, sagte Johannes, dem seine Geschichte viel wichtiger schien als der schweinslederne

Boethius. Ich mag nicht gern in ihre Kammer geh'n, weil sie da immer Einen im Bette liegen hat, der so gläsern unter der Decke herguckt. Deshalb wollte ich gerade rufen, als ein großer Bauernjunge, den ich wol schon in Grünscheidt oder da herum 'mal gesehen, aus ihrer Kammer trat und die alte Margreth ihm nachrief, etwas leise, aber ich konnt's doch deutlich hören: Ja, sagt dem Herrn von Katterbach nur, richtig sei's; aber ich laß ihn fragen, ob's heute der erste September sei? sagt ihm — na geht nur in Gottes Namen. Das sagte die Alte; der Bauernjunge grüßte mich und ging fort, die Margreth aber schien ein wenig verstört, als sie mich in der Küche sah.

Junge! Junkerlein! fuhr Herr von Driesch empor, ist das wahr, oder verführt dich der Teufel? Geld zählte sie?

Ja, ja, Gnaden Papa! Als ihre Thür aufging, sah ich's auf dem Tische liegen.

War's viel?

Es mochten wol fünfzig bis sechzig Thaler sein.

Herr von Driesch fuhr convulsivisch zusammen:

O Gott! O du mein gekreuzigter Heiland! stöhnte er; von dem Katterbach! sie soll mich ermorden, mich vergiften — o Menschen, Menschen! Geld, so viel Geld von meinem Todfeinde: O der gibt nichts umsonst, der Judas! sie hat mich schon vergiftet — ja, ja — Johannes, mein Kind, wie seh' ich aus? O sag' es mir — meine Lippen sind blau — mein Gesicht ist aufgedunsen, mein Körper hat blaue Flecke; meine Augen quellen mir aus dem Kopfe — ich habe den Aussatz, die Pest hat sie mir angehext — o Gekreuzigter! Sprich, Johannes — o sage Alles!

Gnaden Papa werden jetzt etwas blaß, sagte Johannes; eben sahen Sie noch ganz gut aus.

Ein paar blaue Flecke mögen Sie auch noch wol haben.

So! sah ich ganz gut aus? Wart, du verfluchte Hexe! Ich will über dich kommen, du sollst vor meinen Augen durch den Schornstein zum Blocksberg fahren. Fort damit! Die Kaffeetasse, welche Johannes hielt, fuhr sammt ihrem Inhalte durch die klirrenden Scheiben zum Fenster hinaus. Es ist Gift darin! schrie er, raffte einige Kleidungsstücke zusammen, warf sie über und stürzte zum Zimmer hinaus.

Einige Augenblicke nachher war Margreth sehr verwundert, die Küchenthüre aufgestoßen und ihren Gutsherrn auf die Schwelle treten zu sehen, wo er stehen blieb, ein höchst wunderliches Bild im Rahmen. Seine Rechte hielt eine blanke Degenklinge hochgeschwungen über den Kopf, wie parirend gegen jeden Anfall, der seine hohe weiße Nachtmütze bedrohen könnte; sein Körper war von einem großblumigen Kat-

tun-Schlafrock umhüllt und von den pantoffelbekleideten Beinen war das eine dick mit allerlei Tüchern umwunden.

Herr, was ist Euch? sagte Margreth, indem sie ruhig bis in die Mitte der Küche ihm entgegentrat; was ist Euch?

Keinen Schritt weiter, schrie Herr von Driesch; keinen Schritt komm mir näher auf den Leib. O du Verkörperung infernalischer Bosheit!

Margreth trat trotz dem noch ein paar Schritte näher und Herr von Driesch trat einen zurück.

Fürchtet Ihr Euch vor einer alten Frau, Ew. Gnaden?

Fürchten! Herr von Driesch hieb mit seiner Klinge Prim, Terz und Tiefquart durch die Luft, daß es pfiff.

Alle Wetter, bange vor dir? Aber du bist eine Hexe, du bist eine Giftmischerin, du bist

das incarnirte Uebel, das in Altweibergestalt durch die Welt geht; du bist der Satan, du willst mich vergiften, für Geld, du Judas, du Silberling du! O du Bestie! Ich will dich hängen lassen, ersäufen, verbrennen sollst du, auf den Holzstoß mit dir, durch den Rauchfang soll dich der Teufel holen!

Rasch wie ein sprudelndes Bergwasser strömten diese Worte von den Lippen des Gutsherrn. Herr von Driesch hatte immer die alte römische Margreth nicht recht leiden können; er begriff oft selbst nicht, wie er dazu gekommen, sie als Verwalterin anzunehmen — nun ja, damals kannte er sie nicht; aber seitdem hatte sie ihm so oft ein unheimliches Gefühl gemacht, sie hatte ihm fast sein eigenes Gut verleidet — es war ihm außerordentlich angenehm, sie endlich einmal mit Ehren aus dem Hause werfen zu können.

Margreth ward weiß wie Kreide im Ge-

sichte, aber sie hielt sich aufrecht und horchte den Worten ihres Gutsherrn mit einem Ausdruck der peinlichsten Spannung zu. Was ist denn? — was ist? — unterbrach sie ihn jeden Augenblick, bis Herr von Driesch herausgepoltert hatte: Hast du nicht Geld angenommen, Geld von meinem Todfeinde, um mich zu vergiften oder zu behexen?

Als Margreth so endlich herausgebracht hatte, worin ihr Verbrechen bestehe, ging sie gefaßt zu ihrem Platz am Herde zurück, stemmte die Ellbogen auf die Knie und barg ihr Gesicht in beide Hände. Unterdeß hatte der Lärm die Domestiken herbeigezogen; sie füllten scheu die Zugänge, nur Anton stellte sich dreist hinter die Alte, um auf einen Wink seines Herrn, für den er durch's Feuer gelaufen wäre, sie beim Kragen zu fassen. Die Anderen schauten zu, Einige mit heimlicher Freude; die römische Margreth war durch ihr schneidendes, gebieterisches

Wesen gar nicht besonders beliebt bei ihnen; Andere theilnahmlos, aber doch immerhin durch den Umstand in eine gewisse behagliche Stimmung gesetzt, daß es etwas Neues gebe, welches sie aufregte und nicht auf ihre Kosten ging.

Margreth, wenn sie auch regungslos dasaß, sah das Alles recht wohl; sie breitete ihre Finger um ein Unmerkliches auseinander und schaute nun ganz ungehindert hindurch und in die Gesichter der Anwesenden. Was sie sah, versetzte sie in einen heftigen innern Kampf; sie war ehrgeizig bis zur Leidenschaft, und dies Volk, das sie insgesammt nicht leiden konnte, mit dem sie beständig in Hader lag, um ihm Respekt und eine gewisse abergläubische Scheu einzuflößen, wollte über sie triumphiren! Herr, sagte sie, sich erhebend und strack und fest wie eine Säule dastehend, Herr, geht einen Augenblick mit mir dort in meine Kammer und

ich will Euch eine Antwort geben, welche Euch befriedigen soll.

In deine Kammer? Mit dir allein? daß du mir den Hals umdrehst! rief Herr von Driesch, der unterdeß bis in die Mitte der Küche vorgerückt war.

Ew. Gnaden ist einmal wieder außer sich! Ihr denkt nicht, was Ihr sagt. Es ist nicht schön von Euch, Herr, daß Ihr mich zwingt es hier vor dem Volke zu sagen; Ihr solltet gegen eine arme Frau besser wissen, was Schonung und christliche Liebe ist. Aber ich will es Euch sagen: Herr von Katterbach schickt mir kein Geld, sondern meinem Sohne, den er studiren läßt und gegen den er — nun, dem er es wol schuldig ist, sich seiner anzunehmen.

Als Margreth dies — die letzteren Worte etwas unschlüssig und stammelnd gesagt hatte, setzte sie sich wieder, in ihre frühere Stellung zurücksinkend.

Herr von Driesch war durch ihr Bekenntniß keineswegs besänftigt. Und Euch soll ich in meinem Hause dulden, Euch Gesindel, schrie er, die Brut von dem Schuft, der mir nach dem Leben stellt? Morgen vor zwölf Uhr Mittag seid Ihr aus dem Hause. Anton, du passest auf; sind sie nicht fort, so wie es Zwölf schlägt, nimmst du ihre Siebensachen, den ganzen Plunder, und wirfst ihn vor die Thüre! Damit ging Herr von Driesch hinaus und warf die Thüre heftig hinter sich ins Schloß.

Als Bernhard in der Dämmerung durch den Wald nach Bechenburg heimging, sah er plötzlich Lene, die Magd seiner Mutter, aus dem Gebüsche vor ihm auftauchen. Sie kam von einem Wachholderstrauche her, an dem sie, wie es schien, bis jetzt gestanden hatte.

Du, Lene, woher kommst du so spät?

Ich wollte Wachholderbeeren sammeln, Ihr eßt sie so gern an den Krammetsvögeln, sagte

Lene und öffnete ihre Schürze, in welcher etwas zusammengerafftes grünes Zeug lag.

Jetzt? Wachholderbeeren? es ist ja ganz finster hier und die Beeren sind grün und frisch; kann man die brauchen?

Lene antwortete nicht, sondern trat hinter ihn, um ihm auf dem Wege nach Hause zu folgen. Bernhard wanderte weiter.

Eure Mutter ist nicht ganz wohl, sagte Lene nach einer Weile.

Nicht? was fehlt ihr denn?

Etwas Kopfweh mag's sein; sie hat sich zu Bett gelegt; 's wird nicht viel zu bedeuten haben.

Du erschreckst mich! Sie ist sonst nie krank! Hat sie sich erkältet?

Ich weiß nicht; vielleicht wol, vielleicht auch etwas geärgert. Der gnäd'ge Herr war übel gelaunt, und da sie eine alte Frau ist und sich wol nicht viel darum kümmern mag, ob der

heute so und morgen wieder anders ist, hat sie gesagt, sie wolle nicht länger auf Bechenburg wohnen bleiben, sondern fortziehen.

Fortziehen? und wohin?

Ich weiß nicht, Herr.

Ei, Lene, was sind das für Geschichten? sag' gerade heraus, was ist vorgefallen?

Nichts, Herr, als was ich Euch gesagt habe.

Bernhard schritt beunruhigt weiter aus; als er auf Bechenburg ankam, standen Anton und zwei andere Domestiken zusammen flüsternd auf dem Hofe. Als er grüßend an ihnen vorüberschritt, schwiegen sie und sahen ihn an, als habe er etwas an sich, das ihre Neugierde erregte. Um den Doctor da ist's mir leid! hörte er Anton sagen. Er stürzte nun in die Küche dem Schlafzimmer seiner Mutter zu. Es war verschlossen. Er rief und pochte. Keine Antwort. Unterdeß kam Lene heran, die vor dem Gute etwas hinter ihm zurückgeblieben war.

Sie zog ruhig einen Schlüssel aus dem Busen und öffnete damit.

In der Kammer lag Margreth auf ihrem Bette, die Blicke starr an die Zimmerdecke heftend und leise vor sich hinmurmelnd.

Bernhard ergriff ihre Hand — sie war fieberheiß.

Mutter, was ist Euch? Mutter?

Seid Ihr da, junger Herr, so wollen wir fort. Hast du den Wagen bestellt, Lene?

Ja, Frau Fahrstein, auf morgen früh; um eilf Uhr will der Bauer mit den Pferden kommen. Ihr müßt jetzt noch ruhen; Ihr seid nicht wohl, auch bin ich mit dem Einpacken nicht fertig.

Margreth lag eine Weile apathisch da. Dann fuhr sie mit der Hand über die Stirn und faßte Bernhard's Rechte.

Kind, sagte sie, wir müssen fortreisen; seid nicht traurig darum; die Welt ist groß und

weit, und wir haben Beide gesehen, daß die Sonne auch anderswo am Himmel steht, und daß ein warmes Herdfeuer flackert, wo man's anzündet. Ein Kind, das seine Mutter hat, ist nicht verlassen. Ich habe Lene gesagt, daß sie Eure Bücher einpackt. Wir haben schon so viel, daß wir uns durchschlagen.

Bernhard warf sich ermüdet in einen Stuhl neben ihrem Bette und bewachte ängstlich ihr Wesen. Sie hatte ein Fieber, das immer heftiger wurde. Gegen zehn Uhr aber schlief sie ein; ihr Schlummer war ruhig und die Krankheit schien vorüber ziehen zu wollen. Bernhard wagte jedoch nicht, sie zu verlassen; er beschloß, die Nacht über bei ihr zu wachen; er war überhaupt viel zu aufgeregt, um an Schlaf denken zu können.

Es ist ein seltsam unheimliches und trauriges Gefühl, wenn man den Ort verlassen soll, wo man seine Jugend oder einen großen Theil

seines Lebens zugebracht hat. Das Dach, welches sich so lange über uns wölbte, die Wände, die uns so lange beschützt haben, alle die Stellen, welche die Zeichen unserer Neigungen, unserer Thätigkeit tragen, alle die Geräthe, welche zur Befriedigung unserer Bedürfnisse beitrugen, haben etwas Lebendiges, haben eine Sprache für uns bekommen. Die Eindrücke, welche sie auf uns machten, waren die Hebel vieler unserer Gedanken, und weil Gedanken den Charakter bilden, wie viele Blätter eine Blume, so ist es von dem wesentlichsten Einfluß, ob ihr in einem Schlosse, wo Alles um euch weit, groß und licht, wo dieses an ein großartiges Gebiet des menschlichen Geistes, jenes an ein anderes eben so imposantes euch erinnert, oder ob ihr in einer Dorfschenke erzogen seid.

Immer aber haben unsere Umgebungen, wie sie auf uns Einfluß üben, auch von unserm

Leben einen Theil zurückbekommen. Sie sind die sicheren Bewahrer von Gefühlen geworden, die ohne sie in die Winde zerflattert sein würden. Gedanken und Erlebnisse können in stumme schweigende Räume eingeschlossen sein, wie lebendige Geister durch ein Salomonssiegel in eine Flasche, wie geheimnißvolle Geschichten in dunkle Herzkammern. Ihr habt sie vergessen und ganz Anderes zu denken, zu thun — bis ein Zufall euch das rostige Schloß öffnen und die knarrenden Angeln aufschieben läßt. Dann weht es euch an, als wäret ihr plötzlich in einen bestimmten Moment der Vergangenheit zurückversetzt; es ist, als tönte das Wort, dem ihr einst darin gelauscht, noch von den Wänden nach.

Hat man sie nun auf immer zu verlassen, die Räume, die man mit seinen eigenen Gedanken und Eindrücken lebendig gemacht hat, dann bekommen sie etwas leichenhaft Unheim-

liches; sie sind wie ein Körper, aus dem die Seele fortgezogen ist; die Erinnerung an sie spricht nur von einem Stück todter Vergangenheit. Was ein Tempel eurer Phantasien war, wird ein leerer Steinhaufe; und auf euern Weg nehmt ihr das Bild von einem Zustande mit, der ein Ende nahm, ohne daß — für euch — sich ein anderer an seiner Stelle entwickelte — der gestorben ist, ohne wieder zu erwachen. Der Gedanke an den Tod ohne Unsterblichkeit tritt in euer Leben.

Durch Bernhard's Seele mochten derartige Betrachtungen ziehen, als er die Nacht über bei seiner kranken Mutter wachte. Er saß stille und in sich gekehrt, von einem schwachen Nachtlichte angeflimmert und das Haupt zuweilen müde, mit geschlossenen Augen, auf die hohe Rückenlehne seines Armsessels zurücklegend. Mit einer größern Lampe ging Lene sacht' ab und zu, um Sachen aus dem Zimmer zu

holen, die sie draußen in Koffer einpacken wollte.

Da ist der Mantel für morgen, sagte sie, indem sie sich dicht an Bernhard's Stuhl mit den auf einer Kommode liegenden Kleidungsstücken Margreth's zu schaffen machte. Dann trat sie an einen Koffer und öffnete ihn.

Was hast du in dem Koffer zu suchen, Lene, fragte Bernhard, ohne die Augen zu öffnen.

Ich will nur reines Nachtzeug herausnehmen, daß er auf der Reise nicht aufgeschlossen zu werden braucht.

Hat meine Mutter dir den Schlüssel gegeben?

Ja, Herr.

Hast du da nicht Papiere, Lene? fragte Bernhard einige Augenblicke später und blickte auf.

Hier? nein, das ist ein reines Schnupftuch. Sie zeigte ihm ein weißes Tuch.

Ah so, ich glaubte, ich hätte Papiere rispeln gehört.

Es war Morgen. Margreth war erwacht, wie sie behauptete, durchaus genesen. Lene sagte, sie sei mit dem Einpacken fertig, und ging, sich etwas auszuruhen. Bernhard stärkte sich ebenfalls durch einen kurzen Morgenschlummer, und als es spät genug geworden, um ohne Auffallen einen Besuch im Stifte machen zu können, ging er dorthin, um von Katharinen Abschied zu nehmen, ihr die Wendung, die sein Geschick genommen, mitzutheilen und mit ihr zu verabreden, wann er sie wiedersehen könne. Um eilf Uhr konnte er längst wieder da sein. Er stand bald auf der Haide unter dem Baume mit dem Muttergottesbilde. Auch von ihm mußte er Abschied nehmen; von dieser Steinbank, auf der er so oft gesessen, wenn ihn das Wetter überrascht; dann hatten ihn die Zweige überdacht, daß er ganz

behaglich und warm über die Ebene hinausgeschaut, wo die Tropfen niederrieselten und dunstig von dem Haidekraut wieder aufstäubten, wo das leise Plätschern ihn in allerhand Träumereien gelullt hatte. Aber er hatte jetzt nicht Zeit, sie fortzuspinnen; er wollte sich nach wenigen Minuten von der Bank wieder erheben, als er hinter dem Baume, in einiger Entfernung, eine lustige Hörnerfanfare schmettern hörte; gleich darauf Hufschläge, die über die Haide pochten; zwei Piqueurs in glänzender, scharlachrother Livrée sprengten an ihm vorüber; hinter ihnen her kam nach einer Weile der „Meister-Jäger" mit einem großen Leit- oder Spürhunde, den er am Seile hielt, Beide in vollem Laufe, der Jäger von dem wüsten Rüden gezogen und gezerrt, daß er jeden Augenblick sich der Länge nach auf den Boden legen zu wollen schien. Das Thier hatte die Fährte und setzte jetzt in schweren Sprüngen, die Nase

immer am Grund, lautlos an Bernhard vorüber. Dieser überschaute die Haide und sah, daß sie zum Schauplatz des ersten Actes einer Tragödie ausersehen war, die sich durch rasche Handlung vor allen andern vortheilhaft auszeichnet und immer endet mit dem beweinenswerthen Tode des einzigen, nicht ganz unvernünftigen Wesens, das auf die Bühne kommt und deshalb auch billig der Held ist.

Der Kurfürst Clemens August, Erzbischof von Köln, Hoch- und Deutsch-Meister, zugleich Fürstbischof von Münster und aller andern Bisthümer in Norddeutschland, so gewiß, daß er nur bedauern konnte, daß Karl der Große ihrer nicht mehr gemacht, ein Mann, reicher als der Kaiser — der übrigens sein Bruder war, — baulustiger und prachtliebender als Louis XIV., war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn. Er jagte allerlei Wild, gleichviel ob es zur hohen oder niedern Jagd ge-

× Carl VII

hörte; vorzüglich aber Hirsche und nur diese par force.

Solch' eine Parforce-Jagd hatte heute die Haide zum Sammelplatz erlesen. Hier und da, in großen Entfernungen, sah man Gruppen von Reitknechten mit Sattelpferden aufgestellt oder weiter voranziehen. Fern am Walde trabte ein Trupp uniformirter Träger mit mehren Sänften ihnen nach; es waren also auch Damen bei der Hetzjagd, für deren Ermüdung man vorgesehen.

Der Kern des Zuges begann an Bernhard vorüber zu stürmen; es war die Meute, mindestens zweihundert Bracken. Der Spürhund hatte noch nicht angeschlagen oder Laut gegeben, sie waren deshalb noch in der Koppel und bellten, heulten, zerrten an den Seilen — schmiegten sich unter den Peitschenhieben, die wie Pistolenschüsse jedesmal in den dicksten Haufen klatschten, sprangen und schlängelten die

gegeißelten Leiber — es war eine fast ekelhafte Heerde, wie eine zahllose Menge Blutegel, Jäger zu Pferde mit Hörnern an bunten Fesseln, Büchsenspanner, Jagdschmiede, Sattelknechte, Piqueure, Stallmeister und Bereiter mit losen Pferden, zahlloses Volk, Jeder in demselben scharlachrothen, mit Goldtressen reichbesetzten Jagdcostüme, folgten im Trab und Galopp; lachend, sich Scherze zurufend, hier Einer, der seinen Klepper zu einer Courbette spornte, dort ein Anderer, der einen kurzen Signalstoß aus dem Horne schmettern ließ; so setzten Alle an der großen Buche her, quer über den Weg und dann weiter, um der Herrschaft Platz zu machen. Diese kam, weniger zusammengedrängt, an Bernhard vorüber; Pagen in einer Schar, dann der Kurfürst selbst, eine hohe imposante Gestalt, die blos durch das Gewicht ihrer Majestät den muthigen Schimmel zu bändigen schien, umgeben von vier bis fünf Cavalieren; ihm zur

Seite ritt eine anmuthige glänzende Frauengestalt, mit der der Kurfürst sich unterhielt. Alle waren in demselben Anzuge; nur überflatterte die kleinen dreieckigen Hüte ein Busch von blau und weißgefärbten Straußfedern: der Kurfürst war aus dem baier'schen Hause und die Farben der Wittelsbacher tanzten lustig über die westphälischen Haiden.

Bernhard war verlegen und wußte nicht, ob er sein Käppchen abziehen und so die hohen Herrschaften mit einem Rückgeben des Grußes bemühen dürfe; er ward der Sorge schnell überhoben; sie ritten vorüber, ohne ihn zu beachten. Zwei Damen folgten, eine Anzahl Herren, wie ein schützender Cortege um sie geschart; dann noch eine Dame ebenfalls zwischen zwei Herren, die angelegentlichst um das Glück, sie unterhalten zu dürfen, sich bemühten. Bernhard kannte diese Dame, obwol er sie nie in dem fast theatralischen Costüme, in die-

ser rothen Jagdkontusche über der langen veilchenblauen Robe, in dem kleinen runden Federhute, der so keck über den Locken hing, so stolz im Quersattel sich schaukeln gesehen. Ja, sie sah stolz und kalt von ihrer Höhe herab; in demselben Augenblicke aber, wo sie Bernhard erblickte, wie er mit entblößtem Kopfe demüthig am Wege stand, begann sie rasch ein lautes scherzendes Gespräch, dann grüßte sie freundlich aber herablassend, mit einem Kopfnicken, wie sie jeden Landmann am Wege grüßte, ritt vorüber und ließ ihr braunes Pferd wie die geschickteste Reiterin über den Graben jenseit des Fußpfades setzen, obwol das Thier recht gut, wie die Pferde der beiden Cavaliere, im Schritte hinübergekommen wäre. Ihre Begleiter sahen nicht nach Bernhard um; sie schienen nur Augen für sie zu haben. Sie waren die Letzten; der Jagdzug war vorüber; in der Ferne aber begann das Heulen der Hunde in

ein lautes hitziges Gebell überzugehen; der Hirsch mußte gefunden sein und die Meute entkoppelt; die Fanfaren schmetterten jetzt anhaltend über die Gegend hin und der ganze Troß, der sich in Galopp gesetzt hatte, schmolz immer mehr in ein unordentliches Gewirr am Horizonte zusammen.

Zehntes Kapitel.

Man beneidet das Glück der Jugend, weil ihr nie die Hoffnung ausgehe, und diese jugendliche Hoffnung selbst hat man mit den unzerstörlichen Thierköpfen verglichen, von denen die Fabel erzählt, daß sie nach jedem Streich, der einen fortgenommen, neu wieder angewachsen seien. Nichts ist unrichtiger als dies. Wer das Leben und den mannigfachen Wechsel der Geschicke beobachtet zu haben nicht alt genug ist, läßt nichts leichter fahren, als alle Hoffnung. Er weiß nicht, welchen wunderbaren Zufällen das Leben zum Spielball dient, er ist geneigt, überall die bekannte Regel als waltend

anzunehmen, und, wenn diese Regel ihm keine Chancen verspricht, da die Welt mit Bretern vor sich zugenagelt zu sehen, wo erfahrenere Leute noch hundert Aussichten wissen, welche der erste beste Zufall aufreißen kann.

Freilich, ein Erfolg — und der jugendliche Muth glaubt an kein Hinderniß mehr; er glaubt die Welt in seiner Hand zu haben, oder ist mindestens immer das Milchmädchen, das mit dem Korb voll Eier zum Markte geht und sich aus ihnen einen Meierhof mit Vieh und Pferden, mit Land und Leuten ausbrütet, bis die Eier zerplatzt auf dem Boden liegen. Aber nur ein Misgeschick, wo er sicher gerechnet zu haben glaubt — und er lies't über seinem Lebensthore die Inschrift, welche Dante über dem Portal der Hölle erblickte.

Bernhard las mit trüben Augen dieses Todesurtheil aller Hoffnung, das sich in seine Seele schrieb, als er sinnend auf der Stein-

bank saß, an welcher Katharina von Plassenstein mit dem Kurfürsten von Köln im glänzenden Zuge so eben stolz vorübergeritten. Er, der heimathlos, mit dem Gefühl der völligen Verwaisung auf's Geradewohl mit einer wunderlichen alten Frau in die Welt hinausziehen mußte; — und sie, die in der ganzen aristokratischen Herrlichkeit ihrer Lebensstellung, mit einem herablassenden Gruß — fast als kenne sie ihn nicht — vorüberzog, die ihn mit seinem Kummer hinter sich ließ, um im königlichen Prunk, mit schmetternden Fanfaren, auf den schnaubenden Rossen, vorüberzubrausen, an den Scharen staunender Bauern her, die glaubten, der Herrgott selber komme mit seinen Heerscharen über sie und ihre Kornfelder — Bernhard fühlte, welche unendliche Kluft zwischen ihr und ihm liege. Er zürnte ihr — eine Eifersucht ergriff ihn, nicht auf ihre galanten Begleiter, aber auf ihre ganze glänzende Erscheinung und Ho-

heit; ein Anflug von Stolz kämpfte gegen diese Eifersucht an; aber ohne zu siegen; er ärgerte sich im Innersten seiner Seele und hätte auch sie ärgern mögen; endlich trat er den Heimweg an, fest entschlossen, sein Herz von ihr loszureißen — aber bis zum Tode über diesen Entschluß betrübt, ohne es gestehen zu wollen. Ja, es war eine Weisung des Himmels, daß er aus ihrer Nähe fortziehen mußte; er fühlte es, sie war ihm gefährlich geworden, weil sie einen Theil ihrer Neigungen und seiner innern Sorgen an sich zog, die doch ganz und ungetheilt seiner Mutter zugehörten. Sollte sie, die Glückliche, das Herz eines Kindes seiner unglücklichen Mutter entfremden? Nein, es wäre Sünde gewesen!

Bernhard war nicht, wie die meisten schwachen Sterblichen, welche, wenn sie einem der Ihrigen ein großes Opfer gebracht, durch Unmuth oder Prätensionen oder auf irgend eine

andere Weise sich bezahlt machen. Er verdoppelte seine Sorgfalt für seine Mutter. Als er heimkam, standen ein paar hölzerne Koffer mit ihren Habseligkeiten und drei nicht umfangreiche Kisten, welche seine Bücher enthielten, daneben ein etwas eleganteres Stück Gepäck, das mit Seehundsfell überzogen war und seine Kleider enthielt, auf dem Hofe. Es war ein wehmüthiger Anblick für ihn, der nie den Koffer einer abziehenden Magd unter dem Thorwege auf den Schiebkarren hatte packen sehen können, ohne daß ihm ganz unheimlich traurig wurde. In der Thüre, an die Steineinfassung gelehnt, stand Johannes und sonnte sich und schaute mit großer Gemüthsruhe zu, wie Anton das Gepäck Lenen auf einen einfachen Bauernwagen heben half, wobei der Junker sich einige ungeregelte Melodien vorpfiff, wie ein Kanarienvogel, dem die Sonne auf die Federn scheint. Endlich kam der Bauer mit den Pfer-

den, einem Paar kleiner, langhaariger Klepper von jener dauerhaften, aber unscheinbaren Race, wie man sie ehemals und noch jetzt großentheils auf dem schweren Kleiboden des Landes zieht.

Margreth zog fort, ohne von irgend Jemand Abschied zu nehmen. Lene hatte erklärt, sie nicht verlassen zu wollen, und stieg mit ihr auf den Wagen, über dessen Leitern hinten eine Bank in eisernen Haken gehängt war, welche die beiden Frauen aufnahm. Der Fuhrmann behalf sich mit einem Sitz auf einem der Koffer. Bernhard hatte seinen Reiseanzug durch einen blauen Kittel vervollständigt und schritt voran, einen derben Stecken aus Stechpalmenholz zur Abwehr gegen die Hunde in der Hand. Als sie schon auf der Brücke waren, kam Anton ihnen nachgelaufen:

He, halt mal, Doctor, ein Wort!

Bernhard ging zurück. Was ist, Anton? hab' ich etwas vergessen?

Nein, Herr Doctor, vergessen nichts, aber der gnädige Herr läßt Euch sagen, daß es ihm leid thue und daß Ihr ihm doch neulich Abends so wacker beigestanden hättet; es sei nur von wegen Eurer Mutter, und dies Buch hier sollet Ihr zum Andenken mitnehmen, und wenn's Euch schlecht gehen thäte, so solltet Ihr nur an ihn denken, daß er ja zu finden sei. Da, 's wird was für die Andacht sein, setzte er hinzu, als er das kleine in Pergament gebundene Buch überreichte.

Für die Andacht, wie Anton glaubte, der nur Gebetbücher und „Flemming's deutschen Jäger" kannte, war es nicht, sondern der Elzevier mit den kleinen Lettern, die Herr von Driesch nicht mehr lesen konnte.

Und nun, fuhr Anton fort, indem er Bernhard die Hand schüttelte, geht mit Gott, Herr Doctor; es thut uns Allen leid, daß Ihr fort geht, ja wahrhaftig, so thut's, der Teufel hol'

die lateinischen Jäger, aber ein Herr, wie Ihr seid — seht, ich mach' mir den Henker d'raus, ob ein neues Gesicht ins Haus kommt, oder hinauszieht, aber das muß ich sagen, es ist mir den ganzen Morgen zu Muthe gewesen, wie neulich, als mir die Juno todtgeschossen wurde. — Gott vergelt's dem Racker — und ich werde nicht nach dem Telgenkamp gehen können, ohne stehen zu bleiben und zu denken, wie Ihr ihn damals so scharf an der Kehle packtet. Na, Gott befohlen, und denkt auch zuweilen — Anton wischte sich die Augen und drehte sich auf dem Absatz um — du verfluchte Rüde, die Canaille läuft Einem immer zwischen die Beine, wenn man ein vernünftig Wort sprechen will — daß dich das Donnerwetter!

Anton's Rührung suchte einen Ableiter und der unglückliche Bello ward heulend der Depositor seines Schmerzes.

Bernhard eilte wieder zum Wagen zurück.

Das Schrecklichste der Schrecken war damals in unserer Gegend der Zustand der Wege und Heerstraßen. Ganze Strecken führten den Namen die „Briserie", weil es nicht wahrscheinlich war, hindurchzukommen, ohne ein Rad oder die Achse, oder mindestens Arme und Beine zu brechen. Doch hatte jetzt eine anhaltende Dürre sie erträglich gemacht, das heißt, man lief nicht so leicht Gefahr, ganz stecken zu bleiben, und der Wagen kam doch weiter, freilich mit denselben Bewegungen, wie ein Schiff auf stürmischem Meere sie macht, wenn es in einen Wogenabgrund niederschießt und gleich darauf über den nächsten Hügelkamm fortgeschoben wird. Es mag in der That wahr sein, daß ein Bischof von Osnabrück einst ein Jahr lang gereist sei, um auf dem Reichstage zu Worms anzulangen; er kam freilich immer noch früh genug.

Um den Wagen und Frau Margreth vor

den Stößen der schlimmsten Stellen zu behüten, gab Bernhard dem Fuhrmann fortwährend Weisungen, wie ein sorgfältiger Kundschafter vorausschreitend. Wo das Haselnußgesträuch der Wallhecken zu beiden Seiten seine Zweige zu weit vorstreckte, war er bedacht, sie an die Seite zu schieben oder abzubrechen, daß sie Margreth nicht verletzen konnten. Diese war in ziemlich zufriedener Stimmung; den Krankheitsanfall hatte ihre feste Natur völlig überstanden, und die Sorge ihres Sohnes für ihre Bequemlichkeit schien ihr innerlich wohl zu thun, und wenn sie selbst auch schweigsam war und wenig antwortete, so mochte ihr doch zu großer Beruhigung dienen, daß Bernhard so heiter und muthig schien, ja eine gewisse Art Lustigkeit verrieth, welche sie sonst nicht an ihm gekannt hatte. Hätte Margreth in seiner Seele lesen können, so würde sie gesehen haben, daß auf die Schwelle seines Gemüths das Leben

jenen Findling gelegt hatte, den wir nach trüben und durchwachten Nächten uns dort mit seinem halb weinenden, halb lächelnden altklugen Kindergesicht anschauen sehen, den heimatlosen Vagabunden, den Leid und Lust erzeugt haben und der nur äußerlich der leichtsinnigen Mutter wie aus den Augen geschnitten scheint, innerlich aber viel mehr dem Vater gleicht; Margreth würde gesehen haben, daß in der melancholischen Seele ihres Kindes sich der Humor entwickelte.

Die Reisenden hatten bald die Region der Haiden hinter sich gelassen und kamen durch ein angebautes, fruchtreiches und anmuthiges Land; sanft schwellende Hügel mit weidenden Viehheerden, Wälder, die mit aller Pracht herbstlicher Färbung an ihren Weg traten, in der Ferne stattliche Rittersitze mit dunkeln Schieferdächern und kleinen Thürmchen, meist am Fuße der Hügel und von breiten Wasser-

gräben umgeben, Gehöfte, die blaue Rauchsäulen steilrecht in die sonnige Luft emporsandten, oft über die Wipfel der Bäume hinauf, als nicke über dem Waldturban, der die Scheitel des Hügels krönte, ein hellblauer Reiherbusch; hier und da ein Weiher mit einer Schar schnatternder Gänse am Ufer; dann ein verwitterter Heiligenschrein am Wege, an dem abgeblühte Kränze niederhingen; das Alles trat zu einem lieblichen Gemälde zusammen, über das der Sonnenglanz eines wunderschönen Herbsttages seinen Firniß legte. Die Landschaft war nicht eigentlich still zu nennen. Von den Gehöften her hörte man das helle Geklapper und den dumpfen Niederschlag im Tact geschwungener Dreschflegel oder den ähnlichen Lärm, den eine Schar junger Mädchen mit ihren Flachsbrechen machte; Hunde bellten dazwischen, auf den Aeckern tönte der Ruf der Pflüger oder das helle Wiehern eines Gaules, der aus offe-

nen Nüstern Wolken Hauches in die frische Morgenluft schnaubte; aber trotz dem schien ein stilles sonntägliches Feiern über all den Fluren zu liegen, jene schlummernde Ruhe eines Landes, das die Cultur noch nicht zum Aufbieten aller seiner Kräfte zwang, das eine Art jungfräulicher Frische und ursprünglicher Unverletztheit bewahrte.

Margreth wurde am Abend wohlbehalten vor dem Wirthshause eines ziemlich ansehnlichen Dorfes abgesetzt; dort wurden frische Pferde gemiethet und so konnte am andern Morgen ohne Anstand die Reise fortgesetzt werden, über deren eigentliches Ziel die alte Frau sich nicht weiter äußerte, als daß sie noch eine oder zwei Tagereisen fürder wolle. An diesem Tage mußte der Wagen in einer Fähre über die Ruhr gesetzt werden; in demselben Nachen trafen unsere Reisenden mit einem andern Wanderer zusammen, dessen Aeußeres den Landgeistlichen ankündigte

und der desselben Weges zog. Bernhard bot ihm seinen Platz auf dem Wagen an, von dem er keinen Gebrauch machte. Der geistliche Herr aber lehnte es ab:

Das wurde wol etwas zu viel sein, sagte er; ich gehe zu Fuß, weil ich mir eine Motion machen will.

Der gute Herr, aus dessen Zügen und schlichtem Wesen eine rührende Einfalt und Gutmüthigkeit sprach, schien mit der hochdeutschen Sprache, die ihm als Kind eines „plattdeutschen" Landes nicht angeboren war und in der Bernhard ihn anredete, nicht recht fertig werden zu können. Trotz dem war er ziemlich gesprächig, und Bernhard fand, als er ihm den Zweck seiner Reise, eine neue Heimat zu suchen, mitgetheilt hatte, eine große Theilnahme bei ihm.

Das wurde ja ganz schön sein, sagte er, wenn — er blieb stehen, um den Tabak seiner

halbausgebrannten Meerschaumpfeife zusammenzustopfen, und ging eine Strecke schweigend weiter.

Kann der Herr Messe dienen? hub er dann wieder an.

O ja, recht gut.

Das wurde ganz schön sein, sagte er nachdenklich. Also Sie reisen, um kein Haus zu haben?

Ja, um ein's zu finden, Herr Vicar.

Ja wol, um ein's zu finden — das mochte schon wol gefunden sein, versetzte er mit bedeutsamem Nachdruck und indem er eine innere Freude mit einer wichtig thuenden, aber etwas schalkhaften Miene zu verdecken bemüht war.

So, und wo denn, ehrwürdiger Herr?

Wenn's dem jungen Herrn und der Frau Mutter gefallen konnte, ich habe ein kleines Vicariehaus leer stehen. Ich bin aus Kraneck hinten im Sauerlande, und weilen der gnädige

Herr haben wollen, daß ich bei ihm auf dem Schlosse wohne, steht mein Haus ganz leer. Es ist auch ein kleiner Garten dabei, den hab' ich aber vermiethet und der bringt wol zwei Thaler alle Jahr zu Lichtmeß ein. Den konnte ich also nicht umsonst weggeben, aber das Haus mochte Ihnen wol gefallen.

Aber umsonst? das würden meine Mutter und ich nie zugeben, Herr Vicar.

Aber um ja doch leer zu stehen! warf der gutmüthige Geistliche ein. Es ist auch nur klein; eine gute Küche, ein großes Wohnzimmer und zwei Schlafkammern, eine Stallung, — der Vicar fuhr fort, eine ganz anständige Zahl bewohnbarer Räume zu nennen.

Bernhard ging zu seiner Mutter zurück und besprach sich mit ihr; diese willigte gern in den Vorschlag ein, wenn der ehrwürdige Herr den Miethzins von zehn Thalern jährlich annehmen wolle.

Zehn Thaler, sagte Herr Gerhards, so hieß der gutmüthige Geistliche. Ja, so, zehn Thaler jährlich! Die Sache schien ihm bedenklich vorzukommen; Leute, welche heimatlos in einem andern Lande einen Aufenthalt zu suchen gezwungen waren, hatten so viel Geld allein für die Wohnung zu bieten; das mochte ihn etwas beunruhigen. Die Summe war zwar so bedeutend nicht; aber es ausgeben zu wollen für Etwas, das umsonst angeboten wurde — es kam dem geistlichen Herrn etwas verdächtig vor, und er war halb entschlossen, sein Anerbieten zurückzunehmen. Es ist charakteristisch für jene Zeit und jenes Land, daß man mit vollem Herzen und mit vollen Händen beistand, wenn der Bedürftige des Nachbars Kind war und zu bekannten guten, christlichen Leuten gehörte; daß man aber mit einem gewissen verachtenden Haß Alles ansah, was etwas Fremdartiges mitbrachte und nur eine leise Fär-

bung eines andern Dialekts in seiner Sprache verrieth.

Herr Gerhards war jedoch zu gutmüthig, um irgendwo etwas Anderes als das Beste vorauszusetzen. Als er deshalb einige Male Bernhard angeblickt und aus seiner ganzen Erscheinung die vollständigste Beruhigung gesogen hatte, gab er seine Einwilligung zu erkennen und man war des Handels einig.

Nach und nach nahm die Gegend, durch welche der kleine Zug sich langsam fortbewegte — der Fuhrmann hütete sich wol, dem wohlbeleibten fremden Herrn das Mitkommen sauer zu machen — einen ganz andern Charakter an, als sie bis an die Ufer des zurückgelegten Flusses getragen hatte. Sie entfaltete vor Bernhard's entzückten Augen eine ganz ungeahnte märchenhafte Schönheit, wie sie auf keiner seiner frühern Wanderungen sich ihm gezeigt hatte. Der Weg zog das Gestade eines klei-

nen, aber wie zürnend über sein kieselreiches Bett hinschießenden Bergstromes entlang, der hier kollernd, spritzend, Streichwellen über das Ufer werfend, dahin rollte, dort hitzig mit einer tüchtigen Schaumwelle einem Felsriff ins Gesicht fuhr. Dichtbewaldete Berge traten mit Felsenwänden von mehren hundert Fuß Höhe dicht an das Gewässer oder stellten ihren Fuß auf die smaragdgrünen Teppiche, wo sich das Flußthal erweiterte und Raum für Wiesengründe ließ, welche wieder von unendlich malerischen Gruppen uralter Eichen und Pappeln überragt wurden. Kleine aber nette und reinliche Ortschaften mit schimmernden weißen Häusern, welche sich in den größeren Thalerweiterungen angesiedelt hatten und halb in Gärten und üppigen Pflanzenwuchs wieder versteckten, waren überragt von imposanten und noch wohl erhaltenen Burgen, wenn auch ein zertrümmerter Wartthurm und eine zerfallende, zinnengekrönte Brustwehr

an den Außenwerken schon von dem breitwuchernden Epheu umpfangen war, der seine grünen Ranken wie triumphirende Banner eines jungen Lebens um die alten Zacken und Scharten flattern ließ.

Bernhard hatte immer seine Heimat mit ihrem milden, weichen Klima, ihrem saftiggrünen Waldreichthum voller Nachtigallen, mit dem warmen behaglichen Charakter ihrer angebauten Striche, ja auch mit den unendlichen Haiden, welche die einsam säuselnde Tanne oder das graue Hünendenkmal aus aufgethürmten Granitblöcken überragt — für schön gehalten; aber er hatte nie geglaubt, daß sie so wunderbar großartige, so wild pittoreske Scenen umschließe. Diese Felsenwände, an deren Fuß das Thor unendlicher Höhlen aufklaffte, diese Seitenschluchten des Thals, aus denen brausende Wasserfälle niederstürzten, um weiter unten an einer tiefversteckten Mühle vorbei zu

schäumen, diese himmelhohen Kuppen rings um — es war eine unnennbar ergreifende Landschaft!

Zu rechter Zeit, ehe die schöne Romantik der Gegend in eine öde Wildheit überging, wie sie höher gen Süden hinauf sich zeigt, führte der geistliche Herr unsere Reisenden rechts ab vom Ufer des Bergstromes und durch eine enge Schlucht in ein Seitenthal von sehr mäßiger Ausdehnung, die Sonne stand nicht weit mehr von den höchsten Gipfeln im Westen entfernt und indem sie jetzt gerade in das Gesicht der Wanderer schien, lag der Glast ihrer schrägen Strahlen zugleich auf den Fensterscheiben einer Burg, die links auf einem vorspringenden Bergrücken stand und das Thal beherrschte, obwol noch über ihr, eine Strecke höher hinauf, eine kleine Kapelle emporgeklommen schien, die weiß getüncht, hell aus der grünen Waldumfassung hervorleuchtete. Ein kleines Dorf, mit einem niedern, grauen Kirchthurme, lag unten im

Grunde des Thales. Der Weg führte hindurch, und an der zerfallenen Kirchhofumfassung her, über welche die im feuchten Schatten lang aufgeschossenen Grashalme nickten, eine üppige Vegetation, die die Grabhügel mit den Steinplatten oder das kleine schwarze Holzkreuz, das gesenkt darüber hing, unsichtbar machte. Hollunderbäume, Dorngesträuch und eine Gruppe von breitblätterigen Linden hatten sich brüderlich in den übrigen Boden getheilt und dienten einer zahllosen Schar zwitschernder Sperlinge zum Aufenthalt. Der Kirchhof lag um mehre Schuh über den Weg, der zugleich die Hauptstraße des Dorfes bildete, erhöht, so daß unten von der Kirche nur der Thurm, das bemoos'te Ziegeldach und der obere Theil der schmalen, spitzbogigen Fenster sichtbar wurde. Es war so stille rings umher, daß man das Tiktak der Thurmuhr vernehmlich aus dem grauen Gemäuer schallen hörte, wie ein Herz-

pochen des alten sinnenden Dorfwächters. Nur einige Knaben und Mädchen, Nachzügler der aus der Schule entlassenen Jugend schlenderten durch den Hohlweg und kletterten auf die Kirchhofmauer, um von da herab mit stiller Neugier die ankommenden Fremden anzuschauen. Ein Junge griff nach einem Stein, um nach den Pferden zu werfen; aber als der Vicarius ihn anblickte, sprang er beschämt hinter den nächsten Dornbusch; die andern tummelten sich herunter, dem Geistlichen eine Kußhand zu geben und dann auch Bernhard ihre kleinen, schmuzigen Fäuste zu reichen.

So, das sind artige Kinder, sagte Herr Gerhards; aber wo ist denn Antönchen? muß der die Pferde werfen? sieh mal! soll ich's mal dem Schulmeister sagen?

Der kleine Bösewicht steckte den Kopf hurtig durch die Zweige seines Strauches und rief von oben herab:

O, das thut Ihr doch nicht, Ihr wollt mir nur bange machen!

So? wart nur! Das konnte wol doch sein!

Nein, Herr Vikarjes ist viel zu gut! rief Anton und duckte blitzschnell wieder hinter den Strauch zurück.

Es sind gute Kinder, sagte der Vikarius im Weiterschreiten zu Bernhard; haben Sie bemerkt, wie die kleine Range gar nicht daran dachte, ihr Vergehen abzuläugnen?

Einige hundert Schritte von der Kirche entfernt, an dem Wege, der zum Schlosse hinauf führte, lag das Ziel der Reise, das kleine Vicariehaus. Hinter seinem Gärtchen, von hohen Obstbäumen beschattet, von dem Grün wilder Weinreben dicht umrankt, bildete es die lieblichste Idylle, die man sich denken kann. Es hatte nur ein Stockwerk, an beiden Seiten der Hausthüre drei fast quadratförmige Fenster mit runden bleigefaßten Scheiben und außer dem

Garten, der es von der Straße schied, noch rundumher einen großen Baumhof; dieser war durch einen breiten Bach begrenzt, über welchen ein Steg mit einer Lehne auf eine von den Dörflern zur Bleiche ihres selbstgesponnenen Leinens benutzte Wiese und zu einer tiefer unten in dichtem Erlengebüsch liegenden Mühle führte.

Der Vicarius holte aus einem Nachbarhause die Schlüssel zu seiner Besitzung; als er die Hausthüre geöffnet hatte und die Läden vor den Fenstern zurückgeschlagen waren, sah sich Margreth in der steingepflasterten Küche um, prüfte, ob die geweißten Wände auch Spuren des Rauches trügen, und als der Vicarius sie in dieser Beziehung beruhigt hatte, schickte sie, ohne weiter die andern Räume anzusehen, Lene zum Fuhrmann hinaus mit der Weisung, er könne nur abpacken. — In einer anstoßenden Kammer standen sämmtliche Betten und Mö-

beln auf einander geschichtet; sie wurden heraus=geholt, aufgestellt, die Fenster geöffnet, um fri=sche Luft in die verschlossenen Räume zu lassen; dann wurde ein Feuer angezündet, zu dem die Nachbarsfrau eilfertig eine Schaufel mit Koh=len herbeigebracht hatte — um nebenbei zu sehen, wen der Herr Vicarius denn da in aller Welt aufgegabelt habe — und Margreth saß bald ganz behaglich im Lehnsessel an einer prasseln=den Herdflamme, noch immer ziemlich schweig=haft, aber, wie es schien, ganz zufrieden mit der neuen Behausung in diesem von der Welt ab=geschnittenen Erdwinkel, wo Niemand sie kannte und Niemand also auch von ihrem schmachvol=len Rückzug von Bechenburg eine Ahnung ha=ben konnte.

Die nöthigsten Vorbereitungen für die erste Nacht nahmen den Rest des Abends fort. Als Bernhard am andern Morgen sich erhob, um an die Einrichtung des Zimmers zu gehen, das er

schon den Abend vorher für sich ausgewählt hatte, fand er Lene darin beschäftigt, den Fußboden zu scheuern, die Ranken vor dem Fenster zusammenzuflechten, welche zu üppig es überwucherten, und eine Reihe von Blumenscherben mit Monatsrosen, die sie hinter dem Hause auf dem Baumhofe stehend gefunden, über der Fensterbank aufzustellen. Bernhard hatte nur noch Tisch und Stühle zurechtzuschieben und seine Bücher zu ordnen und er war im Besitz eines so freundlichen Studirzimmers, daß er die hohen und etwas wüsten Räume auf Bechenburg gern entbehrte.

Nachdem nun noch Frau Margreth eine Ziege und eine Katze sich angeschafft, auch für den Einkauf der nöthigsten Vorräthe gesorgt hatte, war die kleine Familie eben so vollständig installirt, als mit der Beschaffenheit ihrer neuen Heimat zufrieden.

Elftes Kapitel.

Die einzigen Personen des Ortes, mit welchen Bernhard hoffen durfte einen Verkehr anzuknüpfen, waren der Pfarrer und der gnädige Herr oben auf dem Schlosse. Der Erstere war ein guter, freundlicher Mann, aber in seiner Einsamkeit etwas verbauert, so daß sich mit ihm keine Berührungspunkte finden ließen; dagegen war Herr von Kraneck der leutseligste Mann, der je in der stattlichen und im Innern mit einem großen Aufwande an schwerfälliger Pracht ausgebauten Burg Hohenkraneck da oben gehaus't haben mochte; und da er an dem jungen Fremden die zwei unschätzbaren Eigen-

schaften entdeckt hatte, seinem Vicarius die Messe dienen zu können, wenn dieser Sonntags in der Hauskapelle fungirte — es war immer eine große Noth um ein dazu passendes Subject oben gewesen, seit der Sohn des Freiherrn als Kammerherr am kurfürstlichen Hofe sich aufhielt — und ferner ein geschickter Partner für eine Partie L'hombre zu sein, womit sich Herr von Kraneck die Abendstunden schon lange gern vertrieben hätte, wäre nur Jemand da gewesen, der es verstanden — war er die Gefälligkeit und Freundlichkeit selbst.

Er saß einige Tage, nachdem Herr Gerhards sich mit der gehorsamsten Vorstellung des fremden Herrn beehrt hatte, in einem Lehnstuhl am Fenster seines hohen Wohnsaales und schaute auf das reizend schöne Thal mit seinem Kranze dichtbewaldeter Berge vor und unter ihm hinaus, über welches seine Blicke jetzt so oft gestreift, um von ganz bedeutender Lange-

weile gesättigt zurückzukehren. Ihm gegenüber auf einer chaise longue ruhte seine Gemahlin, eine Dame, die nahe an den Sechzigen war; klein, stark, aber fein gebaut und zierlich in allen Bewegungen. Sie hatte eine Stickerei vor sich, in welcher sie mit großer Ruhe von Zeit zu Zeit einen Stich anbrachte, eben so schweigsam wie ihr Gemahl, mit der Ausnahme, daß sie zuweilen ein freundliches Wort ihrem dicken Mops zuflüsterte, der neben ihr wie ein Igel zusammengerollt in der Ecke der Polster lag und bald in tiefem Schlafe befangen schien, bald ganz lebendig mit dem Kopfe auffuhr, wenn ihm eine Fliege um die Nase summte, mit den klugen Augen blinzelte und augenscheinlich dann die wichtige Frage im stillen Gemüthe wälzte, ob mit glücklichem Erfolg danach zu schnappen sei oder nicht.

Der Freiherr nahm eine schwere, goldne Dose, klopfte mit dem Finger daran und öffnete

sie; dann erhob er sich, trat vor die Dame hin und sprach, indem er sein schwarzes Sammtkäppchen von den kargen, schneeweißen Locken nahm:

Ma chère, peux-je vous offrir une prise de tabac?

Die Dame tunkte zwei ihrer zarten kleinen Finger, an deren einem ein Rubin glänzte, in die dargebotene Dose und versetzte:

Mon cher, tout ce qui vient de vous ne peut-être qu' agrèable.

Der Mops dankte durch ein freundliches Geklaff für die Aufmerksamkeit, welche seiner Gebieterin wurde.

Diese Scene wiederholte sich mindestens jede halbe Stunde an jedem Abend, den Gott kommen ließ. Die guten Leute hatten sich über Freud und Leid, das sie nun seit langen Jahren treu mit einander getragen, vollständig ausgesprochen. Es war Alles in Vertrauen auf

Gott und mit Dankbarkeit ertragen oder angenommen und nun mit der Zeit dahingeschwunden; und wenn auch ein Leid geblieben war, die Langeweile nämlich, so hatten sie sich dieselbe doch sehr erträglich gemacht, indem sie von Zeit zu Zeit durch diese freundliche Anrede gegenseitig ihre fortdauernde Theilnahme für einander an den Tag legten.

Für heute aber war das Gespräch damit nicht beendigt. Als der Freiherr wieder Platz genommen hatte, sagte er:

Es ist ein recht angenehmer Mensch.

In der That, recht angenehm, erwiderte Frau von Kraneck.

Beaucoup de modestie.

Er hat sehr viel Bescheidenheit, fiel die Dame ein.

Ich finde, daß diese Eigenschaft eine sehr schätzbare sei!

Assurement!

Erlaubt ma chère amie, daß wir ihn ein für alle Mal des Abends zur Tafel hier behalten?

Tout comme il vous plaira, mon cher.

Hätte Bernhard, der in diesem Augenblicke eines Zuwachses an innerer Weihe wol bedurfte, diese Aeußerungen des Wohlwollens für ihn angehört, sie würden ihn gewiß innig gerührt haben. Er saß oben an der Waldkapelle, die über dem Schlosse am Abhange eines Berges lag, und blickte dort bald in die scheidende Sonne, bald in den stillen Raum hinter ihm. Durch eine Thüre, deren obere Hälfte aus bloßen Gitterstäben bestand, fiel der Schein auf den staubigen Altar im Hintergrunde des kleinen Gotteshauses; der alte Schrein war mit Spinnengeweben überzogen, in denen gelbe Ulmenblätter, vom Winde durch die zerbrochenen Fenster hineingeweht, sich im Luftzuge wiegten. Ein Bild an der einen Wand war unkenntlich schwarz geworden; dem heiligen Aegi-

dius, der aus Holz geschnitzt ihm gegenüber stand, fehlte Kopf und Arm und man hätte auch ihn nicht mehr kennen können, wäre nicht noch das Reh da gewesen, das sich vertrauend an ihn schmiegte. Einige Bänke lagen wirr über einander geworfen, eine zerfetzte Fahne lehnte in der Ecke neben dem ausgetrockneten Steinbecken, das früher das geweihte Wasser enthalten hatte; das Ganze war die schönste Staffage für eine rührende Ostereier-Erzählung.

Bernhard hätte sich früher herzlich über die Entdeckung einer solchen poetischen Waldklause gefreut, jetzt überblickte er mit einer stumpfen Kälte die zerstörte Stätte. Seine Gedanken waren in eine wilde Irre davon gezogen und fühlten einen Ekel vor Allem, auf dem sie früher so gern gehaftet. Wie die Sonne, die so leuchtend stolz den blauen Himmel sich entlang gewiegt und jetzt so blutend versank, schien ihm alles Sein ein wunderbares und unendlich

trauriges Gemisch von Lust und Schmerz, das wie von einem Urwelthohne, von einem schöpferischen Behagen an Teufeleien zusammengeschmolzen; ein ewiges Ringen nach stolzem und frohem Aufschwung, ein ewiges Niedergeschleudert- und Zertreten-Werden gleich darauf; die Natur hatte nur einen Ton, nur eine Sprache mehr für ihn, ein Nachtigallenlied, worin die fröhlichsten keckſten Wirbel von einer bis zum Sterben schwermüthigen Stelle überwältigt und niedergedrückt werden; und dieses räthselhafte Gemisch von Lust und Schmerz, von Kraft, die im nächsten Augenblick ohnmächtig wird, von Jämmerlichkeit, die unversehens beim nächsten Sonnenschein einen prunkenden Pfauenschweif auseinanderschlägt, erbitterte ihn, reizte ihn zu einem unversöhnlichen Grollen jetzt — er kannte sich selbst nicht mehr. Er streckte mit geballter Faust den Arm aus, wie um zu prüfen, wie viel Kraft in ihm wohne; er ließ

krampfhaft die Muskeln daran aufschwellen, als gelte es ein Gladiatorspiel mit einem nahenden Feinde zu beginnen; und das Gefühl, daß die Natur eine Stärke hineingelegt habe, mit welcher er zufrieden war, hatte, zum Erstenmal in seinem Leben, etwas Angenehmes, Beruhigendes für ihn. Seine Augen bohrten blitzend ihre Blicke in einen Punkt der Ferne ein.

Sein Gemüth war tief wie ein See; es war spiegelglatt gewesen wie ein See, bis vor wenig Tagen; eine klare Fläche, über welcher die azurblauen und hellrothen duftigen Farbenstreifen lagen, welche stille Luftströmungen und die sachten Züge der Wolken darüber werfen; aber jetzt war ein Blitz hineingeschlagen, es stürmte, es wogte in ihm und mit einem zornigen Behagen tummelte sich der Leviathan durch diese Wogen — die Leidenschaft.

Der Abend sank immer mehr hinab; die Sonne war geschieden und an ihrer Stelle

flammte über dem Bergsattel im Westen eine dunkle Glut, wie ein gewaltig loderndes Osterfeuer. In dem grauen Thurm im Dorfe wurde die Abendglocke geläutet. Ein langer Nachhall noch, der durch die Ulmenwipfel über der Kapelle zu summen schien, und die Stille kehrte zurück; dafür fing der Wind stärker in den Zweigen zu rauschen an. In dem Dorfe unten, in den einzeln und zerstreut auf den Halden umher liegenden Häuschen flatterten Lichter an und schossen zuckende kleine Strahlenpfeile durch das Grün ihrer Baumhöfe; Bernhard gerade gegenüber, auf einem jenseits schwellenden Bergabhang lag eine Hütte, deren Thüre offen stand; er sah das lodernde Herdfeuer im Hintergrunde; zuweilen bewegte sich eine dunkle Gestalt davor; dann eine Zeitlang rasch nacheinander zwei Kinder, die umher zu tanzen schienen, bis die Mutter den Milchtopf darüber hing; ein gebückt schreitender Mann kam

nnd setzte sich in einen Lehnstuhl hart daran. Es war ein freundliches Bild, das durch die grellen Contraste von Finsterniß und Licht einen traumhaften Anstrich bekam.

Es wurde völlige Nacht umher, aber eine milde und mondhelle; hinter Bernhard, in einem morschen Ständer der Kapelle, begann ein Holzwurm zu ticken; ein Wiesel schlich durch das Gras und hüpfte in langen Sätzen an seinen Füßen vorüber; aus dem nächsten Gebüsche tönte das leise Grunzen eines Igels. Dann wieder Alles so stille rings, daß das Säuseln der welken Blätter an den Digitalenstämmen hörbar wurde, die über einen Schutthaufen an der Mauer aufgeschossen waren.

In Bernhard's Seele ward es ruhiger; die frühere Stille seines Gemüthes voll Ergebung, voll Glauben und auch voll jenes vergeistigten Aberglaubens, der in allen tieferen Charakteren irgend ein Fleckchen findet, wo er Wurzeln schla-

gen und seine seltsamen lianenhaften Ranken treiben kann, kehrte in ihm zurück. Nach und nach erfüllte ihn seine eigne unreife und kindische Philosophie, die ihm eben noch mit den zornigen Thränen, die er nicht weinen konnte, die Brust zu zersprengen gedroht hatte — mit demselben Ekel, den er vor allen früheren Gegenständen seiner liebsten Gedanken gefühlt hatte, als sie ihn beherrschte. Er saß eine Zeitlang, die Stirn in seine Hand stützend; dann schloß er die Augen, legte den Kopf auf die Lehne der hölzernen Bank zurück und seufzte kaum vernehmlich: O Licht! o Liebe! o Licht!

Er mochte eine Stunde so gelegen haben, als er sich von einem warmen Athem angehaucht fühlte. Als er emporfuhr, sah er eine Gestalt einige Schritte weit von ihm sich bewegen, die jetzt näher trat:

Herr Bernhard, sagte sie, die Mutter schickt mich, nachzusehen, wo Ihr so lange bleibt.

Lene, Mädchen, bist du da?

Es ist spät, Herr, versetzte Lene mit einiger Bewegung in ihrer Stimme; Eu'r Essen wird kalt.

Standest du eben nicht dicht neben mir?

Wer, ich? sagte sie und sprang ohne weitere Antwort den Bergpfad hinab.

Bernhard folgte ihr schweigend. Als sie einige hundert Schritt gegangen waren, sahen sie am Eingange eines kleinen Fichtengehölzes, durch welches der Fußweg führte, einen Menschen auf einem gefällten Stamme sitzen.

O Gott! schrie Lene leise auf und blieb stehen.

Was ist dir, Lene? fürchtest du dich?

O nichts, Herr, sagte sie und schritt zögernd hinter Bernhard her. Der Fremde blieb ruhig sitzen, als sie an ihm vorübergingen, und murmelte ein tonloses „guten Abend". So viel Bernhard erkennen konnte, war es eine etwas zigeunerhafte Figur.

Wo bleibt ihr Beide so lange draußen? sagte Frau Margreth, die in dem Gärtchen vor ihrem Hause auf einem Feuerstübchen hockte und in den mondhellen Abend hinaus schaute. Mußtest du dich auch draußen umhertreiben in dieser Nachtstunde, Lene?

Ich sollte ja gehen und nachsuchen, wo Herr Bernhard so lange bleibe, sagte Lene, und ging rasch, ohne eine Antwort abzuwarten, ins Haus.

So? davon weiß ich nichts!

Aber, Mutter, denkt Ihr denn gar nicht an die kühle Nachtluft. Wir sind weit im Herbst und der Mondschein hat Euch nie gut gethan, sagte Bernhard und faßte die Mutter am Arm, um ihr das Aufstehen zu erleichtern.

Ich wollte sehen, wo ihr bliebet, versetzte Margreth; es wurde mir auch so wunderlich zu Muthe allein im Hause.

Er nahm das Feuerstübchen auf und sie schritt, von ihm unter dem Arm gefaßt, der Hausthüre zu.

Habt ein Aug' auf Lene, Mutter, sagte Bernhard leise; es saß unterwegs ein Mensch unter den Fichten, der mir wie ein Scherenschleifer vorkam; sie schien ihn zu kennen.

So, ist das Gesindel wieder da? Nun, ich will sie schon hüten.

Lene war die Tochter eines Scherenschleifers, das heißt, sie gehörte einem Volksstamme an, der sich damals vagabondirend viel in Westphalen umhertrieb und denselben Erwerb hatte wie die Zigeuner, mit welchem Volke er verwandt schien, obwol ein weniger schmutziges, auch minder fremdartiges und orientalisches Aeußere ihn vortheilhaft von denselben unterschied. Man nannte sie Scherenschleifer, weil die Männer, wenn sie wegen eines Diebstahls oder wegen unverschämter Bettelei zur Untersuchung gezogen wurden, behaupteten, in irgend einem Winkel der Welt einen Scherenschleiferkarren stehen zu haben, mit welchem sie

ihren Unterhalt suchten und auch einige Wenige in der That ein solches Geräth mit sich führten. Sie waren, wie gesagt, reinlicher und anständiger als die Zigeuner, ihre Gesichtsfarbe, wenn auch dunkler als die der Landeseinwohner, doch weniger kupferbraun als die jener; ihre Tracht unterschied sich von der der Bauern durch größere Nettigkeit; die Männer waren kenntlich an Jacken mit zwei Reihen dicht aneinander gesetzter kugelrunder Silber- oder häufiger Zinnknöpfe. Sie lebten unter einem, ich weiß nicht, ob gewählten oder durch Erbfolge eingesetzten Oberhaupt, das die Bauern den Heidenküster nannten und der regelmäßig der pfiffigste und verschlagenste Bursche war, der je Handschellen getragen hat, verwegen und tollkühn, daß alle Bauern seinen Requisitionen an Lebensmitteln und Geld sich schweigend unterzogen, und die damals durch Armenvögte ausgeübte Polizei sich wol hütete, ihm in den

Weg zu kommen. Er war zugleich der Oberpriester des Stammes und gab z. B. den nach Belieben wieder auflösbaren Ehen seine Sanction, indem er das Brautpaar über seinen ausgestreckten Stab springen ließ. Jetzt ist dieser Stamm fast ausgestorben und Niemand hat der Mühe werth gehalten, über ihre religiösen Ansichten und über ihre Sprache sichere Notizen zu sammeln. Ich erinnere mich nur noch, daß ihr letztes Oberhaupt den romantischen Namen Baromantho führte.

Lene war die Tochter eines solchen Scherenschleifers, der vor ihrer Geburt auf eine gewaltsame Art ums Leben gekommen war. Ihre Mutter hatte oft Wohlthaten von Frau Fahrstein empfangen und als sie auf dem Boden eines Schafstalls auf offener Haide im Sterben lag, einem Paar vorübergehender Bauersleute aufgetragen, ihr achtjähriges verlassenes Kind der Frau Fahrstein zu bringen; die werde

sich ja wol seiner erbarmen. Frau Fahrstein mußte sich nun freilich der Waise erbarmen, auch wenn sie keine Lust dazu gehabt hätte. Aber das Mädchen war hübsch, anstellig und versprach eine geschickte und thätige Gehülfin zu werden. So zog Margreth sie denn groß, hatte nun und dann auch wol einen kleinen Aerger an ihr, wenn Lene z. B. laut aufjauchzend jeder Vagabundenschar entgegenlief, die sie von fern über Land ziehen sah, oder wenn sie über irgend einen Anlaß so in Zorn gerieth, daß die kleine Heidenrange blau und roth im Gesichte ward, war aber im Ganzen mit ihrer Adoption sehr zufrieden. Margreth führte eine strenge und scharfe Zucht; doch als sie heranwuchs, bedurfte Lene dieser nicht mehr; sie ward stille und in sich gekehrt, machte mit einer großen Leichtigkeit und Raschheit ihre Geschäfte ab, wie sie auch in der Schule allen andern Kindern zuvorgekommen war, und gab Margreth

nie den geringsten Anlaß zur Klage mehr. Sie mochte jetzt zwanzig Jahre alt sein und war nicht sehr groß geworden, aber so hübsch, daß alle Dorfschönheiten mit großer Befriedigung sahen, wie sie sich nie in ihre Kreise mischte und von allen Tänzereien, Hochzeiten und andern Zusammenkünften fern blieb. Die jungen Bursche machten still ein Spalier, wenn sie aus der Kirche kam, um gerades Weges wieder nach Hause zu gehen: Keiner hatte recht den Muth sie anzureden; sie konnte so verzweifelt stolz mit ihren kohlschwarzen, schmalgeschlitzten Augen drein funkeln; erst wenn sie die Klinke des Kirchhofpförtchens schon in der Hand hatte, ließen sie ihren witzig sein sollenden Bemerkungen über jene freien Lauf. Woher sie den großen, zigeunerhaften Mann kennen könne, der am Eingange des Fichtenwäldchens saß, begriff Bernhard nicht; freilich, er konnte sich auch geirrt haben und ihr leiser Schrei nur der einer unwillkür-

lichen Furcht gewesen sein. Aber einige Tage nachher, als er noch sehr spät in seinem Zimmer über seinen Büchern saß, sah er plötzlich einen langen Schatten an der Wand ihm gegenüber auftauchen und rasch entlang gleiten. Er fuhr auf, öffnete das Fenster und steckte den Kopf ins Freie; an der andern Seite des Hauses klirrte ebenfalls ein Fenster; nur Lene's Kammer lag dort hinaus. Bernhard sprang nun über die niedre Brüstung in den Baumhof und schritt um die Hausecke; aber Alles war still hier und das Geräusch, welches er vernommen, schienen die Aeste der Apfelbäume gemacht zu haben, die dicht am Hause standen und sich im Nachtwinde bewegten; sie waren wahrscheinlich mit den Spitzen der Zweige an die Scheiben gefahren.

Zwölftes Kapitel.

Wunderbare Stimmungen, welche früher noch nie berührte Saiten in uns anschlagen und uns selbst zum Erstenmale deren Dasein ankündigen; Träume, Launen, Einfälle und Eindrücke paradoxer Art — wer hat, wer kennt sie nicht, in wem bilden sie nicht die leichten Truppen, welche um den Kern seiner Gedanken schwärmen, die Schmetterlinge, die Maikäfer oder „Grillen,“ welche um die eigentlichen fruchtbringenden Blüten seiner Seele flattern? Auch Bernhard hatte sie; aber mit dem Unterschiede von andern Sterblichen, daß sie mit einer Hartnäckigkeit sich in ihm festsetzten, welche ihn

unter dem Einflusse einer fixen Idee leidend erscheinen lassen konnte, eine Gewalt über ihn ausübten, welche Jedem unbegreiflich gewesen wäre, der an das wache Geschäft des Werktags gewiesen, keine Zeit zu dem müßigen Wolkenzug und Mückenflug Beobachtungen eines poetischen Gemüthes hat und keine andre Nacht kennt, als die, welche der Nachtwächter ausbläst.

Bernhard war nicht damit zufrieden, wie ein Fischer blos die eßbaren Geschöpfe einzufangen, welche an die Oberfläche der See und in sein Netz gerathen; er mußte tiefer hinab in das Meer des Lebens, oft ein verzagender Taucher, aber wie von einem Zauber nach unten gezogen. Er spähte in den Abgrund und nach all' den wunderbaren schönen oder schrecklichen Bildungen und Creaturen der Tiefe, der farbenglühenden Korallenwelt und dem ekelhaft zappelnden Gewürm. Er schauderte vor dieser unergründlichen finstern Region des Da-

seins — seines eignen Daseins. Ja, in ihm selbst sah er diesen Abgrund, ahnte, fühlte das wirre Treiben aller jener wunderbaren Dinge und Geschöpfe darin und erschrak vor diesem fremden Leben in seinem eigenen Innern.

Er gehörte zu den wenigen Menschen, welchen nichts so gering und unscheinbar auf der Welt ist, dessen ursprüngliche Schönheit sich ihnen nicht auch im Glanze und Glücke seiner Urform, seiner Harmonie mit seiner ewigen Bestimmung zeigte; nichts war so verachtet und gemein, das sich ihm nicht unwillkürlich enthüllte in seiner ewigen Natur und Schönheit, frei von der Sünde. Auf der andern Seite war nichts so glänzend und am Lichte prunkend, an dem die Füllhörner seiner Intuition und seines Zartgefühls nicht die wunde Stelle ausgefunden, nichts so groß, dessen innere Hohlheit er nicht geahnt, durschaut hätte. Würde das Leben ihm Purpurteppiche auf dem Chore

seiner schönsten Kathedrale ausgebreitet haben, um ihn zum Könige zu krönen, — er hätte durch den Scharlach und die Gewölbe in die düstre Gruft darunter blicken müssen, wo man die Könige begräbt. Dieses unwillkürliche Bewußtsein des „Abgrunds" im Leben machte ihn traurig; er hätte bitterlich weinen können, wenn er die Philister so fröhlich und unbesorgt jubeln und zechen sah, und dachte, wie wenig es eines Simson bedürfe, um die Säule, welche ihren Saal trug, wegzureißen und sie alle unter dem Schutte zu begraben.

Hiermit hing auf der einen Seite die feste und gläubige Religiosität seines Charakters zusammen; es war damit seinem Gemüthe die Offenbarung des Grunddogmas des Christenthums, des von einer Ursünde nämlich, gegeben — in dem übrigens eine tiefere Weisheit liegt, als unsre Philosophie sich träumen läßt. Auf der andern Seite nährte diese Gemüths-

richtung eine solche Schar jener Grillen und träumerischen Stimmungen, daß daraus nothwendiger Weise ein Hemmniß für die Frische seiner Thatkraft entsprang und jeden Augenblick die Energie seines Wollens in eine neue Fessel gerieth. Er fühlte diesen niederdrückenden Einfluß, den die Ursünde, die innerliche Zwietracht und Gespaltenheit der Welt und der unter ihr und ihm klaffende Abgrund auf sein immer beschaulicher werdendes Gemüth übten; und wie christlich, ja scrupulös kirchlich er auch war, ihm schwebte doch ein anderes Ideal vor, eine ungebrochenere Welt, in welcher auch er in sich ungetheilter, ungebrochener, eines gesunden und kräftig nach Außen wirkenden Daseins freudiger gewesen wäre. Die Heimath seiner liebsten Gedanken war das glühende, blühende Heidenthum; und wenn er sinnend die Wimper schloß, lag vor dem Auge seines Gemüths die tiefblaue See der Hellenen da, von dem

klaren Himmel Joniens überwölbt und die leuchtenden Säulenschafte der Göttertempel von den Vorgebirgen widerspiegelnd: er sah die Weisen jenes Volkes, unter den Hainen des Ilissus wandelnd, edle Gestalten, denen der Gedanke eine stille Verklärung gegeben — sinnend und heiter, nicht grübelnd und ruhmlos; die Söhne, nicht die Findlinge der Natur.

So mit seinen Träumen und Phantasien im Alterthume verkehrend, war das Mittelalter ihm eigentlich eine fremde und deshalb desto sonderbarere Welt, die wieder den eigenthümlichen Reiz des Neuen, Fremdartigen, das noch wie ein ungelöstes Räthsel vor uns liegt, auf ihn übte. Deshalb war ihm stets so eigen zu Muthe gewesen in den Umgebungen des Stiftes, das Katharina bewohnte; die dunkeln Kastaniengipfel, welche an die Abteikirche sich lehnten, hatten anders über ihm gerauscht als andere Zweige und das blaue Gentian, das

über dem Grabe eines alten Ritters aus den Spalten der Steinplatten aufgewachsen war, hatte ihn anders angeblickt, als das, welches auf der Haide wuchs; diese steinernen Ritter an den Wänden, diese dunkeln Kreuzgänge mit ihren ausgehauenen Wappen und langarmigen Heiligenstatuen, diese stolzen in die Lüfte aufgewachsenen Domsäulen und Gewölbe, das Alles machte einen seltsamen tiefen Eindruck auf ihn, als wenn es nicht dieser Welt angehöre, sondern eine Schöpfung für sich sei — ein verlassenes Denkmal einer unbegreiflichen Zeit von märchenhafter Schönheit durch ihren stillen, innerlichen Frieden, durch ihre Eintracht zwischen Gemüth und äußerer Kraft, zwischen dem Menschen und seiner Seele.

Mit ihrer stillen Innigkeit, mit ihrer sinnigen Ruhe, ja mit ihrem Aeußern und jener fremdartigen Tracht, welche so gut zu diesen Räumen paßte, war ihm Katharina wie der

Genius der Welt vorgekommen, die sich in dem alten Stifte so poetisch ausgeprägt hatte. Es lag etwas so friedlich Umgrenztes, aristokratisch Gehaltenes, Leidenschaftloses in ihrer Erscheinung, daß ihn dünkte, in ihr habe die märchenhafte Schönheit jener draußen verschollenen Welt ein neues Leben bekommen. Wenn sie vor ihm stand und die gothische Letterschrift um ein schlummerndes Ritterbild ihm deutete, wenn sie eine ihrer wunderbaren Legenden erzählte, oder die krause Schrift eines alten Pergamentbuches enträthselte, um aus den melodisch klingenden Versen eine seltsame Gestalt nach der andern vor ihm aufsteigen zu lassen, dann schien es ihm, als ob diese Gebilde nicht von ihrer Phantasie aufgesucht und herbeibeschworen würden, sondern als wenn sie selber eine Schwester zu suchen kämen, welche sie zurückgelassen, als ob die Engel der Legende ihre Flügel um sie schlügen, um sie als

ihr Eigenthum, als die Geweihte ihrer Heimat in Anspruch zu nehmen. Er sah in der weißen Binde ihrer Stirn das Zeichen eines erhabenen Priesterthums; und die schwarzen Falten ihrer Ordenstracht bedeckten, glaubte er, eine Brust und ein Herz, in welchem der Gedanke einer andern Zeit sich ein stilles Reich gegründet.

Und nun hatte er sie gesehen, gerade in dem Augenblicke, als seine einzige und letzte Hoffnung war, ein Asyl in diesem friedlichen Reiche zu finden — im bunten Jagdcostüm, im frivolen Aufputz, zwischen rothröckigen gallonirten Cavalieren kokettirend — wie er im Zorne es nannte — um aus der unmenschlichen Hetze eines armen friedlichen Thieres Vergnügen zu schöpfen! Die Priesterbinde war von ihrer Stirn gerissen. Und doch liebte er sie, mit einer Leidenschaft, welche ihm jetzt erst zum Bewußtsein wurde und ihm die Entfernung

und den Aufenthalt in seinem abgeschiedenen Thal oft unerträglich machte. Kein Wunder, daß aus diesen Gefühlen der Enttäuschung, des Schmerzes, des Verlangens und einer Sehnsucht, die ihn oft zu zornigen Thränen des Trotzes gegen sich selbst brachte, Gedanken, Stimmungen und „Grillen" in ihm aufstiegen, welche, wenn je, jetzt seine Thatkraft lähmten, und ihn zurückhielten in seinem abgeschiedenen Thal und seinen Träumereien!

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Nein, Gnaden Papa, das thu' ich durchaus nicht, sagte Johannes.

So laß es bleiben, Junker! versetzte mit verbissenem Zorne Herr von Driesch, die Worte zwischen den Zähnen murmelnd. Dann stürmte er eine Weile im Zimmer auf und ab.

Nun, so zieh' nur weiter, was du willst, mein Sohn, sagte Herr von Driesch, plötzlich besänftigt, und setzte sich wieder, Johannes gegenüber, an den Tisch, der ein Schachbret mit aufgestellten Figuren trug. Johannes that einen Zug; Herr von Driesch gleich nach ihm; nun Johannes wieder, jedoch mit größerer Ruhe,

als sein Vater; Johannes war ein mittelmäßiger Spieler, aber es gelang ihm trotz dem, zuweilen eine Partie zu gewinnen, weil Herr von Driesch bei all' seinem feinen Spiel doch viel zu hastig war, um sich nicht bedeutende Blößen zu geben. Sah er nun, daß Johannes diese benutzte, statt irgend einen andern Plan zu verfolgen, so war dieser sehr geneigt, seine väterliche Autorität ins Mittel zu legen und dem Junker den Zug anzuempfehlen, der ihm selber am vortheilhaftesten war. Johannes behauptete dagegen mit größter Standhaftigkeit, das vierte Gebot gehöre nicht ins Schachspiel, und wartete ruhig ab, bis sein Vater nach einem leichten Zornanfall sich wieder besänftigt hatte und dann desto ruhiger weiter spielte. Denn Herr von Driesch war gutmüthig genug, sobald sein Zorn verraucht war, und einen Hagel von Scheltworten über 'irgend ein schuldloses Individuum ausgegossen hatte, sich selber für

einen höchst komischen und unendlich spaßhaften Herrn zu halten und sich von ganzem Herzen auszulachen. Ihn in ein und demselben Augenblicke auf's grausamste schimpfen und in ein lautes Gelächter ausbrechen zu hören, war nichts Ungewöhnliches. Am schlimmsten war freilich mit ihm umzugehen, wenn er im Schachspiel verloren hatte; er spielte mit leidenschaftlicher Aufregung und wurde er am Ende auf eine seinen Ehrgeiz demüthigende Weise geschlagen, so war er fürchterlich.

Das Spiel dauerte fort. Johannes speculirte schweigend; Herr von Driesch mit den mannigfaltigsten Ausrufungen, halben Citaten und Gedankenstrichen dazwischen: mach', mach', voran, du träumst, Junker; so? aha — so ziehst du — eheu fugaces — nun will ich diesen Springer auf dies schwarze Feld — quatit ungula campum — nein, diesen Thurm will ich — halt — 'mal — quadrupedante

sonitu, der Springer soll doch vor; so, nun du wieder, flink, Junge!

Ja, ja, Papa, nur Geduld — nur Geduld! sagte Johannes gedehnt. Er zog. Herr von Driesch wurde stiller nach diesem Zuge; er kaute heftig an der Spitze seiner langen irdenen Pfeife, zog dann eine sehr große Wolke Rauchs auf, die er mit Lippen und Athem nachhaltig heftig von sich stieß und musterte, bald hierhin, bald dorthin das Auge aussendend, den Stand, die Hülfsquellen und die Verluste seiner Heeresmacht; sie war augenscheinlich von einer empfindlichen Schlappe bedroht, deren Abwendung alle Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart des leitenden Feldherrngenies verlangte.

Junker, wirst du mir die Königin — knack, — die Pfeifenspitze brach zwischen seinen Zähnen ab; in einem andern Augenblicke wäre der ganze Rauchapparat nicht sicher gewesen,

zur Strafe dafür an die Wand zu fahren und in tausend Stücke zu zerklirren; jetzt spuckte Herr von Driesch ganz sanft die Splitter aus und sann weiter. Er zog. Johannes zog auch und fing an, leis' ein Stücklein zu pfeifen, wobei er auf der Stirne einige Hautfalten sich kräuseln ließ, welche er nach Gefallen langsam in die Höhe und wieder herunterrollen lassen konnte, was die ganz unbezweifelte Anmuth seines Gesichts um ein Bedeutendes erhöhte und einen Eindruck machte, als wenn ein gewisses achtbares und nützliches Geschöpf, bald das eine seiner langen Ohren vor, das andere zurück, bald jenes wieder zurück und dieses vorschlägt, was eben so dienlich zu seinem Zeitvertreib, als passend zu einem entsprechenden Ausdruck innerer Heiterkeit sein mag. Schach! sagte Johannes.

Noch ein Zug und Johannes stellte sein Pfeifen ein, stand auf, schob den Stuhl an die Wand und ging zur Thür hinaus.

Herr von Driesch sah ihm verwundert nach: Wo willst du hin, Junker?

Johannes antwortete nicht; als er aber draußen stand, steckte er den Kopf wieder durch die Thür und lächelte mit einem Ausdruck unendlicher Pfiffigkeit:

Gnaden Papa, sagte er.

Hä?

Matt! rief Johannes mit Nachdruck, schlug die Thüre hinter sich zu, stürzte die Treppe hinunter, um sich in Sicherheit zu bringen, und fand für gut, auf der Stelle eine kleine Tour mit dem falben Fritz ins Freie zu machen.

Die Zornausbrüche, welche Herr von Driesch auf jenes Donnerwort folgen ließ, hat Niemand belauscht; man konnte zwar im ganzen Hause und auch in einer nicht zu weiten Entfernung draußen ganz vernehmlich ein Rumoren hören, welches aus dem Innern seiner Gemächer drang, aber die Domestiken waren dar-

an gewöhnt und achteten nicht darauf. Als nach einer guten halben Stunde Jemand in sein Zimmer trat, ging er auf und ab, eine andere Pfeife im Munde und mit den Fingern Bewegungen machend, als ob er Verse scandire.

Dieser Eintretende war der Hausgeistliche des Gutsherrn, ein starker Mann von mittlerer Größe mit einem vollen und freundlichen Gesichte, das übrigens nichts hatte, was ein Vorurtheil für oder wider seinen Besitzer erweckt hätte, wenn nicht allenfalls einen Ausdruck von Wohlwollen und Heiterkeit, der selten in seinem einfachen und ruhigen Leben getrübt sein mochte. Er hatte übrigens eine nicht gar zu angenehme Stellung bei Herrn von Driesch, der in ihm, als einem studirten Manne, fortwährend Theilnahme und Verständniß für seine gelehrten Beschäftigungen voraussetzte und in sein Gespräch allerlei Citate, Anspielungen und Mittheilungen mischte, die der Vicarius nicht be-

griff, so, daß er einen Bock über den andern schoß. Doch war er ein ziemlich guter Lateiner und half sich damit durch, so gut es gehen wollte; auch wußte er eine Menge „Lepider" Stücklein, wie er sich ausdrückte, zu erzählen. Seine Predigten waren dagegen nicht viel nutz und Herr von Driesch pflegte ihn, weil Niemand sie anhören mochte, einen großen Kirchenleerer zu nennen.

Da sind Kohlen im Comfort, sagte Herr von Driesch und fuhr in seiner Beschäftigung fort. Der Vicar hatte eine Tabakpfeife mitgebracht, aber aus Respect beim Eintreten ausgehen lassen, bis ihm der Gutsherr erlauben würde, sie wieder anzuzünden. Er legte nun eine Kohle auf den Meerschaumkopf, rieb diesen mit seinem Aermel glänzend und setzte sich dann. Nachdem er eine Weile das Schachspiel betrachtet, begann er mit den Fingern auf dem Tisch zu trommeln.

Der gnädige Herr haben gewonnen! sagte er freundlich. Herr von Driesch blieb stehen, sah ihn an, als ob er sich versichern wolle, daß dies kein Spott sei, und sagte: sieht Er nicht, daß ich dichte? Er brachte seine und seiner Verse Füße wieder in Bewegung.

Der Vicar strich die Manchester-Beinkleider über seinen Knien glatt, nahm eines der Schachpüppchen und beschaute es, sah dann nach dem Kanarienvogel, der im Bauer an der Wand hing, nun auf das Stillleben ihm gegenüber und versank endlich in die Anschauung des gemalten Affen, der darauf höchst possierlich in einen Apfel biß.

Die Aepfel sind doch dieses Jahr sehr schlecht gerathen, sagte er nach einer Viertelstunde, seiner Langeweile nicht mehr Meister.

Der Mann der fruchtbringenden Gesellschaft hatte andere Aepfel im Kopfe und antwortete nicht.

Ew. Gnaden, ich habe eben mit Anton gesprochen; es ist doch in der That ganz wunderlich!

Dummes Zeug! sagte Herr von Driesch und scandirte weiter; dann blieb er stehen: nun selah! nächstens mehr! Er wandte sich zu dem Geistlichen:

Was, Herr Vicar, sagt Er, ist denn so wunderlich? Man sah die Alexandriner summten ihm noch durch den Kopf.

Nun, Anton behauptete steif und fest, er hätte es an den mondhellen Fenstern hergleiten sehen, gestern Nacht, als er vom Anstande zurückgekommen.

Anton ist ein Narr! Habe ich deshalb die Hexe aus dem Hause gejagt, um andere alte Weiber wieder zu bekommen?

Ew. Gnaden, Anton hat ein scharfes Gesicht und nicht viel von Einbildungen zu leiden.

Er ist selbst ein Narr, Vicarius; ich sag' Ihm ein für allemal, ich will das dumme Geschwätz von meinem Hause nicht mehr wissen.

Man kann den Leuten den Mund nicht schließen. Mit dem Hütchen, das ist doch gewiß, Ew. Gnaden.

Den Mund nicht schließen? ich will ihn aber dem dummen Volke schließen! fuhr Herr von Driesch auf; ich will selbst diese Nacht im Saal aufbleiben, und Gott steh' Dem bei, der mir Spukereien darin macht!

Ew. Gnaden selbst? ich glaube nicht, daß das Ihr Ernst ist!

Dieser Zweifel an seinem Muthe brachte Herr von Driesch vollends außer sich, nachdem ihn der Verlust der Schachpartie und des Vicars Unterbrechungen seiner Alexandriner schon früher hinlänglich gereizt hatten.

Ei, das glaubt Er nicht? rief er aus: so will ich nicht Driesch heißen, wenn ich's nicht

thue und Ihm zeige, was Courage ist. Schäm' Er sich, Vicar, Er ist eine Memme!

Herr von Driesch hatte in diesem Augenblicke Muth, mit einer Welt anzubinden, wie vielmehr mit dem kleinen Kobold Hütchen, von dem man sagte, daß seine kleine Gestalt unter einem großen Hute auf Bechenburg ihr Wesen treibe und zwar vorzugsweise in dem großen Saale. Es war ja noch heller Tag; die Abendsonne schien freundlich in das Zimmer, der Kanarienvogel schlug lustig in seinem Käfig, woher hätte jetzt Gespenstergrausen kommen sollen?

Der Vicar aber schüttelte ungläubig den Kopf und, etwas gereizt durch des Gutsherrn Worte, ging er hinaus, um unten im Hause dem Gesinde die staunenswerthe Nachricht mitzutheilen, daß der gnädige Herr die Nacht über im Saale aufbleiben wolle.

Er wird's wol bleiben lassen! sagte Anton lakonisch.

Ich thu's nicht mit, murmelte Johannes, der eben den Falben wieder in den Stall gebracht hatte.

Als die Abendtafel aufgehoben war, hatte der natürliche Lauf der Dinge längst Finsterniß über die Erde gebreitet; dieser Umstand, so gewiß er sich auch hatte voraussehen lassen, veränderte um ein ganz Bedeutendes die Gemüthsstimmung des Gutsherrn.

Herr Vicar, sagte er, sich mit anscheinender Ruhe die Zähne stochernd, ich habe vorausgesetzt, daß Er mit mir aufbleibt. Mir wird sonst die Zeit lang.

Wie? was? ich mit aufbleiben? Gnäd'ger Herr, wie kommen Ew. Gnaden mir vor?

Wir wollen uns vier Flaschen von meinem alten Hochheimer mit hinaufnehmen, sagte Herr von Driesch trocken; Johannes, gib Anton 'mal den Kellerschlüssel.

Ew. Gnaden, wagte Anton sich ins Ge-

spräch zu mischen, ich wollte, Ew. Gnaden thäten es nicht; wenn ich noch daran denke, an gestern Nacht, wie's an den Fenstern vorüberging und am mittleren stehen blieb und mich anglotzte — es ist mir so grausig, ich mag nicht allein in den Keller gehen.

Anton, halt das Maul! verstehst du mich? fuhr der Gutsherr auf; daß der Einem noch mehr Furcht machen muß, murmelte er für sich weiter; es ist doch diesen Abend finsterer und unheimlicher als sonst! Weiß der Henker, wie's kommt.

Er blickte nach dem Fenster, hinter dem eine pechfinstere Nacht lag; dann und wann schlug ein Zweig des nächsten Kastanienbaumes daran, in dessen Wipfel vernehmlich ein scharfer Ostwind wühlte. Herr von Driesch faltete die Serviette und stand auf:

Nun, Vicar, gehen wir? Anton, sind Kerzen und Holzscheite in den Saal geschafft?

geh', und sieh nach; und die Flaschen! was stehst du noch, Träumer?

Anton ging. Der Vicar stand, die Hände über der Brust gefaltet, die Augen mit betrübten Blicken bald auf den Einen, bald auf den Andern der Gesellschaft richtend, als ob er Hülfe suche vor dem Befehl des unerbittlichen Gutsherrn. Er sah aus, wie ein geschlagener Mann.

Er ist eine Memme, Vicar, sagte Herr von Driesch. Das hatte er schon einmal an diesem Abende gesagt und der Geistliche war gar nicht in der Laune, mit sich Spaß treiben zu lassen. Er schlug heftig die Arme auseinander:

Ew. Gnaden, ich bin keine Memme, das sollen Sie sehen; ich gehe. Er ging aus dem Zimmer und kehrte bald darauf zurück, einen Band seines Breviers unter dem Arm und ein Paar warmer Pantoffeln statt der hohen Ele-

ricalstiefeln an den Füßen. Der Gutsherr hatte sich unterdeß seinen großblumigen Damast-Schlafrock anlegen lassen. So ausgestattet, schritten beide Herren, von Anton, der einen Armleuchter trug, begleitet, in das unheimliche Gemach. Der große Saal auf Bechenburg, welcher in so üblem Rufe stand, war an und für sich so unheimlich nicht. Er war bedeutend länger als breit, und so groß, daß man oben und unten nöthig gefunden hatte, einen Kamin anzubringen. Der untere war durch eine Thüre mit zwei Klappen verschlossen und im obern brannte ein hellflackerndes Feuer, das hoch genug lohte, aber dennoch nicht im Stande war, den ganzen Raum zu erhellen. Lambris liefen an der untern Hälfte der Wände her; der obere Theil war früher ganz mit Estrich belegt gewesen, von dem aber mehre Stücke abgefallen waren, daß die nackte Mauer hervortrat; den Plafond bildete ein Holzgetäfel,

von dem mehre Schnüre herniederhingen und sich im Zugwinde bewegten, als die Flügelthüre geöffnet wurde. Einige Gartengeräthschaften standen in der Ecke hinter dem obern Kamin, denn schon seit vielen Jahren diente der Saal zu einer Art Rumpelkammer, und die Domestiken hatten nicht Zeit oder Lust gehabt, ihn noch den Abend ganz auszuräumen; auch einige Stücke des herabgefallenen Estrichs lagen noch am Boden und waren nur unter die hölzerne Bank geschoben, welche der Länge nach an den Wänden herlief.

Ein runder Tisch war an das Kaminfeuer gerückt und zwei Lehnstühle daneben; vor dem des Gutsherrn lagen Schreibmaterialien und ein Buch; außerdem standen die vier Flaschen und sechs Leuchter mit frisch aufgesteckten Kerzen auf dem Tisch, zwei geladene Jagdflinten aber an jedem Stuhle. Als Anton aus einem beklommenen Busen und mit einem Blick voll

Theilnahme auf seinen Herrn eine gute Nacht gewünscht hatte und gegangen war, zündete Herr von Driesch noch zwei Leuchter an und stellte sie an das andere Ende des Gemachs, um eine größere Helle zu verbreiten. Dann setzte er sich in seinen Lehnstuhl und schenkte die Gläser voll. Der Vicar hatte das Brevier geöffnet und begann ruhig darin seine Lection für den andern Tag abzubeten. Der Gutsherr legte den Kopf auf die Rücklehne seines Stuhls, streckte die Beine nah' ans Feuer und ließ in dieser Stellung seine Blicke bald in diesen, bald in jenen beschatteten Winkel des Saales sich einsaugen.

Wunderlich ist die alte Rumpelkammer, sagte er leise vor sich hin; ich kann mir jetzt doch wol denken, daß sie Veranlassung zu einer albernen Geschichte gegeben hat. Weiß der Henker, wie's kommt; es ist aber auch gerade heute ganz besonders schauerlich hier!

Er lauschte auf den Wind, der draußen heftiger in den Wipfeln zu brausen begann. Im Innern des Hauses wurde es dagegen stiller; die Domestiken hatten sich, wahrscheinlich mit einem beklommenen Stoßgebet für den gnädigen Herrn, zur Ruhe gelegt. Man hörte die Windfahnen schrill über den Eckthürmchen ihre eisernen Töne ziehen; zuweilen wurde eine Glocke gezogen, als ob Jemand am Thore sei, der noch Einlaß verlange; es war der Wind, der die im Freien hängende Thorklingel bewegte. Die Vermischung dieser verschiedenen Töne hatte etwas ungemein Grausiges, wenigstens fand Herr von Driesch es so, und zu seinem Aerger mischte sich nun noch das Klappern einer locker gewordenen Planke an einem der Giebel der alten Burg von Zeit zu Zeit hinein.

Alles klappt und pfeift aber auch in dem verfluchten alten Nest; ich will doch wieder nach Grünscheidt ziehen, murmelte er; — was

war das — es plätscherte etwas im Burggraben! Eine abgefallene Kastanie wird's gewesen sein. Ich will an meine Arbeit; das ist das Beste.

Herr von Driesch setzte seine Brille auf, nahm das Buch, welches vor ihm lag, und fing an, die Ekloge Virgil's weiter zu übersetzen, welche ihn schon den Nachmittag beschäftigt hatte; er las, scandirte dann und schrieb. Das Kritzeln der Feder scholl durch den stillen Raum. Nach kaum einer Stunde schob er die Brille auf das Vorderhaupt und legte den Kopf wieder auf die Rückenlehne des Stuhls.

Herr Vicar, weshalb spricht Er nicht?

Ich bete mein Brevier, Ew. Gnaden.

So! Aber wenn Er fertig ist, dann spreche Er etwas.

Der Vicar nickte mit dem Kopfe.

Sitzt da so still und verdreht die Augen, als wenn er todt wäre, sagte Herr von

Driesch flüsternd. Ich will sehen, ob ich schlafen kann.

Herr Vicar, was mögen die Stricke da am Plafond bedeuten? hub er nach einer Weile wieder an.

Daran haben Fruchtschnüre gehangen, Ew. Gnaden.

So! sie schaukeln so wunderlich.

Das ist der Luftzug, die Fenster sind nicht dicht.

Es war mir eben gerade so, als müßte sich schon mal ein armer Teufel daran erhängt haben. Rispelte nicht etwas? Horch, da unten?

Der Geistliche ließ sich nicht weiter in seiner Beschäftigung stören, die er nur unterbrach, um zuweilen aus seinem Glase zu nippen.

Eine Viertelstunde verfloß. — Dem Gutsherrn ward immer unheimlicher zu Muth; das Uebersetzen wollte nicht recht flecken, Schlaf hatte er auch keinen; nun war auch noch die Brille verloren.

Ei, wo ist sie denn? sagte er; ich muß den Plafond schärfer ansehen, daß ich die dummen Gedanken aus dem Kopf bekomme. Die Lichter brennen auch so dunkel; den Henker taugt das Zeug!

Er legte den Kopf zurück und schaute wieder zum Plafond empor, der schwarz getäfelt mit seinen Stricken über dem Saal hing.

Es kommt mir genau vor, wie eine ungeheure Spinne, die ihre langen Beine niederhängen läßt, flüsterte der Gutsherr.

Vicar, meine Brille, Er hat mir meine Brille genommen!

Der Geistliche sah auf:

Ew. Gnaden haben sie ja auf dem Kopfe.

Ah ja, selah! Herr Vicar, sei Er so gut, eben die Kerzen da unten im Saal zu putzen.

Der Vicar stand auf und nahm die Lichtschere.

Nein, laß Er's nur; bleib Er hier, bei mir.

Noch eine Viertelstunde und Herr von Driesch fuhr auf:

Der Henker hole das langweilige Aufbleiben! Komm' Er, Vicar, wir wollen leise fortgehen und uns zu Bett legen. Wir haben ja doch lange genug aufgepaßt, ob was kommen wollte. Die Lichter lassen wir brennen, den Wein können wir durch's Fenster gießen und morgen vor Tagesanbruch gehen wir wieder hierher, daß Niemand etwas merkt.

Der geistliche Herr hatte sich so eifrig an seine Lectionen gehalten, daß darüber keine Gespensterfurcht in ihm hatte auftauchen können; zudem war er etwas gereizt gegen den Gutsherrn, der ihn eine Memme gescholten, und ließ jetzt nicht die Gelegenheit vorübergehen, sich dafür eine kleine Rache zu verschaffen.

Nein, Ew. Gnaden, sagte er, das geht durchaus nicht an; man könnte uns hören und jedenfalls würden wir uns morgen früh ver-

schlafen. Das wäre eine schöne Geschichte, wenn es hieße, Ew. Gnaden hätten nicht Muth gehabt; man würde erzählen, wir hätten die greulichsten Erscheinungen gehabt, die uns verjagt hätten; Bechenburg käme vollends in Verruf. Ew. Gnaden haben's angefangen, nun heißt's: durchgesetzt!

Die greulichsten Erscheinungen? Herr Vicar, glaubt Er wol, das es greuliche Erscheinungen gibt?

In der Bibel werden sie nicht geläugnet.

Aber die Alten wußten doch nichts davon.

Die Alten waren Heiden. Und sie hatten doch auch ihre merkwürdigen Geschichten von Ahnungen und Erscheinungen. Brutus z. B. bei Philippi.

Aber hier in Bechenburg? Sollte es hier im Saale wol wirklich nicht richtig sein?

Ew. Gnaden wissen, was Anton sagt; ganz richtig ist es nicht, aber ich will nichts Ande=

res behaupten, als was ich selber gesehen habe, und das ist nicht hier gewesen.

Wo war es denn?

Der Vicar stopfte seine Pfeife, zündete sie an, hob langsam sein Glas an die Lippen und räusperte sich. In Herrn von Driesch befehdeten sich unterdeß zwei feindliche Gefühle, die Neugier nach des Vicars Geschichte und die Furcht vor dem erhöhten Grausen, das sie ihm verursachen würde.

Der Vicar hub an: Ich war als Student einmal auf der Reise nach Marienfeld, wo ich einen Onkel unter den Conventualen hatte; es war ziemlich spät geworden, aber ich hatte mir vorgenommen, weiter zu gehen, um noch den Abend anzukommen; ein Student, wissen Ew. Gnaden, ist durch seine Mutterpfennige bald —

Horch, was war das? fuhr Herr von Driesch auf, dort in dem andern Kamin!

O, der Wind wird's sein, der Kalk oder etwas dergleichen losbröckelt. Also ich wanderte so durch den Abend weiter; nun waren die Wege sehr schlecht und es wurde immer dunkler um mich.

Herr Jesus, steh' uns bei! schrie der Gutsherr auf, es ist da, es ist da!

Still! sagte der Vicar aufspringend und Herrn von Driesch fest am Arm ergreifend: Still!

Hinter dem verschlossenen Kamine am untern Ende des Saals hörte man deutlich und unverkennbar Jemanden husten. Herr von Driesch wollte die Flucht ergreifen, aber der Vicar hielt ihn fest.

Nichts da, Ew. Gnaden, sagte er leise; wir wollen die Sache untersuchen. Wir wollen wissen, was es ist; ist's ein Spuk, dann in Gottes Namen; ich habe einen Exorcismus bei mir. Vielleicht können wir einer armen Seele und

diesem Haus zugleich Ruhe schaffen. Wir stehen in Gottes Hand.

Ueber den Geistlichen war ein Heroismus gekommen, der aus seiner gläubigen Religiosität entsprang; er glaubte, es sei seine Pflicht, hier Stand zu halten, und das Gefühl, daß man im Begriffe steht, eine schwere Pflicht zu erfüllen, gibt Muth. Herr von Driesch dachte ganz anders; er wußte, was es heißt, nächtliche Abenteuer bestehen; aber der Vicar hielt ihn eisenfest am Arm.

Sie stehen mir bei, Ew. Gnaden, sagte er entschieden. Ganz still! Gehen wir und öffnen den Kamin!

O laß Er, laß Er mich los; Er hat gut reden, Er ist geistlich, Ihm wird's nichts anhaben!

Ich will mich vor den Kamin stellen und den Exorcismus lesen; wenn's Zeit ist, ruf' ich „los!" und Sie ziehen dann die beiden Flügel

von einander, daß ich dem Spuk ins Angesicht meine Sprüche und Beschwörung mache.

Ich? um Gottes willen, wo denkt Er hin?!

Da steht ein Nußhaken in der Ecke, sagte der Vicar; nehmen Sie den und ziehen damit die Klappen von einander.

Der Geistliche ging und holte die lange Stange aus dem Winkel hervor, an deren oberen Ende eine kleine Sichel befestigt war; dann faßte er den Gutsherrn wieder am Arme und halb gezwungen mußte dieser ihm bis in die Nähe des untern Kamins folgen. An den hölzernen Klappen, welche die Feuerstätte schlossen wie eine kleine Flügelthüre, befand sich an jeder ein Ring, mit dem man sie aufziehen konnte; in einen derselben häkelte nun der Vicar die gekrümmte Spitze der Stange und gab deren anderes Ende dem zitternden Driesch in die Hand: so, nun geben Sie Acht!

Aber wo soll ich nun bleiben? sagte Herr

von Driesch; wenn ich die Klappe ziehe, fährt es auf mich zu und —

Stellen Ew. Gnaden sich hinter mich.

Herr von Driesch hatte es schon gethan.

Schöne Sicherheit, sagte er, ich muß mich ja zur Seite beugen, um die Stange zu halten. Warte Er, Vicar; so, trete Er mit dem linken Fuß über die Stange.

Der Gutsherr kniete nieder und hielt die Stange zwischen den Beinen des Vicars durch.

Ich fange an, flüsterte dieser und zog den Zettel mit dem Exorcismus aus der Tasche.

Wart, stell' er die Beine näher zusammen, näher, näher!

Der Geistliche that es und begann die lateinischen Beschwörungsformeln abzulesen, welche er in beiden erhobenen Händen hielt; — dann rief er mit gefaßter Stimme:

„Los!"

Herr von Driesch zuckte und die eine der

beiden Klappen flog auf. Der Vicar stand fest, wie ein muthiger Streiter; Herr von Driesch hatte sich zurückgeworfen und lag, die Arme hinter sich auf den Boden stemmend, das Haar gesträubt und die Augen vorquellend, regungslos da.

In dem Kamin war etwas Lebendiges; es bewegte, es bückte sich — es kroch heraus — es war ein schwarzer Riese — der Gott sei bei uns — nein, es war nur ein großgewachsener, wie es schien, alter Mann, denn er hatte einen starken grauen Bart; seine Kleidung war ein langer, bis auf den Boden reichender weißer Mantel; der Kopf war unbedeckt. — So stand die Erscheinung da, Aug' in Aug' dem Geistlichen gegenüber, den sie mit durchbohrenden Blicken ansah. Der Vicarius ließ aus Schrecken das Blatt mit dem Exorcismus fallen und der Gutsherr stieß hinter ihm eine Reihe gurgelnder Jammertöne aus. Die Gestalt zog ein Messer un-

ter dem Mantel hervor, that zwei Schritte vorwärts — der Geistliche taumelte zurück — Herrn von Driesch war jetzt Hören und Sehen vergangen — nun trat der Fremde zur Seite, ging langsam in den Winkel, welchen die vorspringende Mauer des Kamins bildete, und stach hier die Spitze seines Messers in eine der Füllungen der Lambris. Die Füllung schob sich zurück — es war eine Mauerhöhlung dahinter — die Gestalt nahm ein kleines Paquet, das in Papier eingewickelt war, heraus und steckte es sorgfältig in ihren Busen. Dann kam sie zurück, schritt ruhig durch den Saal der obern Thüre zu, nahm im Vorbeigehen einen der brennenden Leuchter von dem Tische und ging hinaus. Draußen hörte man die Schritte über den Gang, dann nichts mehr; dann wieder das Aufmachen von Thüren — draußen ward ein heftiges Hundegebell laut — endlich Alles wieder still.

Gott steh' uns bei, athmete der Vicar auf; das wäre uns beinahe übel bekommen!

Mein Gott, mein Gott, was war das? stöhnte Herr von Driesch.

Der Vicar half dem gnädigen Herrn wieder auf die Beine.

Was das war, weiß der Himmel. Kommen Ew. Gnaden, wir haben für diese Nacht genug gesehen. Wir wollen zu Bette gehen und dem lieben Gotte das Uebrige anheimstellen. Von dieser Welt war es nicht.

Zu Bette gehen! das ließ sich leichter sagen, als ausführen. Das Gehen war Herrn von Driesch vergangen; seine Knie schlotterten, der Vicar mußte ihn aufrecht halten und halb in seine Schlafkammer tragen, wo der Geistliche sich auf das Sopha warf, denn für nichts in der Welt wäre der Gutsherr den Rest der Nacht hindurch allein geblieben. Beide brachten ihn zu, sich ihre gegenseitigen Ansichten und Ver-

muthungen über die Sache mitzutheilen und auch den Beschluß festzustellen, Niemand für's Erste etwas von dem Abenteuer zu sagen.

Den Leuchter, welchen die Gestalt von dem Tische fortgenommen hatte, fand man am andern Morgen auf dem Hofe liegen. Auch die Füllung in den Lambris zeigte sich noch geöffnet; es war ein Wandschrank dahinter angebracht, von dem Herr von Driesch früher nichts gewußt hatte. In dem Holze war auch der Messerstich zu sehen, welchen die Gestalt gemacht hatte; in dem Schranke selbst aber fand sich nichts, als ein paar alte Lappen, ein leerer Latwergentopf und das verrostete Radschloß einer Flinte, wie man sie in alten Zeiten gebrauchte.

Zweites Kapitel.

Der Frühling war ins Land gekommen, auf jene unmerkliche und durchaus nicht angenehme Art, wie er sich in Westphalen ankündigt, wo das im Ganzen milde Klima des Winters bis tief in die Sommermonate hinein herrschend bleibt. Schnee, der gleich wieder zerschmolz, warmer Sonnenschein am Mittage, eine naßkalte Luft am Abend und Morgen machten die Tage unangenehm und der Wind, der bald aus dieser, bald aus jener Ecke wehte, ließ für's Erste keine günstige Aenderung hoffen.

Es war an einem Nachmittage, der sich durch seine Freundlichkeit vor vielen jüngst ver=

gangenen auszeichnete, als ein Reiter, von einem Bedienten gefolgt, des Weges zog, der aus dem Innern des Landes nach dem Rheine und seitwärts ab nach dem Herrenhause von Diependahl führte. Der Reisende schien einen langen Weg zurückgelegt zu haben, denn sein Thier war nicht allein, ebenso wie er selbst, stark von Koth bespritzt, sondern schritt auch matt und müde voran, ohne durch die Sporen seines Herrn viel aufgeregter zu werden. Dieser war eine sehr kräftige und sehr hohe Figur, mit gebräunten, aber nicht unschönen Zügen, obwol sie vor Wetter und Wind wenig geschont und etwas abgespannt schienen. Auch lag eine starke Narbe über die linke Wange, halb bedeckt von dem schwarz gefärbten und gesteiften Schnurrbart, der rechts und links, an den Enden wie eine Nadel spitz gedreht, weiter als die Breite des Gesichts vorragte. Der Reiter trug einen hellblauen Uniformrock mit orangegelben Aufschlä-

gen, an dessen Tressen Kundige erkannt hätten, daß sein Inhaber den Grad eines Leutenants in der ***schen Armee bekleide; außerdem einen dreieckigen Hut, unter dem ein langer und zierlich geflochtener Zopf über den Rükken niederhing, während über dem National ein kleiner Federbusch nickte. Beinkleider von weißem Hirschleder und hohe Reiterstiefel vollendeten den Anzug; außerdem war der Fremde bewaffnet und führte einen schweren Mantelsack hinten auf dem Sattelkissen. Auch der Bediente stak in der steifen und unzweckmäßigen Uniform, in welcher die Helden jener guten alten Zeit ihre eingeschnürte Figur zur Schau trugen; meist lang aufgeschossene Bursche, Einer gerade wie der Andere, bildeten sie die verkörperten Alexandriner des Kriegstheaters, während die Damen jener Tage in den runden Fischbeingestellen ihrer Vertugadins das Rondeau vorstellten, dessen zierliches und galantes Lä-

cheln, versetzt mit einem Anhauch von anmuthiger Neckerei, auf ihren Lippen schwebte.

Peter, sagte der Offizier, sich auf seinem Pferde zurückwendend, komm' einmal heran!

Der Soldat stachelte seinen Gaul vor:

Befehlen Herr Leutenant!

Hör' Bursche, wir wissen nicht, zu welchen Leuten wir kommen; sei einmal kein Esel, sondern besonnen und vorsichtig; halt dich stille, aber mach' Augen und Ohren auf; verstehst du mich? Mach dich an irgend ein's der Mädchen, die viel bei der Herrschaft ist, bei Tische aufwartet oder irgendwo sonst ein Wort aufschnappt.

Ich will schon kundschaften, sagte der Soldat.

Wenn man dich die Nacht über fern von mir einquartiren will, so leid' es nicht; sag', ich wäre gewohnt, dich Nachts in meiner Nähe zu haben; hab' auch ein Auge auf die Pistolen und sorg', daß das Pulver auf der Pfanne

nicht feucht wird. Laß die Sättel heute Nacht auf den Pferden.

Befehlen Herr Leutenant!

Das wird das alte Kastell sein; es ist wüst, wie es scheint, aber es wird sich schon etwas daraus machen lassen; die Lage ist nicht übel.

Die Hufe der Pferde schlugen die Planken einer Brücke und gleich darauf das unebene und höckerige Pflaster des Hofes von Diependahl.

Der lange Junker Philipp stand in Hemdärmeln und haute im Scheine der sinkenden Abendsonne mit einem Beile Tannenstämmchen zu Bohnenstangen zurecht; als er die beiden Reiter geraden Wegs auf den Hof zukommen sah, sprang er erschrocken in das Herrenhaus.

Der Freiherr von Katterbach, dem wie ein Damokles-Schwert ein Urtheil der pfälzischen Hofkammer in Untersuchungssachen wegen seiner Angriffe auf den von Driesch über'm Haupte schwebte und der nur den Trost hatte,

welchen auch Damokles sich nachgerade gemacht haben mag, daß das Schwert doch immer hing und nie fiel — war die Nachricht, daß zwei bewaffnete Reiter, einem Militair-Commando so ähnlich wie ein Ei dem andern, auf seinem Hofe hielten, höchst unangenehm. Er wanderte gerade ruhig durch den Flur, um in ein gegenüberliegendes Zimmer zu gehen, als Philipp durch die offene Hausthüre hereinsprang, ihn am Aermel faßte und leise zuflüsterte:

Zwei Dragoner, Vetter; da, sie sind schon abgestiegen! Der Freiherr stieß einen Fluch aus. Philipp, hol die Knechte und die Halfner zusammen — denen wollen wir heimleuchten!

Die beiden Fremden hatten ihre Pferde an ein Gartengitter gebunden und traten über die beiden Stufen, welche ins Haus führten. Philipp, der sich nicht in Hemdärmeln mit einem Beile in der Hand überraschen lassen wollte, sprang hinter den geöffneten Flügel der Haus-

thüre, während der Hofrath mit untergeschlagenen Armen schweigend dastand, die Runzeln seines Gesichtes in eine durchaus nicht gastliche Physiognomie verzog und die Ankommenden erwartete.

Sporen und Säbel klirrten auf der Flur; der Leutenant machte einen militairischen Gruß und verlangte den Hofrath Freiherrn von Katterbach zu sprechen.

Der bin ich; was will Er?

Der Offizier stotterte; sein Kopf machte einige schwankende Bewegungen, unmerklich, aber doch bezeichnend bei Leuten, die ihrer selbst, des Eindrucks, den ihre Worte machen, oder ihrer Sache nicht sicher sind, und blickte etwas scheu bald den Hofrath, bald die Wände an.

Kommt Er von Düsseldorf? sagte dieser.

Von Düsseldorf? nein; ich habe in eignen Angelegenheiten mit Ihnen — mit Ihm — cor-

rigirte er sich, um nicht höflicher zu sein, als der Hausherr, ein Geschäft abzumachen.

Treten Sie hier herein, versetzte Katterbach freundlicher, und führte den Fremden in ein Zimmer.

Philipp lauschte hinter der Thüre; der Soldat, der gleich beim Eintreten sein Kundschafteramt auszuüben begonnen hatte, bemerkte ihn.

Ein Kerl in Hemdärmeln mit einem blanken Beile hinter der Thüre! murmelte er, den muß ich auf's Korn nehmen. Er fing an, wie eine Schildwacht in dem Flur auf und ab zu gehen.

Philipp wollte abwarten, bis der Fremde sich fort begebe. Endlich ward es ihm zu lange; drüben im Zimmer hörte er einen lauten Wortwechsel sich erheben. Er trat hervor.

Heda, guter Freund, was wollt' Er da hinter der Thüre? sagte Peter und trat ihm in den Weg.

Hat Er hier zu fragen?

Ganz ohne Frage!

Pack Er sich aus dem Wege! Was will Er hier, was hat Er hier zu thun? da ist die Thüre.

Sieh Einer den Jüngling an, versetzte der Soldat, will mir die Thüre zeigen! Nein, mach' Er, daß Er fort kommt, es wird Zeit für Ihn. Er kann seiner Wege gehen, lange Entenflinte, und jetzt werf' Er das Beil fort!

Ein heftiger Stoß vor die Brust und eine Maulschelle waren Philipps Antwort für den Unverschämten; dann sprang er mit einem Satze aus dem Bereiche seiner Arme und in das Zimmer, worin er die Streitenden hörte. Als Philipp eintrat, wurden Beide stumm; der Hofrath sah ihn an mit einem Gesichte, vor dem selbst Philipp, der ihrer mehre kannte, erschrak, so daß er augenblicklich Folge leistete, als Katterbach ihm zurief:

Laß uns allein, Philipp!

Der Junker warf nun erst einen Blick auf den Leutenant, der stocksteif, das Kinn in seine Halsbinde zurückzwängend, in militairischer Haltung dastand; dann sprang er, weil er keine Lust hatte, wieder an Peter vorüberzugehen, durch das Fenster in den Hof.

Die Beiden drinnen mußten sehr ernsthafte Angelegenheiten zu verhandeln haben. Philipp blickte, als er draußen stand, durch das Fenster zurück; der Leutenant schien gar kein Auge für ihn gehabt zu haben, und es war doch gewiß auffallend, daß ein Mensch ohne Rock, mit einem Beile bewaffnet, in ein Empfangzimmer stürzt und gleich darauf durch's Fenster wieder hinausspringt, statt durch die Thüre zurückzugehen. Der Junker konnte gar nicht begreifen, was im Werke sei. Den Hofrath sah er aufstehen und das Fenster schließen; dann, wie er gesticulirend im Zimmer auf und ab ging und der Fremde es sich in einem Lehnsessel

bequem machte; das war Alles, was er erspähen konnte.

Als Philipp, zur Abendtafel gerufen, in das Speisezimmer trat, sah er den Offizier neben seiner Braut am Tische sitzen. Der Hofrath blickte düster und schweigsam in seine Suppe, Josina war unbefangen und trug die Kosten der Unterhaltung; im Wesen des Fremden zeigte sich eine gesuchte Leichtigkeit und Sicherheit, welche ihm etwas Gezwungenes gab; er sprach anfangs wenig, gegen das Ende der Mahlzeit mehr, denn er schien nach und nach Gefallen an seiner Nachbarin zu finden; ihre kleinen Koketterien mußten ihn anziehen und ihre großartige Naivetät entzückte ihn endlich so, daß er häufig in ein lautes Gelächter ausbrach. Philipp fand desto weniger Behagen daran; er maß den Fremden mit sehr unfreundlichen Blicken, ließ diese dann auf seine Braut übergleiten und trat ihr endlich ein- oder zwei-

mal nachdrücklich auf den Fuß, wobei er sich heftig räusperte.

Josina merkte es nicht.

Die Tafel war aufgehoben, Herr von Katterbach ließ dem Offizier ein Schlafzimmer anweisen, auch die Dame zog sich zurück und Philipp platzte nun heraus:

Wer, alle Teufel, ist der Mensch und was will er, Vetter? ich habe die größte Lust, ihn beim Kragen zu fassen und die Treppe hinunter zu werfen!

Um Gottes willen, plag' du mich auch heute noch! versetzte Herr von Katterbach, legte die Hände auf den Rücken und schritt im Zimmer auf und ab. Nach einer Weile nahm er ein Licht und ging zur Thüre hinaus. Philipp war wieder allein — allein mit seinem Räthsel.

Die Freiin Josina hatte ihr Nachthäubchen aufgesetzt und wollte sich gerade niederlegen, als an die Thüre ihrer Schlafkammer gepocht wurde.

Wer ist da? rief sie erschrocken, warf einen Pudermantel um und faßte den Riegel der Thüre.

Ma soeur! versetzte es heftig und rauh; mach auf!

Bist du's? was willst du noch? sie öffnete; was gibt's, alter Bär?

Der Hofrath trat ein, stellte sein Licht auf die Kommode unter dem Spiegel, warf sich in einen Armsessel und fing heftig an zu weinen.

Josina hatte das nie und wahrscheinlich auch kein andrer Sterblicher je gesehen; desto mehr schnitt ihr der Anblick durch's Herz, und wie roh der Ton auch war, in dem die beiden Geschwister sonst zu verkehren pflegten, so erwachte doch in ihrer Brust, was in der jedes weiblichen Wesens lebendig bleibt, so sehr es das Alltagsleben zurückgedrängt haben mag, die Zärtlichkeit für den Bruder. Sie hätte sich gern an seinen Hals geworfen, um dem ersten

Drange ihrer wiedererwachenden Liebe zu folgen, aber Beide waren solcher Liebkosungen seit Jahren zu entwöhnt, als daß sie es wagte. Sie stand vor ihm, die Hände in einander schlagend, vor Schrecken erbleichend, und rief:

Mon frère, mon frère, was ist dir, was fehlt dir?

Josina, sagte er, ein gewaltiges Schluchzen, welches ihn übermannt hatte, niederkämpfend; Josina, ich bin ein unglücklicher Mensch! Ich bin vor Gott und der Welt verloren! Sein Schluchzen ward heftiger; ein Zittern erschütterte seine ganze robuste und schwere Gestalt.

Um Gottes willen, so sprich doch, Andreas, was ist dir zugestoßen?

Der Freiherr von Katterbach rang nach Fassung, aber er fand in keinem Winkel seines Gemüths einen innern Halt, an dem er sich hätte aufrichten können; er lag wie ohnmächtig in dem Sessel und schnappte nach Luft. Jo-

sina lief nach einer Silberbüchse mit Odeurs und hielt sie ihrem Bruder unter die Nase, mit bebender Hand und zitternd vor Schrecken und Spannung, welches Ereigniß diesen, wie es schien, so eisenfesten und verwegenen Mann niederwerfen, welcher Eindruck auf diesen rohen und steinharten Zügen ein so scheußliches Gepräge von Schmerz, Wuth und Hoffnungslosigkeit zurückgelassen haben mochte.

Fort mit dem Zeuge, sagte er ihren Arm von sich stoßend und zu seiner alten Rohheit zurückkehrend, als ob er nur darin sich selber und seine Kraft wiederfinde.

Wie stehest du mit Philipp? Vertragt ihr euch? fuhr er nach einer Weile fort.

Er ist ein erträglicher Mensch, versetzte sie, etwas rüde, ungeschickt und ohne viel Verstand, aber gutmüthig.

Er ist ein Esel, sagte der Hofrath, immer mehr zu Kräften kommend. Du sollst dir ihn

aus dem Kopfe schlagen; du mußt den Offizier heirathen.

Den wildfremden Menschen?

Ja, den, wildfremd oder nicht; und wenn er ein Spitzbube wär', müßtest du es, oder eine Bettlerin werden. Grad' heraus, Josina, ich — ich habe meine Güter nicht mit Recht im Besitz — der Fremde verlangt sie; ich kann, ich darf es nicht bei den Gerichten anhängig werden lassen; deshalb habe ich mich mit ihm verglichen, er nimmt deine Hand und wir bleiben zusammen hier; ich behalte die Verwaltung und er ist Eigenthümer der Güter; — in die Einkünfte theilen wir uns.

Und ich und Philipp sollen das Opfer von Euerm saubern Vergleich werden? rief Josina einen Schritt zurückfahrend.

Larifari! Philipp und Opfer! Siehst du oder sieht er aus, als könntet ihr ein Opfer vorstellen? Wenn du mich verstanden hast, so

bist du selbst klug genug, dich nicht weiter zu sperren. Betrage dich morgen danach.

Josina wußte keinen Einwurf zu machen; sie wußte auch eigentlich selber nicht, ob ihr der Vergleich mehr angenehm oder mehr unangenehm sei, und in Ermangelung einer bessern Antwort, fing sie an zu weinen.

Der Fremde gefällt mir auch schon wol, schluchzte sie, aber ich habe doch Philipp einmal mein Wort gegeben.

Und ich werde ihm den Laufpaß geben.

Der Hofrath erhob sich und nahm sein Licht wieder, Josina schluchzte heftiger.

Hör', sagte Herr von Katterbach, sich zu ihr umwendend und wie von Mitleiden ergriffen: wenn du ihn gar nicht magst, nachdem du ihn näher hast kennen gelernt — dann — ich will Alles aufbieten — vielleicht find' ich doch Beweise, mit welchen wir ihn uns vom Halse schaffen!

So, fuhr Josina auf, und stampfte heftig auf den Boden, daß ich um alle Beide komme! Das laß dir nicht einfallen!

Unterdeß ließ sich der fremde Offizier auf seinem Schlafzimmer von seinem Bedienten die knappe Uniform und die Reiterstiefel abziehen; als er die Füße von ihrer schweren Bekleidung befreit fühlte, lief er im Zimmer auf und ab, sprang und hüpfte bald auf dem einen, bald auf dem andern Beine in die Höhe und legte eine ausgelassene Freude an den Tag.

Peter, das ist einmal charmant gegangen! rief er aus, charmant! aber ich bin auch im Feuer gewesen. Anfangs ward der alte Löwe so weiß, wie's sein Kazikengesicht in seinem Leben nie gewesen ist, und dann brüllte er vor Wuth und Angst; aber ich hielt ihn fest an der Stange, fest wie einen stätigen Klepper. Hast du die Dame vom Hause gesehen?

Einmal, so im Vorübergehen!

Das ist meine Braut.

Braut! Alle Wetter, schrie Peter, das ist schon abgemacht? Nun, da hat der Herr Leutenant eine Katze im Sack gekauft. Uebrigens ist es eine schöne Person, die Sie da angeworben haben.

Schön und so sanft wie ein Lamm und so kindlich unschuldig wie ein Engel!

Herr Leutenant ist schon völlig angeschossen; aber mich soll der Teufel holen, wenn sie nicht Haare auf den Zähnen hat, wie die alte Marketenderlisbeth!

Wie so, woher weißt du das, Schlingel?

Weil ich sie habe in der Küche die Mägde cujonniren hören, als ob es Hundevieh wäre!

Weiter nichts? die mögen's danach gemacht haben!

Aber, fragte Peter schüchtern und neugierig zugleich, wie ist es denn nur so schnell zugegangen?

Höre, Bursch, es ist doch eine unangenehme Sache, Jemanden geraden Wegs von Haus und Hof zu treiben, auch wenn man in seinem Rechte ist! Ich kann dir sagen, es wurde mir schwül zu Muthe, als ich den armen Teufel sich winden und krümmen sah in seiner Angst. Der Schweiß trat mir auf die Stirne und, als er mit einem annehmbaren Vergleiche herausrückte, griff ich zu, um nur die Scene zu Ende zu bringen. Und nun weißt du, Peter, wenn große Herren einen Vergleich schließen, dann gibt der Eine dem Andern seine Schwester oder seine Tochter als Unterpfand oder als Handgeld in den Kauf, und so haben wir's auch gemacht! Peterlein, Peterlein, er stemmte seine Hände ihm auf den Rücken und hüpfte vom Boden auf, ich bin ein Hoch- und Wohlgeborener Freiherr des heiligen römischen Reichs — juchheh! Der Hoch- und Wohlgeborene machte einen Satz über Peters Schultern fort,

die sich geduldig niederbückten, daß der Zopf dem Burschen an die Stirne flog.

Peter, ich will dich noch heute zu Amt und Würden bringen; was willst du werden?

Stallmeister!

Nein, das geht nicht; Pferde werden scheu, wenn sie Esel sehen.

Kellermeister!

Den Bock zum Gärtner machen! Ich will meinen Wein selber trinken, du Narr! Denke dir etwas Anderes aus!

Jägermeister!

Den haben nur die Fürsten; aber Hundejunge, wie stände dir das an? Gelt, Peterlein, das wäre so ein Aemtchen für dich? Ich will dir eine mit Silber beschlagene Karbatsche machen lassen und alle Tage nach Tische sollst du eine Stunde lang damit auf dem Hofe klatschen dürfen. Alle Martini ein neu Wamms und wöchentlich nur einmal, Sonnabends Mor-

gens präcis um zehn Uhr einige Hiebe; Kerl, das wird ein Leben sein! Nun, pack' dich, ich will schlafen.

Der lustige Leutenant warf sich ins Bett.

Peter! rief er dann den Abgehenden zurück, bist du bös?

Befehlen, Herr Leutenant? sagte der Beförderte in steifer Haltung vor das Bett tretend.

Es war ja Spaß, Pinsel; geh nur, du sollst Stallmeister werden; bist du nun zufrieden? gute Nacht!

Drittes Kapitel.

Wir führen den Leser in die Residenzstadt M., wo seit einem Monat der Kurfürst seinen gländen Hof hielt und die vornehme Gesellschaft des Landes sich um ihn versammelt hatte. Wo er einzog, hob ein bewegtes lärmendes und fröhliches Leben an; die großen und düstern Höfe des vom Lande heimkehrenden Adels öffneten ihre eisernen Gitterthore für Carossen und Sänften, die dunkeln, verschlossenen Gemächer, in denen eine modrige Luft sich eingefangen, schlugen wie nach einem langen Winterschlafe die Augen ihrer Fenster auf und athmeten einmal wieder die Crême aller Wohlgerüche ein,

der aus den Riechfläschchen und den seidnen Tüchern emporstieg, oder aus den Sandelholzfächern duftete; die gestickten Atlasschuhe mit den hohen rothen Absätzen trippeln über das neugewichste Parket, die lange Schleppe von Drap-d'or rauscht ihnen nach und in unerreichbarer Höhe darüber wogen die Locken-, Federn- und Spitzenbaue der kunstreichen Toupées, langsame und feierliche Bewegungen gebietend. Desto behender sind die gepuderten Herren; in der goldgestickten Sammtweste; in dem scharlachrothen oder veilchenblauen Rocke mit goldnen Knöpfen kommen sie von einer Dame zur andern, wie auf dem horizontal geschnallten Degen angeritten, und schwenken die Spitzen-Manschetten, um mit graziöser Handbewegung den blumichten Redensarten eine Bekräftigung zu geben, worin sie Chlorindens Brillanten-Prätension von dem Funkeln ihrer Augen überstrahlt erklären und an Chimenens Nacken Perlen-

schnüre entdecken, welche ein unglücklicher Schäfer über ihre Grausamkeit in den Kelch einer Rose geweint hat. Man sollte glauben, dieses zarte Geschlecht habe sich blos vom Honig des Hymettus genährt; aber nein, wenn wir in die Küchen treten, finden wir gewölbte Hallen, weit wie Kirchen, die weißen Köche in Scharen, ganze Schwadronen von Bratenwendern und ein Geschmor und Gezisch und Brodeln, als gält es ein Lord-Mayormahl zu bestellen; und von allen Dingen, welche die Ueppigkeit ausgesonnen, das Seltsamste ist der Porzellanvorrath, der in diesen Hallen klappert und rasselt, um seine Wanderungen in die oberen Regionen anzutreten. Nicht allein, daß die feinsten Blumenmalereien diese japanischen und chinesischen Erzeugnisse schmücken; nein, jedes Geschirr hat die Form des Thieres oder der Frucht, welche es aufzunehmen bestimmt ist, bunt mit den natürlichen Farben bemalt und die Vor-

rathskammer ist eine ganze Menagerie von allen möglichen Thierarten; hier glotzt das kalte Auge der wilden Gans, dort streckt euch der Eber den dräuenden Hauer entgegen; neben ihm der Truthahn, das bunte Rad seines Schweif's und den rothen Hals hoch aufrichtend, das Birkhuhn mit dem rothen Augenwulst, der Auerhahn, die Trappe, das schlummernde Reh — und umher eine ganze Vegetation von Kohlköpfen, Spargelbündeln, Melonen, Ananas, der Himmel weiß, was Alles; in der That, es muß hübsch aussehen, wenn es aufgetragen, zwischen vollen duftigen Blumensträußen die Tafel bedeckt.

Man sollte ferner glauben, wenn man die classischen Scherze, die sub rosa geflüsterten Anspielungen, die wunderlichen Dialoge in der Augensprache anhört, trotz des gehaltenen Wesens und trotz der völligen Herrschaft über sich selbst, welche jeder Einzelne dieser säuselnden

und wie auf Schmetterlingflügeln durchs Leben schwebenden Gesellschaft an den Tag legt — taugten sie alle mit einander nicht besonders viel; von gutem christlichen Glauben gar nicht zu reden. Aber auch da würde man irren; denn was den Glauben angeht, so haben sie dessen viel mehr, als nöthig, und auch darin hat das Zeitalter des Luxus seinen Charakter bethätigt. Prakticirt einem dieser Cavaliere aus der Tasche seiner gestickten Weste zum Spaß die Börse, ich will nicht behaupten, daß immer das Jahrhundert des Ueberflusses bis in ihr Inneres hinabgestiegen sei, um sich auch darin breit zu machen; aber das weiß ich, daß Ihr ein wunderliches, schwarzbraunes Säcklein findet, aus dem Ihr nicht klug werdet, bis ich Euch sage, daß dieser Stoff von den Häuten der Fledermaus ist, die Glück im Spiele gibt. Nun wieder hinein damit. Da — ihr fühlt ein einziges Geldstück noch in der Tasche; das ist ein

Mansfelder Davidgulden, der unverwundbar macht, denn er springt jedesmal der Kugel und dem Stiche entgegen, welche auf den Träger gerichtet werden.

Und nun — die Frivolität ist ansteckend — jene Dame mit der hochgewölbten Trompeuse: noch eine Untersuchung. Ihr findet, wenn auch sonst nicht viel, mindestens ein Amulet, einen Talisman, oder irgend einen Liebeszauber; auf ihrer Brust aber, an einem Sammtbande trägt sie den kleinen goldnen Mops; auch der wird bald versteckt werden müssen, denn es ist die lebhafteste Klatscherei ausgebrochen, die Mitglieder des unschuldigen Mopsordens ständen mit dem Teufel in Verbindung.

In dieser Welt voll Glanz, Ueppigkeit und fröhlichem Leichtsinn war ein strahlender Stern aufgegangen, eine Königin der Schönheit, eine Göttin der Huld, wie die Männer behaupteten, während die Frauen gar nicht begriffen,

wie jene so bezaubert sein könnten, von einer Erscheinung, welche freilich nicht alltäglich sei und allerdings ihr Auffallen habe, aber ihre Vorzüge durch unangenehme Eigenschaften völlig wieder aufwiege. Katharina von Plassenstein sei hochmüthig, ungesellig und moquant, behaupteten die Frauen; ganz vollkommen schön — daran fehle auch noch viel. Die Männer fanden sie reizend, im höchsten Grade pikant, und wenn sie moquant sei, so sei es jedenfalls ein beneidenswerthes Loos, von ihr aufgezogen zu werden, denn sie thue es mit so viel Geist und zugleich mit einer solchen Anmuth, daß sie nur ein geschmeicheltes Gefühl zurücklassen könnte. Alle aber fanden es unbegreiflich, wie eine Dame von so viel „Verdienst" so lange sich in einem einsamen öden Stifte habe einschließen lassen mögen.

Daß ihr Stift einsam und öde sei, hatte Katharina erst vor wenigen Monaten gefunden;

dies Gefühl war so plötzlich, so überwältigend über sie gekommen, daß sie sich vor ihm hatte in das regere Leben der Residenz flüchten müssen. Sie kannte M. von früherer Zeit her; ein längerer Aufenthalt hatte es ihr damals lieb gemacht; es waren nur frohe oder mindestens angenehme Erinnerungen, welche sich für sie an diese Höfe knüpften, durch deren Thore ihre Sänfte jetzt wieder sie trug, an diese schmuckvollen Räume, auf deren getäfeltem Boden ihr kleiner Fuß jetzt wieder zum Menuet anschritt. Aber wie wunderbar fand sie diese Stadt in den wenigen Jahren verändert! Sie fand ihr Leben wie gedämpft, ihre Gesellschaften wie von der Langeweile zusammengebeten, ihre Interessen und Beschäftigungen wie von der Alltäglichkeit dictirt und den Geist ihrer Umgebung wie eine weidende Ziege der Dürftigkeit, welche mit einem Strick an einen Pfahl gebunden ist, daß sie über ihren Kreis nicht hinaus kann.

Nichts fesselte sie, nichts schien ihr witzig, edel, groß genug, ihre Augen auf sich zu ziehen; endlich, nach langer Zeit, tauchte eine neue Erscheinung in den Kreisen der Residenz auf, welche ihr Interesse anzuregen wußte; wunderbarer Weise fanden aber alle Andern, daß diese gerade die insipideste, ungehobelste und gewöhnlichste von allen sei.

Wir finden sie in einem dieser hellerleuchteten Höfe, aus dessen Sälen eine rauschende Musik schallt, welche bis zu den Ohren eines gaffenden Volkshaufens dringt, der draußen lungert und den Inhalt der heranrollenden Carossen bewundert, wenn er über die niederfallenden Schläge und Stufen trippelt und gleich darauf, durch eine Reihe reich gallonirter Livréen, von den breiten Stiegen emporgetragen, in das Himmelreich da oben verschwindet. Katharina bewegt sich nicht in den Gesellschaftssälen; sie sitzt einsam auf ihrem Zim-

mer; die einfache Ordenstracht ist abgeworfen, um ihre schlanke Taille bauscht der Reifrock und die Adrienne und die hohe Coeffüre hebt die Höhe ihrer Gestalt hervor. Aber ohne Rücksicht auf den kostbaren Ballanzug hat sie sich in einen Sessel geworfen, die Hände über der Rückenlehne gefaltet und darauf die Stirn gedrückt.

Was sie sinnen mag? — Ich weiß es nicht; aber es gibt viel, das zum Sinnen bringt, viel, das auch den Menschen im leichten Ballstaat auf die kühlen frostigen Höhen des Gedankens empordrängt. Es kommt eine Zeit, wo die Fassungskraft der inneren Sinne gereift ist und mit seinem größern Umfangsvermögen das Ohr nicht mehr den Lärmen, sondern die stille Schweigsamkeit der Welt zuerst heraushört; nicht mehr das fröhliche Toben und Rauschen und Treiben des Lebens, sondern die Todtenstille sich ihm aufdrängt, welche der Lärm vergebens zu

übertäuben strebt, indem es ihr in das drohende, verbissene Antlitz lacht.

Es kommt eine Zeit, wo die Illusionen schwinden und das Leben in seiner nackten Wirklichkeit vor uns tritt. Nichts in der Welt mag öfter ausgesprochen sein; aber die Meisten, welche es aussprechen, sagen es Andern nach, wenn irgend eine ihrer Hoffnungen fehlschlägt, irgend ein Misgeschick ihre Wege kreuzt; die Wenigsten mögen die Behauptung aus eigener innerer Erfahrung aussprechen, weil sie nie viel Illusionen gehabt haben, die schwinden könnten. Die Meisten finden das Leben so, wie sie es sich immer gedacht haben, nicht weil es wirklich so wäre, sondern weil ihnen das Vermögen fehlt, zu sehen, zu fühlen, wie es wirklich ist. – Es gehört Phantasie und Gefühl dazu, Illusionen zu haben; sich eine Unendlichkeit von Glück durch Liebe, von Glanz durch Gedankenhoheit, von Schönheit durch Gott-

erfülltheit ins Leben zu träumen, alles Das nahe, erfaßbar vor sich zu wähnen, zu schwelgen in der Freude darüber. Und nun zu der unseligen Reife des Gedankens und der Erfahrung zu gelangen, welche die innere Schäbigkeit des Weltlaufs durchschaut, welche sich selber als unabweisbare Wahrheit und Ueberzeugung gestehen muß, daß alle Illusionen eben Illusionen waren, daß nichts von all' dem schönen Glauben, in dem man glücklich gewesen ist, sich erfüllt; — das heißt, jene Bemerkung in ihrer vollen Wahrheit fühlen; das ist, was sinnend, träumerisch und traurig macht; das heißt, den Königsmantel, den das Leben um die Schultern geschlagen hat, weggerissen und darunter den wundgepeitschten Rücken sehen; es heißt, die türkische Braut seiner Zukunft, die verhüllt und verschleiert einem angetraut ist, endlich genuß- und liebedürstig ihrer Stirnbinden, ihrer Schleier berauben dür-

fen und — eine gelbe, schmutzige Sklavin finden.

Jeder Mensch, der so über die Schwelle seines Illusionenbaues geführt wird, durchmißt den umgekehrten Lebenslauf, welchen der Sänger von Florenz machte; er tritt aus der vita nuova seiner Jugendhoffnungen in das alte Leben, welches die Welt lebt und während Jener in dem neuen Leben anfing, zu denken und zu philosophiren, drängt sich dem Andern das Denken in dem alten Leben auf; für die Poesie, die ihm entrissen wird, greift er nach einem für seine Ruhe gefährlichen und schlimmen Surrogat, der Philosophie.

Die Philosophie einer Frau ist — mit wenigen Ausnahmen der männlicheren Geister unter ihnen — getäuschte oder unbefriedigte Liebe; oder es ist der Druck des Müßiggangs ihrer Gefühle, der auf ihnen liegt, und wie das Druckwerk einer Wasserkunst die Springbrun-

nen ihrer Gedanken öffnet und in vollen Garben aufsprudeln läßt. Die Liebe macht sie poetisch und ihr Schwinden philosophisch; und indem wir uns wieder zu unsrer Heldin wenden, fragt es sich also, ob ihr Sinnen ein poetisches Träumen oder ein philosophisches Nachdenken über die Nichtigkeit der irdischen Dinge gewesen sei? Machen wir den Beobachter.

Nur einen Korridor und ein Vorzimmer von ihr entfernt summt, rauscht, lacht, flüstert die Gesellschaft, klappert mit den Spielmarken, wedelt mit den Fächern, macht Verbeugungen und Gesticulationen; kurz, ist in völliger Beschäftigung, die Summe von Tönen, Phrasen und Bewegungen hervorzubringen, welche von einem großen Cirkel mit billiger Nachsicht eine genußreiche Unterhaltung genannt werden.

Aber, meine liebe Therese, sagt die Frau des Hauses aus einer Gruppe von Herren, welche sie umgeben hat, zurückschlüpfend und

drei zusammen plaudernde Damen unterbrechend, wir müssen durchaus eine bevollmächtigte Ambassade absenden, um Katharina holen zu lassen; die Herren zetteln sonst eine Verschwörung an, es herrscht eine dumpfe Gährung unter ihnen, die im Begriffe steht, in helle Flammen des Aufruhrs auszubrechen.

So wollen wir Herrn von Schemmey absenden, sagte die Angeredete, eine kleine dicke Dame mit schmalen, verschmitzt lächelnden Augen, welche Stifterin und Präsidentin des Mopsordens war, gib einmal Acht, was die Katterbach für Augen machen wird: hast du ihren Kopfputz schon betrachtet? er ist wie der babylonische Thurm, ein unvollendetes Wunder der Welt, setzte sie flüsternd hinzu.

Die hängenden Gärten der Semiramis, aber im Spätherbst, sagte eine dritte Dame.

Herr von Schemmey! rief die Erste lauter.

Herr von Schemmey näherte sich der Gruppe,

machte eine Verbeugung und sprach in einer Stellung, welche zwischen militairischer, liniengerader Steifheit und anmuthiger Nachlässigkeit etwas unsicher hin und her schwankte.

Was befehlen Sie, meine Gnädigsten?

Meine Freundin Therese will sich an Ihrem Anblick erfreuen; sie behauptet, Sie könnten so außerordentlich schön stehen, Herr von Schemmey.

Sehr verpflichtet, Frau Gräfin.

Aber diesmal will ich Sie nicht allein stehen sehen, sondern Sie sollen auch gehen, hob die Ordenspräsidentin an.

Nur nicht aus ihrer bezaubernden Nähe, meine Grazien.

Aber wir sind unserer vier, warf die jüngste Dame ein, welche noch nicht gesprochen hatte; es gibt nur drei Grazien!

Welche die Venus umgeben, sagte Herr von Schemmey.

Das ist abscheulich von Ihnen, da werfen Sie den Zankapfel der Eris zwischen uns, wer Venus ist! Und Sie stehen ganz ruhig da, in dem sichern Bewußtsein, daß Niemand nahe, der Ihnen den Apoll streitig machen könnte.

Ich bewundere Ihre mythologischen Kenntnisse, sagte der Apoll in der prachtvollen Lokkenperrücke und dem kaffeebraunen, gestickten Rock, der Niemand anders war, als der lustige Leutenant, welchen wir auf Diependahl kennen lernten, der Hoch- und Wohlgeborene Freiherr des heiligen römischen Reiches. Er war in die Residenz gekommen, um sich in seinem neuen Glanze zu sonnen, und um der Langeweile des stillen Gutes im Bergischen zu entgehen; wie er sagte, um seine Braut in die Welt einzuführen und sie eine Badekur in den Düften der feinen Sitte gebrauchen zu lassen, welche ihm selber nebenbei auch nicht schaden konnte.

Der Freiherr fuhr mit der Hand nach sei-

ner Oberlippe und ließ sie gleich wieder sinken, weil nichts mehr da war, das er hätte in Kräusel drehen können; der prachtvolle Schnurrbart war der Badekur gewichen.

Herr von Schemmey, Sie sollen sich zu Fräulein von Plassenstein begeben, und ihr den Wunsch der Gesellschaft vortragen, welche sich nach ihrem Erscheinen sehnt, sagte die Dame des Hauses.

Sie sollen zu ihr gehen als Herold des Mopsordens, der einen Aufruhr seiner Unterthanen befürchtet, fiel Gräfin Therese ein.

Als Ordensherold, als Toison d'Or! sagte die jüngste Dame.

Nicht als Toison d'Or, als Mops d'Or, verbesserte die Präsidentin.

Bekleiden Sie mich mit dem Zeichen dieser Würde, erlauchte Großmeisterin. Herr von Schemmey beugte sein linkes Knie.

Die Stifterin des Ordens — der im Vor=

beigehen gesagt, nichts als ein Damenscherz war, obwol er zu jener Zeit viel zu sprechen machte — nahm ihren goldnen Mops ab und schlang ihn um den Nacken des Freiherrn von Schemmey. Die Gruppe vergrößerte sich; Alle wollten sehen, wie Schemmey Ordensherold wurde.

Es steht ihm sehr gut, sagte einer der Herren.

Sie sind zum Mops d'Or wie geschaffen, Schemmey, lachte ein Anderer.

Sie sollten ihn auf Lebenszeit dazu ernennen, hochgebietende Dame vom Kapitel, rieth ein Dritter sarkastisch.

Der Herold eilte unterdeß, seinen Auftrag auszurichten. Nach einer Weile kam er wieder, auf seinem Gesichte einen leuchtenden Ausdruck der Genugthuung zeigend, welche ihm die allgemeine Aufmerksamkeit verschaffen mußte, deren geschmeichelter Gegenstand er an diesem Abende geworden war. An seinem Arme führte er Katharina von Plassenstein.

Sie begrüßte ihre näheren Bekannten unter den Damen, sie hörte die Anreden der sie umschwebenden, umsäuselnden Herren an und stand wie eine Königin in der Mitte dieses galanten Hofstaats, der übrigens sich etwas unceremoniös um sie drängte. Nur Herr von Schemmey hatte unerschütterlich an ihrer Seite Posto gefaßt; die Anderen arbeiteten augenscheinlich darauf hin, ihn fortzuschieben, er aber mochte durchaus nicht einsehen, weshalb er nicht auch Katharinen bewundern lassen sollte, daß er so schön stehen konnte, wie die Dame des Hauses gesagt hatte. Unterdeß hatte Josina von Katterbach, von ihrem Tabouret hinter einem Spieltische her, auf dem Alles in Bereitschaft lag, eine sehr unterhaltende Partie zu machen, wären nur Partner für sie dagewesen — die ganze Gesellschaft zu beobachten, volle und ungestörte Muße. Sie war in einer sehr unangenehmen Gemüthsstimmung. Seit dem ersten

Abende, an welchem sie mit ihrem Verlobten dem Stiftsfräulein von Plassenstein vorgestellt war, hatte diese ihr sehr unliebenswürdig scheinende Dame ein Netz wohlberechneter Kokettesrien nach ihrem Bräutigam ausgeworfen und wenn der Letztere ihr bis dahin auch noch keine jener leidenschaftlichen Wallungen einflößt hatte, welche das Glück der Liebe ausmachen sollen, so war sie doch nichts weniger, als gleichgültig dabei. Herr von Schemmey war ihr wenigstens von diesem Augenblicke an eine viel Aufmerksamkeit erheischende Person geworden. Und seitdem sie gesehen, daß Jemand ihn ihr entreißen wollte, hatte sie beschlossen, ihn mit aller Gewalt festzuhalten. Es war ein stiller Kampf zwischen den beiden Damen ausgebrochen, und wenn Katharina auch die meisten Siege darin erfocht, so hatte doch Josina die Genugthuung, ihre Ansichten über ihre Nebenbuhlerin frei aussprechen zu dürfen und bei der

Mehrzahl der anderen Damen ein williges Echo zu finden. Was sie aber am meisten ärgerte, war, daß die hochmüthige Plassenstein sich ihr gegenüber stellte, als lebten sie Beide im tiefsten Frieden mit einander, und daß sie immer mit der größten Freundlichkeit ihr entgegenkam. Sie ist eine wahre Schlange, sagte sie, und mich soll wundern, wann Schemmey die Augen über das aufgehen werden, was allen Menschen so klar ist, wie die Sonne. Dem Freiherrn von Schemmey waren bis jetzt die Augen nicht aufgegangen; im Gegentheil, die Schlange schien ihn immer fester zu umringeln. Mit seinem liebenswürdigen Leichtsinn und in jugendlicher Offenheit für frische Eindrücke vergaß er seine Braut und umflatterte die Dame, welche zu hoch von der Gesellschaft gestellt wurde, als daß ihre Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit für ihn nicht etwas unendlich Schmeichelhaftes gehabt hätte. Und als er gewahrte, daß sie

die feinen und zierlichen Redensarten der anderen Cavaliere jedesmal eben so fein und zierlich abtrumpfte, während sie seine natürlicheren Scherze immer mit vieler Nachsicht aufnahm, da war der Hoch= und Wohlgeborene Freiherr ein vollständiger Sklave. Es mochte ihm endlich ganz ernsthaft die Beobachtung sich aufdrängen, weshalb er denn Josina eigentlich durchaus und ohne Widerspruch heirathen müsse? Es konnte ihm wenigstens nicht entgehen, daß ihre Familie und sie selbst durchaus nicht in der unbeschränkten Achtung standen, deren die Plassenstein sich erfreut hatten, und daß ihn Katharina endlich in ganz andere Familienverbindungen bringen würde. Zwar stand ihm ein Vertrag mit Josinens Bruder im Wege; aber nach genauer Erwägung konnte er sich nicht verhehlen, daß er unrecht gethan, ihn so rasch einzugehen, und daß er durchaus keine bindende Kraft habe.

Als Josina ihren Verlobten wie für ewig in den Kreis gefesselt sah, der um ihre Nebenbuhlerin sich geschart hatte, erhob sie sich und schritt in ein offenstehendes, aber leeres Nebenzimmer, um zu sehen, ob ihr völliges Verschwinden nicht jenen auf sie aufmerksam machen könne. In einer sehr anmuthigen Stellung, welche die vollen und edel geschwungenen Formen ihrer Gestalt hervorheben mußte, lehnte sie in der Fensterbrüstung, drückte die Stirn an eine der Scheiben und blickte mit der Schwermuth einer verkannten Seele in die düstere Nacht hinaus, wobei sie den Vortheil genoß, in der Scheibe zugleich einen den Lichterglanz der anstoßenden Räume zurückwerfenden Spiegel zu haben, so daß ihr nicht entgehen konnte, wenn vielleicht einer der Herren in das Zimmer treten würde, um wie bezaubert stehen zu bleiben und in den Anblick ihrer Gestalt zu versinken. Aber Niemand kam und Josina wurde

von der Langeweile nach einer Viertelstunde wieder aus dem Boudoir getrieben, um die Erfahrung reicher, daß die Herren doch oft wahre Klötze seien.

Unterdeß hatte der Ball begonnen; Josina sah, als sie wieder in den Saal trat, wie Herr von Schemmey Katharinen in die Reihe der Tänzer führte, dann aber ward ihren Blicken eine andere Richtung gegeben, durch einen sehr verbindlichen Herrn, der schon etwas ältlich war, aber noch ganz gewandte Manieren hatte. Er hatte keine Partnerin gefunden und sich resignirt an einen Kamin gestellt; jetzt trat er, erfreut, eine noch unaufgeforderte Dame zu sehen, mit einem: Kann ich die Gnade haben? auf sie zu.

Josina hatte die Gnade, worüber der schon etwas ältliche Herr eine große Freude an den Tag legte.

Als Fräulein von Katterbach das Gesicht

ihres Partners ansah, kam ihr dasselbe bekannt vor; sie wußte übrigens nicht gleich, wo sie es schon gesehen habe, und hatte auch in diesem Augenblicke keine Lust, darüber nachzudenken. Der Herr war sehr gesprächig, sehr unterhaltend und lebhaft, aber tanzte ziemlich altfränkisch und geziert, so daß Josina nicht recht mit ihm im Takte bleiben konnte; endlich bemerkte sie ihm, daß sie glaube, es sei in Beziehung auf die spätere Ermüdung rathsamer, immer nur drei Pas zu machen, und nicht fünf, wenn man mit drei Pas auskommen könne. Der Herr zog sein seidenes Tuch hervor und wischte sich die Stirne:

Sie haben ganz recht, meine gnädige Frau, aber —

Ich bin noch nicht verheirathet, fiel Josina etwas pikirt ein.

Bitte tausendmal um gnädige Nachsicht, aber ich habe nicht die Ehre gehabt, Ihnen vorge-

stellt zu werden, sagte der ältliche Herr mit einer tiefen Verbeugung.

Ich bin das Fräulein von Katterbach zu Diependahl.

Katterbach! schrie der Herr auf, fuhr einen Schritt zurück und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen:

Das mußte mir begegnen! O superi!

Der Herr war Niemand anders, als der Blumenschäfer von der Pegnitz, welcher der Säuberliche hieß und den Grundsatz hatte, daß man sich nicht unnütz in Gefahr begeben müsse, Niemand anders als Herr von Driesch.

Als er die fürchterliche Entdeckung gemacht hatte, daß es die Schwester seines Todfeindes war, welche er am Arme gehalten, durchlief ihn ein kalter Schauder; aber nachdem er jene Worte so laut ausgestoßen hatte, daß die Gesellschaft plötzlich innehielt, um zu schauen, welches Ereigniß einen solchen Schrecken bei

einem ihrer Mitglieder hervorgebracht habe, faßte er sich, so gut es ihm möglich war. Er besann sich, daß er keinen Falls die Gesellschaft durch eine unschickliche Scene beleidigen dürfe, und indem er Josina eine Verbeugung machte, sagte er:

Mein verehrtestes Fräulein, ich kann nicht mehr tanzen, ich — ich habe mir den Fuß verstaucht. Herr von Driesch streckte seinen rechten Fuß aus, der sich in einem feinen seidenen Strumpfe und mit einer glänzenden Brillantenschnalle geschmückt ganz reputirlich ausnahm, und dann setzte er hinzu, indem ein helles Roth des Ingrimms sich über sein Gesicht verbreitete: ja, diesen Fuß habe ich mir verstaucht — in der Wolfsfalle!

Er stampfte den Fuß nun heftig auf den Boden, daß dieser dröhnte, warf einen Blick lodernden Zornes auf die unglückliche Josina und zog sich, Verwünschungen murmelnd, an seinen Kamin zurück.

Der Tanz war unterbrochen, die Gesellschaft drängte sich mit den Ausdrücken des Staunens, der Ueberraschung und der Theilnahme um das verlassene Fräulein; Katharina trat unterdeß in das leere Nebenzimmer, wo sie, wie nach einer großen Ermüdung tief aufathmete und sich auf ein Sopha warf. Herr von Schemmey folgte ihr.

Wie, Sie sind nicht bei Ihrer Braut, die Ihres Armes bedarf, ritterlicher Mops d'Or und Ordensherold? fragte ihn Katharina, indem sie mit vieler Freundlichkeit ihren Anbeter anlächelte.

Meine Huldgöttin, Sie machen mir einen Vorwurf daraus?

Es ist gut, daß Sie das Huldgöttin mehr betonen, als das meine, um der Phrase das Schmeichelhafte zu lassen, versetzte Katharina mit einem ironischen Blicke.

Wollen Sie nicht meine Huldgöttin sein?

Merken Sie sich ein's, Herr von Schemmey, sagte Katharina, indem sie verlegen werdend sich abwendete: Sie kennen uns Frauen nicht, wenn Sie glauben, die leichte Tändelei des gesellschaftlichen Verkehrs befriedige uns; eine wirkliche Schmeichelei liegt für uns nicht in Phrasen, sondern in dem thatsächlichen Beweis, daß wir Achtung und Freundschaft eingeflößt haben. Und lassen Sie mich es geradezu gestehen, um in der Offenheit Ihnen mit dem guten Beispiele voran zu gehen — Sie werden es ohnehin oft genug gehört haben, die Neugierde ist unsere stärkste Triebfeder; aus diesen Gründen kommt es, daß wir vor allen Andern Vertrauen fordern.

Ich weiß nicht, was ich antworten soll, entgegnete Herr von Schemmey, wenn nicht allenfalls, daß ich mir vorkomme, wie ein Pinsel.

Sehen Sie, sagte Katharina lächelnd, diese Offenheit ist es, was ich von Ihnen erwarte.

Kommen Sie jetzt, man vermißt uns sonst. Sie stand auf und ordnete etwas an ihrem Kopfputz vor dem Spiegel, der über dem Kamine des kleinen Raumes hing.

Kennen Sie den Herrn, welcher eben Ihre Braut beleidigte? sagte sie dann, gleichgültig hinwerfend, aber die Züge seines Spiegelbildes im Auge behaltend.

Ach Gott, nein; es ist mir höchst fatal; ich werde mich mit ihm schlagen müssen.

Sie haben ihn früher weder bei Tage noch bei Nacht gesehen?

In meinem Leben nicht; weshalb fragen Sie so scharf nach?

Gehen Sie jetzt, wir haben sonst Neckereien zu erwarten.

Herr von Schemmey ging; wenn er sich vorgekommen war, wie ein Pinsel, so mußte dies Gefühl wenig Beunruhigendes für ihn gehabt haben, denn als er sich wieder in die Ge-

sellschaft mischte und sich nach seiner Fräulein Braut umzusehen ging, war er in der vollständigsten Triumphatorlaune und fest entschlossen, zu den übrigen, unläugbar nicht gemeinen Vorzügen seiner Person jetzt auch die Tugend der Offenheit in einem möglichst bezaubernden Grade hinzuzufügen.

Katharina trat ebenfalls wieder in den Saal und näherte sich nach einer Weile Josinen mit einer freundlichen Frage nach ihrem Befinden.

Mein Befinden ist sehr gut, Fräulein von Plassenstein, versetzte Josina; ich kann sagen, daß ich mich außerordentlich wohl befinde; die Heiterkeit ist mir immer so sehr zuträglich.

Also, Sie sind so heiter; nun das ist mir so erfreulich zu hören, wie es für unsere gütige Wirthin schmeichelhaft ist.

Ach, ich bin außerordentlich — ha, ha, ha! — ich bin ungemein heiter. Sie versuchte so laut zu lachen, wie es nur die Schicklichkeit erlaubte.

Finden Sie nicht auch, setzte Josina hinzu, daß es sehr spaßhaft ist, wenn man sich im Stillen über die Lächerlichkeiten ganz hochmüthiger Personen amüsiren kann, ganz außerordentlich hochmüthiger, falscher, neidischer, miserabler, boshafter Personen?

Es ist mir etwas durchaus Neues, daß miserable, boshafte, neidische Personen lächerlich seien; mir sind sie ekelhaft, und ich lasse sie unbeachtet ihrer Wege gehen.

Katharina stand auf und begab sich zu ihrem Platze zurück. Im Vorbeigehen flüsterte sie dem Freiherrn von Driesch, der, noch immer über sein fatales Abenteuer nachsinnend, sich Klatschereien von einer alten Dame erzählen ließ, welche er nur sehr zerstreut anhörte, die Worte zu: Besuchen Sie mich morgen, Herr von Driesch.

Viertes Kapitel.

Zieh die Vorhänge zurück, sagte Katharina von Plassenstein am andern Morgen zu ihrem Kammermädchen und schlug ein Buch auf, das vor ihr lag; es war ein Band von Montaigne. Die Vorhänge von gelber chinesischer Seide mit rothen und weißen Blumen rauschten zurück; das Tageslicht fiel hell in das Zimmer und glänzte auf dem schwarzen Lack des Tisches, auf welchen Katharina den Arm stützte. Sie betrachtete die Platte desselben, auf der goldene Malereien eine chinesische Landschaft mit einer Gruppe Mandarinen darstellten; dann die hell-blaue Blumenvase vor ihr, die den Mangel eines Straußes durch die abenteuerlichsten Ge-

wächse und Rankenverschlingungen ersetzen zu wollen schien, welche in rother Farbe mit der Glasur eingebrannt waren. Dann ließ sie ihr Auge auf die Supporte gleiten, ein ziemlich werthvolles Oelgemälde in französischem Geschmack mit einem kraus verschnörkelten Rahmen aus Stuccatur umher.

Nein, sagte sie, vor sich hinflüsternd: hier doch wenigstens etwas Mythologisches zur Abwechselung; eine fliehende Najade und ein Faun; nun es paßt auch. Sonst Alles chinesisch; sind es die Künstler, welche sich damit über ihre Zeit lustig machen wollen oder ist dieser Geschmack von einer innern Wahlverwandtschaft eingegeben? Die Menschen werden immer chinesischer: steif, egoistisch, eingeknöchert; die Sitten bis zur Verzerrung in Unnatur verfallend; der einzige Unterschied ist, daß man bei uns den Zopf im Nacken trägt und die Chinesen ihn auf dem Wirbel tragen.

Ziehe die Vorhänge wieder zusammen, Lenore; es fällt ein unerträglich grelles Licht ins Zimmer.

Das Zimmer wurde wieder in eine lichte Dämmerung gehüllt und Katharina erhob sich und schritt auf dem Hautelisse-Teppich hin und her. Ihre Züge zeigten etwas Abgespanntes; sie war blässer geworden; aber was ihre Schönheit an Glanz verloren haben konnte, war mehr als ersetzt durch den Ausdruck gedankentiefer Sinnigkeit, der sich bis zu einem auffallenden Grade in ihrem Gesichte ausgebildet hatte. Zuweilen nur schien die stolze und fast marmorne Ruhe ihrer Züge von einer innern Bewegung gefährdet zu werden; ihre Augen bekamen dann etwas Unstätes, die Lider zwinkerten und sie blieb einige Momente stehen, als sähe sie im Geiste ein Hemmniß vor sich, das ihren Schritten Einhalt geböte. Gleich darauf aber trat sie rascher und heftiger wieder über die Köpfe

der holländischen Bauernhochzeit fort, die unter ihren Füßen ihre grotesken Tanzkünste zeigte.

Der Freiherr von Driesch wurde gemeldet. Als ihm hinterbracht worden war, daß sein Besuch ein willkommener sei, schritt die freundliche und bewegliche Gestalt des ältlichen Herrn über die Schwelle; mit den Manieren einer jetzt schon verschollenen Etikettenperiode, die vor allen Dingen eine sehr große Ergebenheit an den Tag zu legen geeignet waren, machte er der Dame seine Reverenz und küßte ihre Hand.

Ich freue mich außerordentlich, Sie so wohl zu sehen, Herr von Driesch, sagte Katharina; Sie müssen sich in der Residenz verjüngt haben, oder ich habe Ihnen früher unrecht gethan, wenn ich Sie für einen Herrn über vierzig hielt.

Vierzig? Dafür haben Sie mich gehalten?

O Sie sind es gewiß noch nicht; bitte, lassen Sie sich nieder; aber ich glaube, es ist

die Poesie, welche ihren Geweihten eine ewige Jugend beschert.

Es gab nichts in der Welt, was Herrn von Driesch angenehmer zu hören gewesen wäre.

Glauben Sie, meine Gnädigste, sagte er, mit Mühe ein Lachen unterdrückend, welches als Ausbruch seines Vergnügens sich laut machen wollte; nun ja, ich habe mich ziemlich geschont.

Aber weil wir darauf gekommen sind, wollen Sie nicht einmal eine von Ihren Arbeiten Ihren Freunden mittheilen? Wollen Sie ewig die Hippokrene, welche so reichlich bei Ihnen sprudelt, neidisch ummauert halten und uns Laien den Zugang wehren?

Nun, meine kleine Hippokrene vermischt ihr Gewässer mit den stolzen Fluten der Pegnitz, deren Musageten, für die Kundmachung sorgen zu wollen, mir versprochen haben. Freilich, sie lassen mich ziemlich lange warten. Aber ich mag meine Sachen nicht selbst drucken lassen;

die Typographie ist eine Kunst, welche sehr im Sinken begriffen ist; wo sind die Christoph Plantin, die Elzevir, die Stephanus der guten alten Zeit! Soll ich meinen Versen ein Gewand geben lassen, daß sie aussehen, wie eine alte Chronik auf holländischem Tabakspapier?

So wenig in Abrede gestellt werden kann, daß dies für die sämmtlichen Werke des säuberlichen Herrn allerdings keine passende Ausstattung gewesen sein würde, so war doch noch ein anderer Grund da, aus dem Herr von Driesch sie noch nicht zum Drucke befördert hatte; bis jetzt war nämlich noch keines dieser schmierigen, auf holländisches Tabakspapier druckenden Subjecte, welche vom Herrn von Driesch mit dem Antrage beehrt worden waren — es war ihrer eine ganz ansehnliche Zahl — auf den gescheidten Einfall gekommen, durch die Uebernahme der classischen Producte des Pegnitzschäfers sich einen unendlichen Reichthum und ihrer Firma

für ewige Zeiten einen ganz ausgemacht unsterblichen Namen zu erwerben — ein Betragen, welches Herr von Driesch vollständigst zu der Annahme berechtigte, daß sie alle Esel seien.

Dagegen fand er in diesem Augenblicke es unbegreiflich, wie er nicht früher schon die nähere Bekanntschaft der Dame gesucht habe, welche jetzt, gewiß durch ihre Bewunderung seines Talentes gedrängt, so zuvorkommend die ersten Schritte dazu eingeleitet hatte und einen so außerordentlich gebildeten Geschmack verrieth. Er erklärte sich deshalb ganz geneigt, seine Uebersetzung des ersten Buches von Virgil's Landbau und einige Proben seiner anakreontischen Studien Fräulein von Plassenstein im Manuscripte mitzutheilen, welche er zufällig, ganz zufällig in seiner Rocktasche hatte. Das Fräulein nahm sie mit vieler Grazie an. Als Herr von Driesch jedoch nach seiner Brille suchte, um Das, was er die schönsten und gelungensten

Stellen nannte, ihr vorzulesen, sprang sie auf einen andern Gegenstand der Unterhaltung ab und sagte:

Wie fatal und verdrießlich muß es doch für einen Herrn von Ihren Verdiensten sein, sich in einer so gefährlichen als unpassenden Lage zu befinden; es thut mir wirklich in der Seele leid, Herr von Driesch, wenn Sie mir anders die Theilnahme vergönnen, welche mich drängt, Ihnen dieses auszudrücken.

Was? in einer gefährlichen Lage? ich? rief Herr von Driesch erschrocken und verwundert.

Nun ja, gefährlich kann man es wol nennen, denn Herr von Schemmey soll sein Fleuret mit einer bewunderungswürdigen Gewandtheit führen.

Aber um's Himmels willen, was hab' ich mit dem Fleuret des Herrn von Schemmey zu schaffen?

Ist Ihnen das Cartel noch nicht zugekom-

men, so werden Sie es wahrscheinlich bei Ihrer Heimkunft vorfinden.

Ein Cartel? Sagen Sie in der That ein Cartel? Ich soll mich schlagen?

Nun ja!

Ich, ein Mensch, wie ein Lamm? Mein Gott, mein Gott, sagte Herr von Driesch ängstlich, das ist ja abscheulich! Nein, das ist gegen göttliche und menschliche Gesetze; nimmermehr! nichts soll mich zwingen, wissentlich ein Gebot zu übertreten, das mir von Jugend auf heilig gewesen ist. Ich schlage mich nicht!

Er sprang mit den Gesticulationen der äußersten Entrüstung von seinem Stuhle auf.

Beruhigen Sie sich; Sie können sich ja auch schießen, wenn Sie das vorziehen.

Vorziehen? Ich ziehe nichts vor, weder das Schießen, noch das Stechen, noch das Schlagen; es ist wider meine Grundsätze, ich thu' es nicht, und nun will ich sehen, wer mir nahe kommt!

Es wird Ihnen nichts helfen; Sie haben seine Braut am gestrigen Abend zu öffentlich, zu eclatant beleidigt.

Ah, das ist der Grund! so, so; nun, meinetwegen; Alfanzereien; wenn ich nur nicht abreisen müßte. Ich werde noch heute die Stadt verlassen, denn ich habe sehr dringende, in der That ganz außerordentlich dringende Geschäfte auf meinen Gütern abzumachen; ja, ich muß mich wirklich bei Ihnen beurlauben — ich bedauere auf das tiefste —

Herr von Driesch suchte nach seinem Hut, als Katharina ihn unterbrach:

Herr von Driesch, geben Sie doch um Gottes willen unserer mokanten Gesellschaft die Blöße nicht; fügen Sie Ihren Freunden nicht diese Schmach, diese tiefe Beschämung zu, wenn es hieße, Sie seien davon gelaufen!

Davon gelaufen? sagte Driesch mit sanfter Stimme und resignirtem Gesichte, während seine

Brust schmerzhaft Athem holte, wie ein Mensch, der seines Elends keinen Rath weiß und sich mit gebrochener Kraft darein ergibt. — Ich glaube, daß Keiner, der mich kennt, das sagen würde, fuhr er dann mit Würde fort.

Ganz unfehlbar! — Setzen Sie sich wieder und hören Sie mich; ich vermag vielleicht etwas über Herrn von Schemmey.

Ja, man sagt, er habe Gnade vor Ihren Augen gefunden, versetzte Driesch mit derselben kläglichen Milde, indem er galant zu lächeln versuchte, was ihm einigermaßen misglückte.

Ich will Sie aus der Klemme reißen, in welcher Sie zwischen den Vorurtheilen der Gesellschaft und Ihren eigenen, so achtungswürdigen Grundsätzen stecken; aber Sie müssen eine Bedingung eingehen?

Und die lautet?

Sie müssen sich in Fräulein Josina von Katterbach verlieben.

In die Katterbach? o ja, bis zum Sterben; denn ich werde das Gallenfieber bekommen, wenn ich sie sehe. Und dann?

Es kommt darauf an, daß Sie ihr völliges Vertrauen erringen.

Das möchte schwer halten; ich habe sie beleidigt, bin der Feind ihrer Familie und ein Mann, der gewiß ihren jugendlicheren Bräutigam nicht verdrängt.

Ganz abgesehen von Ihren glänzenden Verdiensten, Herr von Driesch, kann nichts leichter sein, als dies. In der Stimmung, in welche Fräulein von Katterbach die Aufmerksamkeiten des Herrn von Schemmey für mich versetzt haben, wird sie jeden Anbeter aufnehmen, wie ein Schiffbrüchiger die Planke, welche ihn vor dem Ertrinken rettet. Glauben Sie mir das. Ihr Bräutigam — nun sie wird ihn bald völlig ihr geraubt glauben; sie wird dann keine Rücksichten mehr kennen; sie wird, wenn Sie

geschickt sind, Ihnen Alles anvertrauen, was Sie über Schemmey weiß; und das ist, was ich von Ihnen wieder zu erfahren hoffe. Herr von Schemmey spielt den Verschlossenen, was sein früheres Leben angeht; ich verzweifle daran, etwas aus ihm herauszubringen. Und doch, wie Sie begreifen werden, Herr von Driesch, gibt es Verhältnisse, bei welchen man seinem Stande und seinem Rufe schuldig ist, die größte Besonnenheit anzuwenden, bevor man sich zu tief einläßt. Sie werden mich verstehen.

Ich verstehe Sie vollkommen; aber erlauben Sie mir die gehorsamste Bemerkung, daß Sie mich da zu Etwas machen, das einem Spion ganz abscheulich ähnlich sieht.

Katharina erröthete: Sie haben nicht ganz unrecht, mir den Vorwurf zu machen. Aber bei Gott, ich weiß mir anders nicht zu helfen und ich habe ein Ziel im Auge, das gewiß ein gutes ist und von dem mein Lebens-

glück abhängt. Also wählen Sie, Herr von Driesch; entweder das Fleuret des Mars oder den Blumenpfeil Amor's.

Herr von Driesch erklärte sich entschieden für den Blumenpfeil Amor's.

So gehen Sie, zuerst Fräulein Josina Abbitte für ihr gestriges Betragen zu leisten; damit ist die Bekanntschaft eingefädelt; ich schreibe unterdeß einige Zeilen an Herrn von Schemmey.

Aber zuvor muß ich noch um einige nähere Instruktionen bitten, worauf ich eigentlich meine Fragen bei Fräulein Josina richten soll.

Fragen? Um Gottes willen so weit sind wir noch nicht; verderben Sie nur nicht Alles damit; die größte Behutsamkeit ist nöthig, und erst nach Wochen des emsigsten Ritterdienstes, der unermüdlichsten Galanterie dürfen Sie es in zärtlicheren Tête à Tête's zu ernsthafteren Unterhaltungen kommen lassen.

Gnädiges Fräulein, sagte Herr von Driesch mit

einem komischen Ausdruck unangenehmer Ueberraschung, ich will doch lieber noch heute abreisen.

Nein, nein, das dürfen Sie nicht, und was hülfe es Ihnen? Herr von Schemmey würde Sie auch auf Ihren Gütern zu finden wissen; ich selbst würde ihn auf das bestimmteste dazu auffordern, damit dem verehrtesten meiner Freunde nicht nachgesagt werden könnte, er sei feig vor einem Duell durchgegangen.

Alle Achtung vor Ihrer Freundschaft, fiel Herr von Driesch ängstlich ein, aber —

Sie sind gefangen, ergeben Sie sich. Ich will Ihnen jetzt sagen, welches die Gegenstände sind, die ich zu erfahren wünsche. Zuerst, wo Herr von Schemmey war, in den letzten Tagen, bevor er nach Diependahl kam; dann, weshalb er so rasch ein Verlöbniß mit Josinen eingegangen ist, welche er nicht liebt; ferner, ob er nicht auch ohne eine Heirath mit ihr die Ansprüche, welche sein Name auf die Güter des

Herrn von Katterbach ihm gibt, durchsetzen könnte, und endlich, womit er diese Ansprüche beweis't. Näheres besprechen wir später. Nur das zwingt mich, meine Achtung und meine Theilnahme für Sie, Herr von Driesch, Ihnen noch anzudeuten, daß ich durchaus nicht im Sinne habe, Sie blos zu meinem Werkzeuge zu gebrauchen; sondern daß ein gewisser Plan, zu welchem Sie mitwirken sollen, wenn er gelingt, Ihnen eine eclatante Genugthuung, Ihrem Feinde, dem Freiherrn von Katterbach gegenüber, verheißt. Verlassen Sie sich darauf, aber fragen Sie nicht weiter.

Diese Andeutung gab Herrn von Driesch einen Sporn, der ihn rasch sich erheben ließ, um mit dem größten Interesse seine Mitwirkung an einem so willkommenen Plane einzuleiten. Nur hätte er erst gern etwas Näheres erfahren. Aber das Fräulein lehnte seine Fragen mit großer Entschiedenheit ab.

Nur noch ein's, sagte sie, als er sich empfehlen wollte; Sie haben mich vor längerer Zeit bei der Gräfin S., als die Rede von seltsamen Ereignissen und unerklärlichen Erscheinungen war, mit Ihrem Vertrauen in einem derartigen Falle beehrt. Sie erzählten von einer Gestalt, welche vor Ihren Augen, aus dem Kamine schlüpfend, ein verborgenes Schubfach in Ihrem Saale geöffnet habe und dann verschwunden sei. Ist Ihnen in der Residenz Niemand begegnet, Niemand aufgefallen, dessen Aeußeres Sie an jene Erscheinung erinnert hätte?

Nein, Niemand.

So bitte ich Sie, Acht darauf zu haben, ob sich Ihnen diese Erinnerung nirgends aufdrängen wird; ob auch nicht bei den Domestiken des einen oder andern Ihrer Bekannten. Seien Sie scharfsichtig!

Herr von Driesch versprach es, obwol er den Grund nicht einsehen konnte, und beurlaubte

sich dann mit dem Versprechen, am andern Tage wieder aufzuwarten, um das Urtheil der Dame über seine Poesien zu vernehmen, ein Gegenstand, den der Verfasser derselben über der späteren wichtigen Verhandlung durchaus nicht aus den Augen verloren hatte und der ihm den Vertrag um so willkommener machte, kraft dessen er der übereilten Flucht aus der Residenz überhoben war.

Er war kaum gegangen, als dem Fräulein von Plassenstein eine unbekannte Person gemeldet wurde, welche sie dringendst zu sprechen verlange. Bevor wir dieselbe jedoch bei ihr einführen können, muß unsere Erzählung einige Ereignisse nachholen, welche sich schon vor mehren Monaten, noch im Spätherbst des verflossenen Jahres, während wir schon den Frühling ins Land ziehen sahen, in dem stillen Dörfchen Kraneck begeben hatten.

Fünftes Kapitel.

Es war in einer klaren und für die späte Jahreszeit ganz erträglich milden Nacht. Bernhard stand am Feuer und ließ sich von seiner Mutter den warmen Oberrock über der Brust zusammenknöpfen. Draußen wurde an die Fenster geklopft.

Fertig, Herr Doctor, fertig? rief es; es war die Stimme des Vicarius.

Auf der Stelle! — Bernhard warf eine Jagdtasche um und nahm ein Gewehr aus der Ecke, das mit einem Lauf von sehr großer Länge versehen war. Dann gab er mit einem: Gute Nacht, Mutter! bleibt meinetwegen nicht

wieder auf — Margreth die Hand und schritt hinaus. Draußen stand Herr Gerhards, ebenfalls bewaffnet, und auf der Straße vor dem Gärtchen Herr von Kraneck mit einem Jäger, der seine Flinte trug und zwei Hunde am Seile hielt.

Herr von Kraneck hatte Bernhard eingeladen, an einer nächtlichen Jagd auf Enten Theil zu nehmen. Etwa eine Viertelstunde von dem Dorfe entfernt, in der Mitte des Gebirgsthales lag ein kleiner See, auf dem sich die wilden Enten jetzt in großen Scharen versammelten, um vereint von da ihren Flug in wärmere Zonen anzustellen. Durch Gebüsche und über feuchte Wiesenpfade kam man an den Rand der Wasserfläche, die ruhig ihren Silberspiegel dem Mondlichte hinstreckte, das so hell darauf stand, wie ein Tageslicht, welches man im Traume zu sehen glaubt. Dicht am Ufer waren mehre Mooshütten aufgebaut; vor jeder kreischte eine

zahme Ente ihre lang gezogenen, melancholischen Töne in die Nacht; sie waren an Farbe ganz den wilden gleich und schwammen immer im Kreise umher, mit dem Beine an einem Pflock unter dem Wasser festgebunden. Jeder der Jäger nahm nun Besitz von einer der Hütten, die vorn nach dem See hin eine kleine runde Oeffnung hatten, wodurch man die Wasserfläche beobachten und das lange weittragende Rohr stecken konnte, bis eine Schar des Wildes von dem Rufe der Lockenten angezogen sich nahe genug niederlasse, um getroffen werden zu können.

Bernhard mochte eine Viertelstunde in seiner Hütte gesessen haben; die gefangenen Vögel klagten in einem fort; auf dem See hörte man die Schwärme ihrer wilden Schwestern aufstäuben, sah sie wie verschwimmende schwarze Flecken in der Luft kreisen und dann niederplätschern, aber immer noch zu fern. Da öff-

nete sich hinter dem Spähenden das schmale Weidengeflecht, welches als Thüre der Hütte diente, und das Mondlicht fiel plötzlich hell und voll auf die fahle Erdwand neben ihm, um eben so schnell wieder zu verschwinden. Es war Jemand eingetreten und stand hart an ihm; eine feste Hand legte sich auf seine Schulter.

Sind Sie's, Herr Gerhards?

Nein; seid still, flüsterte es; es ist Jemand anders; ich heiße Wendels.

Bernhard sah eine Reihe runder Silberknöpfe auf einer Jacke glänzen; sie war der Fensteröffnung der Hütte nahe gekommen.

Wendels? Ihr seid ein Scherenschleifer? — Es wurde ihm unheimlich zu Muthe, in dem engen finstern Raume mit dem heimatlosen Gesellen, und er stieß das Geflecht auf.

Der Scherenschleifer zog das Thürchen wieder zu und sagte leise:

Laßt, laßt, Ihr könnt ganz ruhig sein; ich habe zwei Worte mit Euch zu sprechen. Ich bin ein Scherenschleifer; ich bin ihr Anführer, wenn Ihr das wissen wollt und es etwas zur Sache thut.

Und was wollt Ihr von mir?

Wollt Ihr das Mädchen heirathen, das Eure Mutter auferzogen hat?

Heirathen? Ich? Wen?

Lene, sag' ich Euch.

Mensch, seid Ihr toll?

Manchmal; je nachdem man mir's macht.

Wie kommt Ihr auf den Einfall?

Ich habe meine Gründe gehabt, es zu glauben. Es wäre kein dummer Streich von Euch; sie könnte Euch zu einem reichen Manne machen.

Mich zu einem reichen Manne? Ich glaube wirklich, daß Ihr toll seid! Erklärt Euch oder ich rufe! Ihr seid in meiner Hand.

So wenig wie die Enten da drüben; habt

Ihr je gehört, daß der Heidenküster Wendels gefangen sei? und es haben ihm schlauere Leute nachgestellt, als Ihr seid.

Der Bursche drückte seine Finger um Bernhard's Arm wie eine Eisenschraube so fest.

Seid ganz ruhig, fuhr er fort; was ich Euch zu sagen habe, ist immer des Anhörens werth. Ich will sie heirathen, aber sie will aus Euerm Hause nicht fort; daran seid allein Ihr Schuld; sonst würde sie das freie fröhliche Ziehen über Berg und Heide nicht aufgeben, um sich einer alten Hexe gegenüber am Feuer zu schmoren und sich wie eine Magd aushunzen zu lassen, während sie wie eine Königin im Walde draußen sein kann. Ich schlag Euch nun einen Handel vor; er soll Euch nur Worte kosten und dafür geb' ich Euch einen Namen, Güter, Land und Leute. Wollt Ihr?

Um Gottes willen, Mensch, was wollt Ihr von mir? sprecht weiter, sprecht!

Ihr sagt, sie könne Euertwegen nur gehen; Ihr haßtet sie; sie sei eine Scherenschleiferdirne, die Ihr nicht möchtet. Sagt Ihr das frei heraus, als ob's aus Euch selber käme; acht Tage später habt Ihr Papiere in Händen, kraft deren Ihr nichts Weiteres zu thun braucht, als Eure alte römische Margreth an den lichten hohen Galgen hängen zu lassen und dann Besitz von so schönen Gütern zu nehmen, als ihrer im Lande sind. Wollt Ihr?

Ich soll meine Mutter hängen lassen? Ich soll ein Geschöpf, das durch Gottes Hülfe zu ehrlichen Leuten gekommen und eine Christin geworden ist, Euch Diebsgesindel wieder zutreiben? Kerl, packt Euch jetzt oder Ihr bereut es! Ihr sagt mit Wahrheit, daß Ihr mitunter toll seid.

Ihr habt so unrecht nicht, sagte der Scherenschleifer nach einer Weile nachdenklich; ich bin ein Narr, daß ich zu Euch kam, ohne mein

Versprechen auf der Stelle erfüllen zu können; wie kann ich verlangen, daß Ihr mir glaubt! Gute Nacht! — Nach acht Tagen komm' ich wieder zu Euch; an der Waldkapelle oben; wollt Ihr nicht hinkommen, so will ich Euch schon anderswo finden; Ihr werdet dann anders sprechen.

Die Weidenthüre sprang auf und der Scherenschleifer glitt geräuschlos, wie er gekommen war, hinaus. In der nächsten Erdhütte riskirte Herr Gerhards einen Schuß; ein zweiter fiel; der Gutsherr hatte geschossen; auch Bernhard feuerte sein Rohr ab, kaum wissend, was er that, und sprang zur Hütte hinaus. Die Hunde warfen sich laut anschlagend in das Wasser, um die Beute zu apportiren.

Sie brachten zwei Stück getödteten Wildes zurück, die Herr von Kraneck als von ihm erlegt erklärte.

Aber eine mochte ich wol getroffen haben,

sagte Herr Gerhards mit betrübter Stimme Bernhard ins Ohr; ich habe eben so gut wie der gnädige Herr in den dicksten Haufen gefeuert. — Sagen Sie, Herr Doctor, konnte das nicht wol meine Ente sein? Was meinen Sie?

Der junge Doctor sagte und meinte nichts; er stützte das Kinn auf die Mündung seines abgeschossenen Rohres und blickte starr auf die Wasserfläche. Der Vicar ging und wog die Beute in seinen Händen, befühlte die Brust des Wildprets, dehnte ihm die Flügel aus, dann die Schwimmfloßen, warf sie auf den Rasen und sagte ingrimmig:

Alte Racker!

Nun, lassen Sie sie jetzt nur fliegen, kam Herr Gerhards nach einer Weile wieder zu Bernhard; die kriegen wir doch nicht mehr. Der Vicar glaubte, Bernhard beobachte die aufgescheuchten und über den Spiegel langgereckt

dahin schießenden Entenschwärme. Er mußte ihm einen Stoß in die Seite geben, um ihn lebendig zu machen.

Ei so kommen Sie doch; der gnädige Herr mochten wol verdrießlich werden; wir haben schlechte Jagd gemacht.

Der gnädige Herr fanden gar nicht, daß sie so schlechte Jagd gemacht; auch waren sie keineswegs verdrießlich, daß sie allein zwei Stück Wildpret geschossen, während die Andern gar nichts bekommen; was sie als vollständig constatirt annahmen. Herr von Kraneck war, als die drei Herren heimschritten — der Jäger blieb zurück, um die Lockenten aufzunehmen — ganz außerordentlich gesprächig, Herr Gerhards desto schweigsamer. Herr von Kraneck hatte so allerlei Stücklein, auf welche er bei solchen Stimmungen, um die Heiterkeit der Gesellschaft zu erhöhen, zurückzukommen liebte, obwol Herr Gerhards das gar nicht begriff, da er nicht

das mindeste Vergnügen daran fand, sie zu hören.

Monsieur l'Abbé, sagte Herr von Kraneck, meine Frau Gemahlin wird die Gnade haben, uns eine Flasche Glühwein vorsetzen zu lassen; ich denke, es wird uns gut thun.

Gott steh' uns bei! murmelte Herr Gerhards; dann sagte er laut: Freilich, die Luft ist etwas kalt und feucht geworden, Ew. Gnaden, und ich glaube auch, wir mochten anderes Wetter bekommen, denn wenn es am Crispinustag kalt und —

Ja, halten Sie einmal ein, Herr Vicar, was wollt' ich auch noch sagen? — Ja, von der Flasche — Herr von Kraneck lachte — wissen Sie noch, wie Sie in die Flasche kriechen wollten?

O Ew. Gnaden, es war ja ein Aprilscherz!

April? Nichts da, es war mitten im März; wollen Sie den Kalender sehen, worin ich's an=

gestrichen habe? Hören Sie, Doctor, wie der Vicar hat in eine Flasche kriechen wollen Eines Abends, — wir wollten uns gerade zu Tische setzen und warteten nur noch auf den Herrn Vicar, da kommt er herein, ist sehr vergnügt und aufgeregt, und erzählt, drunten im Dorfe in der Schenke sei Einer, der könne ihn in eine Flasche prakticiren! Ei, ich dachte Wunders, was er habe; wir nahmen es für einen Scherz; er blieb aber dabei und wurde nur gegen das Ende der Tafel durch unsre Argumente gegen die Möglichkeit des Umstandes, daß der Hals einer Flasche sich so erweitere, um einen ganzen Vicar durchschlüpfen zu lassen, ein wenig zweifelhaft. Am andern Abend aber kommt er — Herr Vicar waren wieder in der Schenke gewesen — triumphirend heim: Ew. Gnaden, 's ist nun aber ganz gewiß wahr, der Karl Habicht unten in der Schenke hat mich ausgelacht mit meinem Zweifeln und gesagt, er habe

schon den Pastor von Werdenohl in eine Flasche gesetzt; und das kann jedes Kind sehen, der ist doch noch viel dicker als ich! — Ei, du meine Güte, hat Jemand solchen Glauben in Israel gefunden? Nein, Monsieur l'Abbé, man kann wol eine Flasche in einen Vicarius prakticiren, aber nimmer einen Vicarius in eine Flasche!

Herr von Kraneck lachte laut über sein Stücklein, auch Bernhard mußte lächeln, aber er fand nur, daß dies Beispiel von Leichtgläubigkeit und arglosem Vertrauen einen neuen und ganz harmonischen Zug zu dem rührend kindlichen Charakter des gutmüthigen Vicars füge.

Man hatte das Dorf erreicht und Bernhard war von dem gnädigen Herrn mit der Einladung, eine der Enten oben im Schlosse verzehren zu helfen — während der Jäger ihm die andere morgen für seine Mutter zustellen solle — verabschiedet worden. Margreth war noch

auf; sie könne doch nicht viel schlafen, sagte sie. Auch Bernhard, der im höchsten Grade durch das Gespräch mit dem Scherenschleifer aufgeregt war, floh lange der Schlaf, als er in den Federn lag; endlich siegte die Ermüdung und seine Augen schlossen sich.

Fast eine Stunde später wurde die Klinke seiner Thüre leise aufgehoben; dann bekam diese einen kurzen und heftigen Stoß, so daß sie ganz geräuschlos halb offen schnellte, und von einem Oellämpchen angeflimmert, vor dem sie bedeckend die Hand hielt, trat Lene in das Zimmer. Sie stellte das Lämpchen auf den Tisch, dann ein Buch vom größten Formate davor und näherte sich sacht dem Lager Bernhards. Dann schlug sie die Arme über der Brust zusammen, stand unbeweglich wie eine Statue und schien mit der größten Spannung seinem Athemholen zu lauschen. Endlich durchfuhr sie ein krampfhaftes Zucken oder eine in=

nere heftige Bewegung; sie warf sich über das Bett, ihren linken Arm sacht über seine Brust und den Kopf neben dem seinen auf das Kissen legend, daß Beider Athem sich vermischte. Bernhard flüsterte im Traume einen Namen.

Lene fuhr zurück und wieder empor; ihre Glieder zitterten; sie ging und nahm die Lampe wieder, wobei das Buch umfiel; der Schein drang jetzt ungehindert und voll bis zu den Wimpern des Schläfers.

Ha, was ist? Wer ist da? du? fuhr er auf.

Lene stellte ruhig das Licht wieder hin und kniete auf den kleinen Teppich vor dem Bette nieder, indem sie Brust und Arme daran legte.

Ich muß mit Euch reden, sagte sie leise; nehmt es nicht übel, ich mußte es, diese Nacht noch. Ihr habt mit ihm gesprochen?

Mit ihm? — ach ja, mit dem Wendels!

Habt Ihr mir nichts zu sagen?

Nein, Lene, als daß du mit dem Gesindel dich nicht abgeben sollst.

Bernhard war jetzt erst so vollständig erwacht, daß er mit Ueberlegung und Besinnung sprechen konnte; darum schwieg er eine Weile. Mahnte er das Mädchen zu eifrig ab, mit dem wilden Waldgesellen je wieder in Verkehr zu treten, so konnte er Hoffnungen in ihr erwecken, deren Aufkeimen ihm im höchsten Grade unangenehm gewesen wäre; that er es nicht, so war sie im Stande, der Versuchung nachzugeben, welche sie in die unstäte und schweifende Lebensart zurücklockte, und vielleicht an einem innern, angeborenen Triebe ihres Blutes einen mächtigen Verbündeten hatte.

Höre Lene, sagte er, du bist ein ordentliches und verständiges Mädchen; was sollte ich dir zu sagen haben? Du weißt, was du als Christin geworden bist und wirst dir nicht einfallen lassen, mit dem Heidenvolk da-

von zu laufen und dich ins Verderben zu stürzen.

Was für einen Namen habt Ihr eben im Traume ausgesprochen?

Ich? Im Traume? Hab' ich gesprochen? Was hast du denn zu horchen?

Liebt Ihr sie?

Bernhard fuhr mit der Hand über die Stirn.

Es kommen Einem allerhand Gedanken im Traume, sagte er; ich weiß nicht, was du meinst.

Es ist gut, sagte Lene mit einer tonlosen Stimme; ich hab' es wohl gedacht. Es ist gut; ich weiß, woran ich bin.

Hör', Lene, geh' jetzt, es schickt sich nicht, daß du hier bist.

Wir sind noch nicht zu Ende, Herr, sagte Lene und schlug ihre Hände vor's Gesicht; ein Strom von Thränen quoll hindurch und tröpfelte auf die Kissen. Sie legte den Kopf darauf.

Um Gottes willen, was hast du, Mädchen? Was fehlt dir?

Ein Wort! O nur ein Wort — ob Ihr das Fräulein liebt!

Das Fräulein? Lene, ich bin nicht viel reicher und vornehmer als du!

Ist das der einzige Grund, daß Ihr nicht an sie denkt?

Nun ja.

Lene drückte ihren Kopf tiefer in die Kissen.

Willst du jetzt gehen und ruhiger sein? Denk' an Gott, Mädchen, das ist das Beste.

Der hilft viel! sagte sie, sich aufrichtend und ihre Augen mit der Schürze trocknend; ihre Stimme war fester geworden und etwas Zorniges, Verbissenes in ihrem Tone.

Aber Euch kann ich helfen, fuhr sie fort. Ich bin ein armes Mädchen, die Niemand hat, der sich um sie kümmert.

Sprich nicht so; hast du an uns nicht Freunde?

Lene sah schweigend in sein Gesicht. — Ich wollte, Ihr wäret es; ja ich habe es zuweilen gehofft; wir hätten glücklich und ruhig zusammen sein können und wir wären Beide so geblieben, wie man uns aufgezogen hat, und das ist das Beste. Jetzt werden unsre Wege weit auseinander laufen; Ihr werdet über ein oder über zwei Jahre Euch schämen, oder thun, als wäret Ihr nicht zu Hause, wenn man Euch sagt, die arme Lene sei da und wolle mit Euch sprechen. Es macht nichts; ich werde vielleicht doch gerächt sein, es sieht aus wie Glück, was ich Euch geben will und ist vielleicht doch keines. Freilich, wenn Ihr sie liebt — ja, dann ist es eines. — O Gott! — sie drückte wieder schluchzend ihr Gesicht in die Kissen.

Lene, Lene, armes Mädchen — ich weiß nicht, was ich dir sagen soll — aber wahrhaftig, du mußt jetzt gehen.

Sogleich, sagte sie; hört erst: in der Nacht,

bevor wir von Bechenburg fortzogen und Ihr mich in dem Koffer Eurer Mutter kramend fandet, habe ich wirklich, wie ich lange ahnte, etwas darin gefunden, das Euch betrifft. Ihr hörtet Papiere rispeln; als Ihr auffaht, steckten sie in meiner Tasche. Ich las sie draußen in der Küche, ich durchflog sie, meiner Sinne nicht recht mächtig, und deshalb weiß ich nur noch, daß damit bewiesen war, Ihr seiet der Sohn eines verstorbenen Barons aus dem Bergischen; Ihr heißt eigentlich von — ja, das war ein wunderliches Wort, das ich eigentlich nicht lesen konnte; aber Ihr seid in Paris geboren. Wie es weiter eigentlich zusammenhängt, weiß ich nicht; aber Margreth ist Eure Mutter nicht, Eure Mutter ist auch eine Adelige von — von — der Name steht in den Papieren, ich weiß ihn nicht mehr; ich war zu sehr in Hast und Angst; auch weiß ich nicht recht, wie Margreth es angefangen hat, Euch zu stehlen.

Mein Gott — aber wo sind die Papiere — wo hast du sie?

Sie sind gut aufgehoben. Ich dachte so: Margreth wird sich hüten, sie Euch zu geben, weil sie zugleich gestehen muß, daß sie Euch Euern rechten Eltern nicht wieder gegeben oder wenigstens Euch Euern Namen vorenthalten hat, wenn Ihr auch von Euern Eltern ihr übergeben seid; bei ihr sind sie nicht sicher. Ich schlich mich sacht über die Stiegen in den großen Saal auf Bechenburg; dort ist hinter der Kaminecke links eine Füllung der Lambris, die sich verschieben läßt, und dahinter ein leerer Kasten, von dem Niemand weiß. Ich habe sie hineingelegt und Ihr möget dort nur suchen lassen.

Um Gottes willen, weshalb sagtest du dem Wendels davon, Unvorsichtige? Warum gabst du mir nicht gleich die Papiere? Das war schlecht von dir, Lene!

Schlecht? sagt Ihr, schlecht? Ich dachte, wenn — o sagt nicht so, Herr, daß ich schlecht gegen Euch gewesen wäre.

Nun, was dachtest du denn?

Ich dachte, es könne vielleicht — einst — für uns Beide viel, viel besser sein, wenn Ihr nie etwas von Dem, was da geschrieben stände, erführet; ich hätte dann still die Schriften liegen lassen, wo sie jetzt liegen und Niemand auf Erden hätte davon eine Ahnung bekommen. Jetzt aber, nun Ihr — nun Ihr sie — Lene stockte und weinte wieder heftiger; dann hob sie ihr feuchtes, geröthetes Gesicht empor und sagte:

Herr, das Eine versprecht mir, daß Ihr nie in Euerm Leben vergessen wollt, daß ich es bin, welche jetzt Euch ein Glück gibt, das Euch freilich gehört, das Ihr aber ohne mich nie zu sehen bekommen hättet. Das sollt Ihr mindestens nicht vergessen!

Wie könnte ich das vergessen, Mädchen? Du kannst von mir verlangen, was du willst.

Und was Wendels betrifft, um dessentwillen Ihr mich schaltet, unterbrach sie ihn — so dacht' ich nicht, daß er Euch davon sagen würde, da er Euch gar nicht Freund ist; aber ich mußte ihm Alles sagen, er ist unser Oberhaupt und hat gewisse Sprüche, mit denen er uns Alles abfragen kann. Wir müssen dann thun, was er immer will. Mehr darf ich Euch nicht sagen. Jetzt will ich gehen.

Lene stemmte den Arm auf die Kissen, legte die Wange auf die flache Hand und blickte in Bernhards aufgerichtetes und freudestrahlendes Antlitz: Es wurde so still in der Kammer, daß man Beider Herzen pochen hörte. Das Bernhards schlug in einer berauschenden Freude; das Lenens klopfte so von Schmerz belastet, so voll bitteren Gefühls von ewiger Unseligkeit, daß es matt und wieder mit

heftigem Zucken gegen die Gewalt anarbeitete, welche es zu zersprengen drohte. Der Schmerz war zu groß; ein Ausdruck von Abgespanntheit und geduldiger Apathie beschlich ihre Züge.

Mädchen, wie siehst du mich so traurig an — Bernhard ergriff ihre Hand und drückte sie mit dem gutmüthigen, aber schlechten Troste: sei nicht so traurig! ich will Alles thun, was ich kann, um dich glücklich zu machen — du sollst nur verlangen dürfen, was du wünschest — sei nicht so traurig, Lene; aber in der That, jetzt mußt du gehen.

Herr, Ihr treibt so — denkt, es läge Einer im Starrkrampf im Sarge; würdet Ihr so treiben, daß nun der Deckel zugenagelt würde?

Sie erhob sich, nahm die Lampe und ging leise aus der Kammer.

Ihre traurigen Worte hatten Bernhards Freude gedämpft; bald aber gewann diese mit

einem ungemessenen Entzücken wieder die Oberhand; er war also nicht der Sohn, der Bastard Katterbach's, wie dieser ihm an jenem Abende im Walde zugeflüstert hatte. Wie eine Centnerlast fiel es ihm vom Herzen! Er schaute durch die Fenster, ob es nicht bald tage; mit dem ersten Sonnenstrahl wollte er zum Schlosse hinauf, um eines von Herrn von Kraneck's Pferden zu entlehnen, dann windschnell nach Bechenburg, um in Besitz der Documente zu kommen — seine Gedanken flogen den Hufen seines gespornten Gaules vor — über die Haide zum Stifte, zu Katharinen — er sah sich vor ihr stehen, zitternd, athemlos, seine Urkunden in der Hand — er sah sie selber zittern — blaß und roth werden — er sah, er fühlte sie in seinen Armen liegen. — O Gott, o Gott, wie kann ein Mensch doch glückselig sein! jubelte er auf und schlug dann still die Hände zusammen, als ob er beten wolle. Ein Husten

tönte von jenseits der Küche her durch die nächtliche Stille. Es war Margreth.

Meine Mutter! stammelte Bernhard betroffen — ich denke nicht mehr an sie, noch an die arme Lene. Was soll aus meiner Mutter werden? — Sie habe mich gestohlen, sagte Lene — Herr des Himmels, es geht nicht!

Er sank in die Kissen zurück, seine Brust wogte, von einem gewaltsamem Athem bewegt, keuchend auf und ab — er rang mit sich in einem innern Kampfe, der ihm den Schweiß auf die Stirne trieb. Eine Schar von unseligen Gedanken flog durch sein fieberndes Hirn; seine Mutter hatte ihn seinen Eltern genommen — weshalb — konnte sie einen andern Grund gehabt haben, als ihn dem geheimnißvollen, aber sicher tödtlichen Verhängniß zu entreißen, welches die andern Kinder der Schemmey'schen Familie, sein älteres Brüderchen und seine Schwester betroffen? Er dankte ihr das

Leben also — nur ihr, glaubte er; sie hatte ihn wie ihr eignes Kind groß gezogen — sie hatte alle die unsägliche Last auf sich genommen, welche die Erziehung eines hülflosen Geschöpfes einer Mutter aufbürdet — gegen ein fremdes Kind hatte sie alle die Geduld, die hegende und pflegende Sorgfalt geübt — er mußte ihr ja noch mehr dankbar sein, als einer rechten Mutter. Und nun, was sollte aus ihr werden, wenn er mit seinen Ansprüchen hervortrat? Würde die Welt, würden die Gerichte glauben? Würde es nicht heißen, sie habe, von Katterbach bestochen, ihn untergeschlagen? würde Herr von Driesch, der sie nicht leiden mochte, den Umstand verschweigen, daß sie Geld von jenem bezogen habe, und wenn der auch, würden es die Domestiken, die alle es erfahren, und gewiß schon längst ein Gerede in der Gegend von Bechenburg daraus gemacht? Würde es nicht heißen, wenn Margreth ihn aus bloßer Für-

sicht seinen Eltern entzogen habe, weshalb sie denn nicht jetzt, nun er erwachsen sei, das Geheimniß entdeckt habe, um die Güter nicht in fremde Hände kommen zu lassen?

Diese Frage machte ihn einen Augenblick stutzig und ließ einen Schatten von Argwohn gegen Margreth in ihm selber aufsteigen. Aber Margreth, sagte er sich wieder, hing mit einer so mütterlichen Zärtlichkeit an ihm; er war ihre einzige Freude, die sie auf der Welt hatte; gewiß war es ihr unmöglich, sich von ihm zu trennen und ihre Mutterrechte an ihm aufzugeben; sie war eine alte Frau, die nicht lange mehr zu leben hatte und wahrscheinlich gedachte, auf ihrem Todesbette ihm die Papiere auszuhändigen. Sie hatte freilich fortwährend Geld von Katterbach bezogen; aber es war ja eine Pension, die ihr auf die Güter verschrieben, wie sie ihm oft gesagt, obwohl er nicht recht begriffen, weshalb sie gegen Andere ein

Geheimniß daraus gemacht hatte; und er wußte zudem, daß sie nichts davon für sich behalten, sondern es ganz für seine Studien verwandt habe. — Die arme alte Frau, wenn es möglich sei, sie den Gerichten zu entziehen, sollte er sie vor der ganzen Welt prostituiren? Und es war auch nicht möglich, sie den Gerichten zu entziehen; seine Ansprüche ließen sich sicherlich nicht ohne Rechtshändel und ohne ihr Zeugniß durchsetzen. — Es war unmöglich, es konnte ihr den Hals kosten!

Bernhard war aus allen seinen Glücksträumen niedergestürzt und fühlte sich wieder so arm, so verlassen, wie früher. Nur eine Hoffnung tauchte in ihm auf, welche er sich im nächsten Augenblicke jedoch zum Vorwurfe machte; aber dennoch blieb sie: Margreth konnte bald sterben. Dann wollte er auftreten mit seinen Ansprüchen — aber dann, wie Vieles konnte sich geändert haben bis dahin? Würde

Katharina dann nicht längst ihn vergessen haben? — Er drückte schluchzend sein Gesicht in die Kissen. Dann bestürmte ihn ein anderer Gedanke: war er nicht vielleicht Katharinen, ihrer Liebe zu ihm, schuldig, daß er hervortrete und ein Geheimniß enthülle, von dessen Entdecken vielleicht auch ihr Glück abhing? — Ach Gott — war er ihrer Liebe sicher? War er nicht ein Thor, ein vermessener Geck, den sie mit ihrem Zorn, ja mit ihrer Verachtung bedräut, wenn er es sich einfallen lasse zu glauben, sie liebe ihn anders, wie ihn eine Verwandte lieben würde? Sie war so kalt und stolz an ihm vorübergeritten — Bernhard sank in seine Verzweiflung zurück, als er daran dachte. Aber sein Entschluß stand fest und unerschütterlich. Er wollte seine Pflicht thun gegen Die, welche ihm das Leben am nächsten gestellt. Er wollte für's Erste abwarten, ob der Mensch, der ihn in der Entenhütte aufgesucht,

ihm die Papiere nach dem Ablauf der versprochenen Zeit übergebe; wenn nicht, wollte er sich selber auf den Weg machen, um sie in Sicherheit zu bringen.

Der Morgen dämmerte. Bernhard hatte sich erhoben und schritt in seinem Zimmer auf und ab; als die Sonne emporstieg und ihre ersten Strahlen durch das Fenster in sein blasses resignirtes Gesicht fallen ließ, hörte er Margreth rufen. Lene's Stimme antwortete nicht, wie sie pflegte, wenn Margreth um diese Zeit nach ihren Dienstleistungen verlangte. Er ging, um Lene zu wecken — aber ihre Kammerthüre stand offen, Lene war fort; ein Theil ihrer Habseligkeiten war mit ihr verschwunden, der andere lag in ein Bündel zusammengeschlagen auf ihrem Tische.

Was habt ihr mit einander gehabt? fragte Margreth, als sie es hörte, mit einer scharfen und etwas zornigen Betonung, während sie Bernhard scharf ins Gesicht sah.

Nichts, Mutter!

Nichts? Solch ein „Nichts" ist eine hinreichende Antwort; geht, ich will aufstehen. setzt mir erst den Schemel hierher vor's Bett, so! — Es ist vielleicht gut, daß die Dirne fort ist, murmelte sie, als Bernhard aus der Kammer war.

Bernhard war es schwer geworden, das Wort Mutter über seine Lippen zu bringen. Alles kam ihm verändert vor, todt und öde um ihn, Margreth fremd und kalt, das Haus wie ausgestorben; es war ihm krank zu Muthe. Die acht Tage, binnen welcher Wendels wiederkommen wollte, schlichen so träge an ihm vorüber, wie eben so viele Monden; er war jeden Abend an der Waldkapelle oben — aber Wendels kam nicht; weder von ihm, noch Lene war eine Spur zu entdecken.

Sechstes Kapitel.

Der Scherenschleifer hatte Bernhard die Aushändigung der Briefschaften versprochen, als Preis für eine Art Verzichtleistung auf die Tochter seines Stammes, welche nun selber in ihr heimatliches Gebiet, in das Reich der Waldungen und Gebirgsschluchten zurückgekehrt schien, worin jener regierte. Was war natürlicher, als daß er jetzt an nichts weniger dachte, als daran, ein Versprechen zu erfüllen, bei dem er kein Interesse mehr haben konnte? Bernhard entschloß sich deshalb, nach Bechenburg zu reisen, um nach Lene's Anweisung sich in Besitz der für ihn so wichtigen Papiere zu setzen; er

war nur noch unentschieden darüber, mit welchem Vorwande er Margreth diese Reise begreiflich machen könne, und wanderte eines Abends — es mochten vierzehn Tage nach der Nacht von Lene's Verschwinden hingeflossen sein — mit diesem Plane beschäftigt durch das Thal, welches sich hinter dem Dörfchen Kraneck nach Westen hin ausdehnte. Er war oben bei der Kapelle gewesen; jetzt schritt er hinab bis an das Ufer des Sees, der in der Mitte des Thals lag und von einem Bache gespeis't wurde, welcher, höher im Gebirge entspringend, zwischen schilfbewachsenen, ziemlich morastigen Ufern sich der Wasserfläche zuschlängelte, dann seinen Lauf weiter fortsetzte und das überflüssige Wasser des Sees durch die Schlucht, welche das Thal öffnete, aus dem letztern fortführte. Ein Steg für Fußgänger leitete hinüber; sonst war das Thal dadurch in zwei Hälften abgetrennt, da eine eigentliche Brücke nur in dem Dorfe

sich befand. Bernhard stand auf jenem Stege und schaute in das zuckende Spiegelbild der Sonne, das golden auf der Wasserfläche vor ihm lag, bald vorwärts, bald rückwärts schießend, wie eine am Himmel vorüberziehende Wolke die Strahlen abschnitt oder frei ließ. Plötzlich zog ein „Hollah! Hoho!" das aus der Ferne klang, seine Aufmerksamkeit ab. Er schaute in der Richtung aus, woher der Ruf gekommen; es war zu seiner Linken, etwa in der Mitte zwischen ihm und dem in der Entfernung einer starken Viertelstunde vor ihm liegenden Dorfe — ein Mensch lief und rannte, sprang über Hecken und Zäune, immer querfeldein, in gerader Richtung auf den See zu; hinter ihm drein zwei Reiter, die wie in toller Jagd der Richtung folgten, welche der Flüchtling nahm, ihm oft hart an der Ferse waren, dann aber wieder ihm einen bedeutenden Vorsprung lassen mußten, wenn er über

einen Wall oder einen Graben sprang, über den ihre Pferde nicht wegzusetzen vermochten, so, daß sie auf Umwegen umhergeführt werden mußten. Auch hatte der Flüchtige den Vortheil, daß er leicht über die Schollen der frischgepflügten Aecker fortrannte, während die Pferde nur mit Mühe darüber wegkamen und fortwährend strauchelten.

Ha, sie haben ihn! rief Bernhard, der sich auf seinem Stege auf die Zehen gestellt hatte und ausschauend den Hals reckte — da, auf der Haide werden sie ihn einholen — nein, er wendet sich — er läuft in den Morast hinein — Victoria! er steht bis an die Hüften im Wasser und lacht sie aus.

Der Flüchtling war für's Erste gerettet, denn die Reiter versuchten vergebens, ihm näher zu kommen, da ihre Thiere bei den ersten Schritten bis an die Knie in den Morast sanken, welcher den See umgab. Sie hielten und schie-

nen zu rathschlagen; dann wandten sie, die fernere Verfolgung aufgebend, und ritten nun dem Dorfe zu. Der Mensch im Wasser hatte die Arme untergeschlagen und schaute ihnen nach; als sie hinter den ersten Häusern verschwanden, blickte er spähend um sich und schritt weiter durch das Wasser, dem andern Ufer zu. Bernhard ging von seinem Steg herunter, bis zu der Stelle des Gestades, welche dem Fremden gegenüberlag; es war halb Neugier, halb Theilnahme für den gewandten Ausreißer, was ihn näher zog. Dieser hielt in seinem Waten inne, um ihn angestrengten Auges zu betrachten; dann stieß er einen Ruf aus und winkte mit der Hand, wie, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Bernhard erkannte ihn an diesem Rufe; es war Wendels.

Der Scherenschleifer mochte etwa hundert Schritte noch vom Ufer entfernt sein, als er sich niederbeugte und die Arme zum Schwim-

men auseinanderschlug. Es war die schmalste Stelle des Sees und zugleich die tiefste, an welcher er übersetzte; aber Wendels schien ein geschickter Schwimmer, denn er kam rasch vorwärts, als er plötzlich einen heftigen schrillen Schrei ausstieß und mit den Armen über dem Kopfe in der Luft umherfocht — ein heftiges Umsichgreifen, ein Arbeiten mit den Händen und den gespreizten Fingern — dann sanken sie — immer tiefer — schnellten wieder auf, das Haar seines Kopfes tauchte wieder empor — es verschwand im selben Augenblicke; das Wasser schäumte und spritzte auf, dann begann es seine Wellen in lange Kreise auszudehnen und an der Stelle, wo der Schwimmer versunken, war es nach einigen Augenblicken wieder spiegelglatt.

Bernhard hatte kein Auge hiefür, denn in dem Augenblicke, in welchem er die Gefahr des Schwimmenden erkannte, den augenscheinlich ein

plötzlicher Krampf gefaßt hatte, war er in das Wasser gesprungen, um ihm zu Hülfe zu kommen. Aber er war ein schlechter Schwimmer, und wenn ihn jetzt seine Herzensangst auch die gewaltsamsten Anstrengungen machen ließ, so gelang es ihm doch nicht, tief und lange genug unterzutauchen, um den Versunkenen zu erfassen. Er stieß einen wehklagenden Hülferuf aus, tauchte noch einmal hinab und wieder auf, um nach Luft zu schnappen — noch einmal — nein, die Tiefe hielt ihr Opfer fest. Er eilte nun zum Dorfe und rief hier zusammen, was ihm zuerst begegnete; ihm selbst war es jedoch nicht möglich, mit diesen Leuten zum See zurückzugehen; er fühlte sich in seinen durchnäßten Kleidern zu Eis erstarren, seine Glieder versagten ihm den Dienst und, als er am Herde seiner Wohnung stand, sank er vor den Augen der erschrockenen Margreth in Ohnmacht.

Der Verunglückte wurde erst nach drei Ta-

gen aufgefunden. Man verscharrte ihn, fern vom geweihten Grunde; die ärmeren Bauern hatten sich in seine besten Kleidungsstücke getheilt und mit einigem Gelde, das sie in seiner Tasche fanden, für ihre Arbeit bezahlt gemacht. Bernhard ließ emsig nachfragen, ob sie nicht auch Papiere und Briefschaften bei ihm gefunden, denn er selbst vermochte nicht, es zu untersuchen, weil er krank geworden war. Aber Keiner wollte etwas Dergleichen gesehen haben; er ließ sie noch einmal die geretteten Sachen durchforschen; nein, es war nichts da.

Es soll nicht sein, dachte er mit jener Resignation, welche körperliche Schwäche gibt, und ergab sich in die Anfälle der Krankheit, die ihn wochenlang an das Lager fesselte und allen Hausmitteln der Frau Fahrstein Trotz bot.

Sie verquacksalbert ihn, sagte Herr Gerhards mit einem Unwillen, wie ihn nur seine Theilnahme für den Leidenden in ihm hervorbringen

konnte; es wurde am besten sein, wenn der gnädige Herr ihn auf's Schloß bringen ließ; ich wurde ihn schon curiren!

Sie? sagte Frau von Kraneck zweifelnd.

Zu dienen, gnädige Frau; ich wollte ihm schon was eingeben: zwei Schoppen alten spanischen Wein und darin eine Handvoll Pfeffer und Ingwer und dies eine Weile durcheinander gekocht —

Das sollte seine Brustentzündung heben?

Ja wol, gnädige Frau, das sollte wol besser sein, als die Quacksalbereien der alten Margreth; der arme Schelm wird sein Lebtage nicht wieder gesund, wenn die an ihm fortdoctert! Aber zwei Schoppen alten Spanischen und darin eine Handvoll —

Herr Gerhards, sagte Frau von Kraneck zu dem Vicar, der ein außerordentlich wichtiges Gesicht machte, als er sein Hausmittel empfahl, zum Doctor sind sie verdorben, aber ihr Rath

ist ein sehr viel Rücksicht verdienender. — Qu'en pensez vous, mon cher mari? fuhr sie, zum Herrn von Kraneck gewendet, fort.

Ma chère, versetzte dieser, ich erwarte die Entschließungen Ihres edelmüthigen Herzens.

Diese Entschließungen erfolgten und der Vicar wurde beauftragt, den Transport des Kranken in das Schloß Hohenkraneck anzuordnen und zu beaufsichtigen. Er führte dies mit einer sehr großen Behutsamkeit und Sorgfalt aus, aber zugleich mit unerbittlicher Härte gegen die Protestationen der Mutter Fahrstein, die sich ihren Sohn nicht nehmen lassen wollte, oder ihm mindestens folgen zu dürfen verlangte, was der Vicar durchaus nicht zugestehen wollte.

Aber es handelt sich ja gerade darum, daß er Ihre Latwergen nicht mehr nehmen soll, sagte Herr Gerhards, indem er ein Töpfchen mit einem solchen Inhalte, das in der Krankenstube auf dem Tische stand, an seine Nase

führte. Das schau Einer an, fuhr er kopfschüttelnd fort, das soll gegen eine Brustentzündung gut sein! Nein, Frau, ich will Ihr sagen, was gut war, zwei Schoppen alten Spanischen —

Ei was, sagte Frau Fahrstein heftig, ich bin ein eben so guter Doctor, wie Er, und will bei meinem Kinde bleiben!

Die letztere Behauptung hatte eine Entschiedenheit, welche endlich des Vicars Eigensinn wanken machte, und so folgte denn die alte Margreth dem Lager ihres Sohnes, das von rüstigen Trägern in das Schloß gebracht wurde. Frau von Kraneck hatte unterdeß ein nach der Sonnenseite gelegenes stilles Zimmer mit grünen Gardinen um Bett und Fenster versehen lassen; sie erwartete dort den Kranken und beugte sich, als man ihn niedergelegt hatte, mit forschenden Blicken über sein bleiches Gesicht. Während Herr von Kraneck ihm an der andern Seite des Bettes die Hand schüttelte und aller-

lei Trostgründe sagte, welche durch ihre Herzlichkeit ersetzten, was ihnen an Neuheit abging, fühlte er einen warmen Tropfen aus den Wimpern der guten Frau auf seine Stirn fallen; sie begann gleich darauf hastig an seinem Kopfkissen zu ziehen, um es ihm bequemer zu legen. Dann machte sie die erschreckende Bemerkung, daß er keine Nachtmütze habe, und eilte hinaus, um dies unerläßliche Garderobestück aus dem Vorrathe ihres Gemahls zu beschaffen; sie kehrte zurück mit einem ganzen Arm voll Leinenzeug und darunter eine Profusion von Stücken, deren eigentliche Bestimmung zu errathen über alle Phantasie des Kranken ging. Herr von Kraneck flüsterte ihm unterdeß leise ins Ohr, daß Frau von Kraneck ein wahrer Engel am Krankenbette sei; dann hielten Beide eine leise Berathung zusammen, was man zur Erleichterung des siechen Gastes thun könne, ohne erst nach seinen Wünschen zu

fragen, da es nicht gut sei, ihn durch Anreden zu belästigen.

Was halten Sie von einer Flasche Mandelmilch und einer andern mit Limonade; würde er sie wol nehmen? sagte Frau von Kraneck.

Ich glaube, versetzte ihr Gemahl, Sie werden darin meiner Ansicht sein, daß es nicht schaden könnte, wenn sie bereit ständen, falls er sie wünschen sollte.

Ich verstehe, sagte lächelnd die Dame; ich hätte nicht erst fragen sollen.

Sie wandte sich zur Thüre, um die Bereitung des kühlenden Getränkes anzuordnen, als jene vorsichtig geöffnet wurde und mit einem so selbstzufrieden vergnügten Gesichte, wie es nur das Bewußtsein nahenden Triumphes machen kann, Herr Gerhards über die Schwelle trat, eine dampfende zinnerne Kanne in der Hand. Er ging wie ein Kind, das eine Treppe hinaufsteigt, jedesmal nach einem Schritte pau-

sirend, um ja nichts von dem köstlichen Inhalte zu verschütten. In der Mitte des Zimmers blieb er stehen, schaute zuerst die gnädige Frau, dann Herrn von Kraneck und zuletzt mit einigem Ausdruck herablassenden Mitleids Frau Margreth an, die still in einem Armsessel zu Häupten ihres Sohnes hockte, schlug darauf mit einer irdenen Tabakspfeife, welche er in der Linken hielt, an den Rand der Kanne und sagte:

Dies mochte wol das Allerbeste sein, gnädige Frau; das wird ihm auf die Beine helfen!

Was haben Sie denn da, Herr Vicar? fragte Frau von Kraneck und langte mit einem Theelöffel in das dampfende Naß.

Ich bin auch mal ins Wasser gefallen, Ew. Gnaden, und das hat mich so munter gemacht, als wär' ich ein Fisch gewesen.

Pfui! rief die Hausfrau, das brennt wie Feuer!

Gelt? versetzte Herr Gerhards, sehr zufrie-

den mit der Kraft seines Trankes; es ist aber auch vom besten, den Ew. Gnaden im Keller haben: zwei Schoppen alten Spanischen und eine Handvoll Ingwer und —

Erlauben Sie gütigst, lieber Herr Vicarius, unterbrach der Gutsherr ihn und nahm die Kanne aus seiner Hand; dann öffnete er das Fenster und goß den ganzen Decoct in den Baumhof hinunter.

Wenn meine Pferde das kalte Fieber bekommen, sollen Sie Doctor werden, Herr Vicar; hier aber lassen Sie Ihren alten Spanischen fort!

Herr Gerhards war von der gewaltsamen Handlung seines sonst so sanftmüthigen Gutsherrn in einem Grade überrascht, daß er keine Worte finden konnte, um seine Misbilligung derselben in so entschiedenem Tone auszudrücken, wie er sie innerlich fühlte. Er schüttelte den Kopf, bückte sich, um die Scherben seiner irde-

nen Pfeife zusammenzulesen, die er aus Schrecken auf den Boden hatte fallen lassen, und sagte:

Ew. Gnaden, so wird ein Kranker nicht gesund, wenn man ihm nichts eingibt; aber ich sage kein Wort mehr.

Der Vicar begann in der That mit seinem Rathe von diesem Augenblicke an zornig hinter dem Berge zu halten. Nur einige Tage später, als er einen Domestiken bedauern hörte, daß kein Madera-Wein da sei, von dem die gnädige Frau einen Eßlöffel voll verordnet habe, ließ ihn nach heftigem innern Kampfe seine Theilnahme und Liebe für Bernhard nicht länger unthätig bleiben. Er trat um Mittag, als Niemand in dem Krankenzimmer war, sachte ein und kam mit einem großen Glase voll Wein an Bernhard's Bett.

Es fehlt an Madera, sagte er flüsternd.

Nun, Herr Vicar, was haben Sie da?

Das ist ein Schöppchen alten Unkler rothen, von anno 1699; ich habe so'n paar Krüglein auf den bittersten Nothfall hinter die Gardine gestellt. Trinken Sie, Doctor!

Gott behüte, keinen Tropfen!

Nur dreist, nur dreist; ich mochte wetten, daß ein Schöppchen von Dem gerade so viel Kraft haben muß, wie ein Eßlöffel voll Madera, wenn nicht noch mehr. Nehmen Sie nur, es wird gerade dasselbige sein; probiren Sie nur!

Bernhard hatte Mühe, von dem Unkler rothen, von dem ein Schoppen mindestens so viel Heilkraft haben sollte, wie ein Eßlöffel voll Madera, sich zu befreien. Der Vicar trank endlich das Glas selber aus, wobei er mit großem Unmuth sagte:

Auf Ihr Wohlsein; aber gesund werden Sie ihr Lebtage nicht wieder, wenn Sie nicht besser Rath annehmen.

Für's Erste schien Herr Gerhards Recht zu

behalten. Bernhard ward zwar eigentlicher Gefahr bald entrückt, aber die frühere Gesundheit wollte nicht wiederkehren; es schien eine völlige Muthlosigkeit über ihn gekommen, die alle seine Kräfte niederdrückte. Er fühlte sich verwais't, in einer todten Oede um ihn her. Seine Gedanken erlahmten, seine Gefühle irrten schwankend umher, ohne daß er sie zu lenken vermocht hätte; sie zogen dahin, von wo er sie mit aller Macht seiner Seele hätte zurückreißen mögen — zu ihr; und sie — sie hatte ihn vergessen und ließ ihn rathlos und hülfelos in dem Kampf mit dem Siechthum seines Lebens unterliegen.

An der Stelle, wo die Bauern den verunglückten Anführer des heidnischen Nomadenvolkes, das in ihren Wäldern haus'te, begraben hatten, sah man mehre Tage nachher ein Kreuz aufgerichtet, das freilich von einer sehr kunstlosen Hand mit einigen rostigen Nägeln zu-

sammen gezimmert war, aber mit einem vollen und schönen Immortellenkranz die Mängel seiner Construction bedeckte. Einige wollten auch Abends Jemanden sich dort umher bewegen gesehen haben, eine Gestalt, die bald wie eine Säule still gestanden, dann heftig sich auf und ab bewegt habe. Aber Niemanden hatte Interesse an dem todten Heiden oder den klagenden Genossen seines Stammes zu näherer Untersuchung veranlaßt, wer es sein könne, der ein so unpassendes Symbol über seinem Grabe aufgerichtet habe.

Siebentes Kapitel.

Wir kehren zur Residenz zurück.

Die unbekannte Person, welche bei dem Stiftsfräulein von Plassenstein eingeführt zu werden verlangt hatte, trat in das Zimmer, in welchem wir oben Katharina's Bemerkungen über den steigenden Chinesismus ihrer Zeit und ihre Pläne mit dem fruchtbringenden Herrn von der Schäferzunft belauschten. Es war ein junges Mädchen, noch blutjung, aber mit einem blassen ernsten, und sprechenden Gesichte, das an das Sprichwort: „stille Wasser sind tief" zu erinnern geeignet war. Sie war hübsch, aber um sie schön zu finden, hätte man einen

besondern Geschmack für jenes orientalische, dunkle, brennende Colorit und die Symptome verhalten kochender innerer Leidenschaftlichkeit haben müssen, die sich hier wol durch den Einfluß eines nördlichen Klimas und vielleicht auch niederdrückender und zurückhaltender Erziehung gemildert, aber nicht ganz verwischt und ausgetilgt zeigten.

Was willst du von mir, Kind? fragte Katharina freundlich und nicht recht wissend, was sie aus der Eintretenden zu machen habe, deren Anzug den Schnitt der gewöhnlichen Bauerntracht, aber dabei eine ganz außergewöhnliche Nettigkeit hatte.

Die Fremde antwortete nicht; sie legte die Hände über dem Schoos zusammen und sah mit funkelnden Blicken Katharinen an.

Du bist gewiß die Tochter eines Försters oder Vogtes vom Lande? Du willst einen Dienst bei mir suchen? Sei nicht ängstlich; sprich nur, Kind.

Lene — denn sie war es — setzte sich auf ein Tabouret, das am Fenster stand und blieb fortwährend stumm.

Bist du gekommen, mich anzusehen?

Ja, sagte das Mädchen mit einer Stimme, die von irgend einer verhaltenen Bewegung zitterte; ich bin gekommen, um Euch ein paar Worte zu sagen und zu sehen, wie Ihr dabei aussehet.

Ein wunderliches Geschöpf, dachte Katharina; sie sieht aus den Augen, als wäre sie geisteskrank. — Nun, und die paar Worte sind? fuhr sie lauter fort.

Daß Ihr eine sehr schöne Dame seid und daß ich Euch alles Glück zu Euerm schönen Schatz wünsche.

Katharina stand im Begriffe, die Klingel zu ziehen, um durch einen Lakaien die Wahnsinnige fortbringen zu lassen.

Wartet einen Augenblick, ich bin nicht zu

Ende, sagte Lene, sich erhebend; ich will Euch nur noch sagen, daß Euer Schatz ein Schuft ist, ja, ein Bösewicht, ein Räuber, ein Mörder, ein Betrüger! schrie sie mit einer ausbrechenden Wuth auf, die ihre ganze Gestalt erschütterte.

Tolles Ding, wer bist du? was willst du?

Ich will mich rächen an Euch, denn Ihr verdient es; ich habe geglaubt, Ihr müßtet eine Heilige sein, aber Ihr seid nichts als ein leichtsinniges Weib und, während Ihr dem Einen das Herz brecht, habt Ihr Euch an den Andern gehängt, der ein Betrüger ist. Eu'r Herr von Schemmey, von dem man sagt, daß Ihr ihn seiner Braut abgelockt habt und daß er mit Euch verlobt sei, ist ein Betrüger; ich will Euch sagen, wer der rechte Schemmey ist: Kennt Ihr den Sohn der alten Margreth Fahrstein? Nein, Ihr kennt ihn nicht mehr, Ihr habt ihn vergessen! Er liegt krank und Ihr kümmert Euch nicht, wo und wie!

Katharina sank bleich werdend in einen Sessel, sie bemühte sich, einen Strom von Thränen zurückzuhalten, der aus ihren Augen drang, und wendete das Gesicht von Lene ab, um den Schmerz, der sich darauf ausprägte, vor ihr zu verbergen. Lene glaubte, der Dolch ihrer Erbitterung, den sie der Nebenbuhlerin geschliffen, sei ihr ins Herz gedrungen, sie fühlte eine innerlich in ihr aufjauchzende Freude und um nichts zu unterlassen, was ihn tiefer und fester hineinstoßen könne, fuhr sie in demselben Tone zu sprechen fort:

Er wird vor Gram und Kummer sterben, während Ihr mit dem Elenden, der ihm seinen Namen, seine Güter und Alles, wodurch das Leben für ihn Werth haben kann, abgestohlen hat — spaßt und jubelt und Eure Eitelkeit nährt: ein gutes Paar zusammen, denn wenn er Güter und Briefschaften stiehlt, die ihm nicht gehören, stehlt Ihr Euch einen Liebsten, der Euch nicht gehört.

Schweig, freches Geschöpf! fuhr Katharina auf. Dann bezwang sie ihren aufkochenden Zorn; sie sah ein, daß dieses dreiste Mädchen im Besitz von Geheimnissen sei, für deren Enträthselung Katharina ihr halbes Leben gegeben hätte. Es kam darauf an, sie ihr zu entlocken. Katharina sann darüber nach, wie sie dies bewerkstellige, ob sie offen mit ihr sprechen und ihre Gefühle, Ahnungen und Vermuthungen mittheilen solle, welche sie vor der ganzen Welt verborgen hielt, oder ob sie die Verstockte spielen müsse; — das Letzte war augenscheinlich das Beste. Die Fremde war gekommen, sie zu beleidigen und zu kränken; ein Mislingen dieser Absicht mußte sie immer ärgerlicher, immer redseliger machen, um ihren Zweck zu erreichen. Katharina nahm deshalb alle ihre Kraft zusammen, um ruhig zu scheinen, und sagte stolz:

Wie kannst du glauben, daß ich auf dein Geschwätz achte! Du bist einem Irrenhause ent-

laufen, Mädchen, und ich will Dich dahin zurückschaffen lassen.

Einem Irrenhause? Geschwätz? Nun so hört, ob Das, was ich Euch sage, wie irres Geschwätz lautet. Ich bin ein Scherenschleifermädchen, das —

Das hätte ich gleich errathen können, sagte Katharina kalt.

Das bei der alten Fahrstein aufgewachsen ist, fuhr Lene ruhig fort. Diese Frau hat Beweise gehabt, daß Der, welchen sie für ihren Sohn ausgibt, der jüngste Sohn eines Herrn von Schemmey sei; ich habe sie gefunden, es waren mehre Papiere, und weil ich der alten Margreth nicht traute, hab' ich sie an einer sichern Stelle in dem Hause Bechenburg geborgen, um sie zu rechter Zeit ihrem Eigenthümer zu geben. Wir mußten von Bechenburg fortziehen. In der Gegend, wohin wir zogen, kam der Anführer meiner Stammgenossen zu mir

und warb um meine Hand; ich habe sie ihm nicht versagen wollen, aber vor meiner Einwilligung legte ich ihm auf, die Papiere, welche ich der alten Frau genommen, aus dem Hause des Herrn von Driesch zu holen und sie dem angeblichen Sohne der Verwalterin sicher zu übergeben. Es gelang ihm; er stahl sich unvermerkt in das Gut und kam in einer Nacht, während ich draußen auf ihn wartete, mit den Briefschaften unversehrt wieder heraus. Wendels war ein starker und gewandter Mann, der nichts fürchtete und den kein Riegel hemmte. Wir wanderten darauf zusammen nach dem Dorfe Kraneck, das weit gen Süden in den Gebirgen liegt. Eines Nachmittags nun, als wir uns unserm Ziele näherten, begegneten uns zwei bewaffnete Reiter, die plötzlich um eine Ecke des Weges bogen; der Vorderste zog ein langes Pistol aus dem Sattelholfter und richtete es mit dem Ruf: „Heda! halt!" auf mei-

nen Begleiter; ich sprang in ein Gebüsch zur Seite und hörte, wie einer der Soldaten zum andern sagte: Ein prachtvolles Exemplar von einem langen starken Burschen, Peter! Den wollen wir anwerben.

Ein Flügelmann, Herr Leutenant, sagte der Andere, der ebenfalls sein Pistol zog und den Hahn spannte.

Sie stiegen nun ab und Wendels, der aus Furcht vor ihren Kugeln stehenblieb, obwol ich erwartet hätte, daß er trotzdem sich durch die Flucht retten würde, wie er früher schon oft gethan in ähnlichen Lagen, ließ sich ruhig von ihnen erfassen. Der Leutenant sagte lachend, daß er schon lange davon überzeugt gewesen, wie jener den dringenden Wunsch hege, in ***sche Militairdienste zu treten, daß er jetzt gerade mit seinem Verlangen an die rechte Schmiede gekommen sei und daß sie ihn nur bäten, wenn er Waffen bei sich führe, sie ab-

zugeben, da er eine schöne Muskete nächstens dafür wieder erhalten solle und einen Haufen Handgeld dazu. Sie durchsuchten ihn, erst nahmen sie ihm ein Messer, dann ein Pistol und endlich die Papiere. Der Werber, welcher der Befehlende zu sein schien, durchmusterte sie:

Alle Wetter, Kerl, rief er aus, wem gehört das? Dann blickte er wieder hinein. Auch der andere Soldat sah jetzt neugierig dem ersten über die Schulter. Diesen Augenblick nahm mein Begleiter war; er sprang mir nach ins Gebüsch, lachte ganz unbekümmert und lief weiter. Die Werber eilten zu ihren Pferden zurück, sprengten ihm nach wie Parforcejäger einem gehetzten Thiere und schossen ihre Pistolen auf ihn ab. Wir befanden uns in einem Thale, in dessen Mitte ein See lag; dahin lief Wendels und als sie ihm ziemlich dicht auf den Fersen waren, rettete er sich mitten in das Wasser, wo ihn der morastige Grund rings

umher schützte und er sich auch außerhalb des Bereiches ihrer Kugeln befand. Die Werber zogen nun fort und ritten durch das Thal, dem nächsten Dorfe zu; die Papiere nahmen sie mit sich. — Wendels ertrank in dem Wasser, fuhr Lene leiser und ruhiger werdend fort; da ich nun Niemanden mehr auf der Welt hatte, der sich meiner angenommen bei dem wilden Leben, das die Meinen draußen in den Wäldern führen, und ich es bei ihnen nicht aushalten konnte, denn sie sind roh und fürchten kein Gebot, so blieb ich einige Zeit allein in der Gegend und spann oder nähte für die Bauern; dann ging ich hierher, um einen ordentlichen Dienst zu suchen. Ich hoffte eigentlich, Laienschwester in einem Kloster zu werden, aber sie wiesen mich zurück, weil ich eine Scherenschleiferdirne sei.

Und nun, armes Geschöpf? sagte Katharina, die mit dem Ausdruck der höchsten Spannung zugehört hatte.

Nun hörte ich viel von Euch hier reden, wie Ihr so schön wäret und wie Euch alle Herren den Hof machten, besonders aber der junge Herr von Schemmey; und als ich gestern Morgen am Brunnen stand, ritt ein Cavalier an mir vorüber, der zu Euerm Fenster hinauf grüßte. Die andern Mägde sagten, das sei der Herr von Schemmey; ich erkannte ihn als den Werber, der die Papiere mit sich fortgenommen hatte.

Katharina sprang auf und lief heftig im Zimmer auf und ab; sie lachte, sie weinte, sie warf sich wieder in ihren Sessel und preßte beide Hände auf die Stelle, wo fast hörbar ihr Herz schlug. Ueberrascht war auch Lene aufgestanden und blickte verwundert auf ihr Treiben.

Seid Ihr in Verzweiflung, oder freut Euch das? schrie sie.

Kannst du beschwören, was du gesagt hast? fragte Katharina.

Bei Gott und seinen Heiligen!

Katharina warf sich auf die Knie und faltete ihre Hände; dann fuhr sie wieder empor, der Sturm ihres Innern ließ ihr keine Ruhe. Sie umarmte Lene, sie küßte sie — Mädchen, Mädchen, ich will dich in Gold fassen lassen! — Unbeschreiblich aber waren die Uebergänge und das wechselnde Aufeinanderfolgen der verschiedensten Gefühle in Lene's Brust, nun sie inne ward, welch' ganz andern Eindruck ihre Erzählung gemacht hatte, als sie beabsichtigte. Aerger über das Fehlschlagen ihrer Absicht, innere Zerknirschung, der Wunsch, auf der Stelle sterben zu können, war, was zuerst in ihr mächtig wurde. Sie hatte so lange sich in den tröstenden Gedanken gewiegt, daß das Herz, welches Bernhard von sich gestoßen habe, doch so viel edler, treuer und tiefer sei, als das der vornehmen Dame, nach dem er seufze und die ihn über das Spielzeug ihrer Eitelkeit ver-

gesse; und nun verrieth Katharina in dem Ausbruch ihrer ungebändigten Freude eine Leidenschaft, vor der die ihrige nichts voraus hatte. Sie hatte sie gehaßt und mußte sich gestehen, daß sie ihr Unrecht gethan; sie haßte sie desto mehr, aber sie mußte sie lieben, in diesen Ausbrüchen der Liebe für den Gegenstand ihrer eigenen Neigung, der zwischen Beiden eine Art Schwesterschaft bildete; sie mußte sich vor ihr beugen, als der Göttin, in deren Händen das Glück Bernhard's lag. — Sie begann zu weinen und wandte sich zu gehen; als sie das Thürschloß nicht zu öffnen verstand, verlangte sie mit der unartigen Ungeduld eines Kindes hinausgelassen zu werden.

Nein, nein, du bleibst, du mußt für ihn zeugen, kein Schritt aus diesem Hause, bevor ich wieder da bin! Katharina riß nach diesen Worten heftig an der Klingelschnur. Nur noch Eins, fuhr sie fort, wo ist er, sprich, wo? Er

ist krank — o Gott, was fehlt ihm? Ist er in Gefahr, wer pflegt ihn, sprich, um's Himmels willen! Wo ist Margreth?

Er ist auf dem Schlosse Hohenkraneck bei P***, eine halbe Tagereise weiter; ob er noch krank ist, weiß ich nicht; es sind zwei Monat, seitdem ich aus der Gegend schied; er war außer Gefahr. Seine Mutter ist bei ihm.

Zwei Domestiken waren eingetreten. Katharina befahl, auf der Stelle Anstalten zu einer Reise zu treffen und während ihrer Abwesenheit Lene in ihren Zimmern zu halten, auch sie mit Niemanden verkehren zu lassen. Herr von Driesch bekam die erfreuliche Nachricht, er könne, wenn es ihm beliebe, auf seine Güter abreisen; nach einer Stunde saß Katharina von Plassenstein in ihrem Reisewagen, der mit ihr dem Süden zurollte. Es gibt nichts Muthigeres, als ein Weib, welches die Leidenschaft führt.

Achtes Kapitel.

Katharina war während der ersten Stunden ihrer Reise in einer Aufregung, welche sie wenig zu besonnener Ueberlegung ihres Schrittes kommen ließ. Endlich hatte sie wenigstens einen sichern Faden aus dem Gewebe in ihre Hand bekommen, das sie irgendwo geschlungen und verborgen ahnte, ohne bis jetzt die geringste sicher leitende Spur entdecken zu können. Daß Bernhard ein geretteter Erbe der Schemmeys sein könne, hatte ihr eine Art innerer Eingebung gesagt, in derselben Stunde, in welcher sie das Geschick dieser Familie ihm selbst erzählt hatte. Die alte Margreth war plötzlich

mit ihm von Bechenburg abgezogen, nachdem Herr von Driesch Verbindungen derselben mit dem jetzigen Besitzer der Schemmey'schen Güter — einem Menschen, der in dem Rufe stand, zu Allem fähig zu sein — entdeckt hatte. Dies hatte Katharina durch das Gerücht erfahren; ihre geheimen Nachforschungen, wohin sie sich gewandt habe, waren ohne Erfolg geblieben. bei diesem Verschwinden Bernhard's hatte Katharina zu ihrer Bestürzung wahrgenommen, welche leidenschaftliche Kraft ihre Neigung zu ihm genommen; eine Neigung, die so unglücklich war, daß sie sich schuldig zu sein glaubte, mit aller Macht ihrer Seele dagegen anzukämpfen. Diese Macht war groß genug gewesen, um ein Frauenherz mit dem Gefühle bodenlosen Betrübtseins niederzuhalten, aber nicht, es zu besiegen. Sie hatte eine unglückliche Zeit durchlebt; eine Zeit der unglückseligsten Halt- und Rathlosigkeit, wie sie einem

Hauptabschnitt der innern Geschichte so mancher Menschenbrust sein Gepräge gibt. Es ist immer dieselbe Geschichte, welche nichts Ungewöhnliches, aber desto mehr Trauriges hat; sie hatte das Gefühl innerer Berechtigung ihrer Liebe nicht ersticken können; es forderte ungestüm, daß ihm öffentlich und vor aller Welt dies sein Recht geschehe; aber eine Unzahl Verhältnisse traten dem in den Weg, welche, als Katharina sie näher prüfte, nichts für sich hatten, als ihre Existenz und ihre Gewalt. Sie fühlte, daß sie ihrem eignen Dasein und der von der Natur tief in ihr Herz gepflanzten Ueberzeugung es wie eine heilige Pflicht schulde, einer Liebe zu folgen, deren Befriedigung sie glücklich und dadurch auch gut mache, und allein im Stande sei, sie zu der harmonischen, schönen, wie ein Kunstwerk seinen Kern und Mittelpunkt in sich tragenden Lebensgestaltung sich ausbilden zu lassen, welche die eigentliche Auf-

gabe des irdischen Daseins ist. Und was trat ihr in den Weg, um sie für ihr Leben zu einem unglücklichen, nutzlosen, ihre Bestimmung verfehlenden Geschöpfe zu machen? Principien der herrschenden Meinung, welche wie weise Propheten mit ihren erlogenen göttlichen Offenbarungen das gesalbte Königthum ihres Geistes schulmeistern wollten; welche den Ysopzweig voll Essig, mit dem sie tränkten, für die Palme himmlischer Weisheit ausgaben.

Aber sie hatten die Ansicht der Menge für sich, diese Propheten; die Weisheit aller der gepuderten Perrücken, die herzlose Ueberzeugung aller der brokatenen Reifröcke, in deren Kreise Katharina durch ihre Geburt gebracht war. Wol hatten die meisten dieser Menschen, die Frauen insbesondere, ein ähnliches Geschick einmal in ihrem Leben gehabt; sie hatten sich fügen, sich opfern müssen — und hauptsächlich daher mochte ein Theil der völligen Nutz- und Er-

sprießlosigkeit, der Verschrobenheit und des Unverstandes rühren, welche in ihrer Gesellschaft herrschten. Aber wehe jetzt Dem, welcher sich herausnehmen wollte, seinem Schicksal eine glücklichere Wendung zu geben, als jene vermocht hatten! Sie hatten das Vorurtheil zu theuer besiegeln müssen, ihm mit ihrem besten Herzblut ein Opfer gebracht; wehe Dem, der durch die That beweisen wollte, daß es ein Vorurtheil sei!

Katharina hatte in der Residenz Zerstreuung gesucht; der Aufenthalt in derselben hatte nur ein stärkeres Zurückdrängen in ihr eigenes Innere für sie zur Folge haben können. Die Menschen waren ihr wie ein kopfnickendes, zungenschwellendes Pagodengeschlecht vorgekommen. Der Reichthum ihres Gefühls und ihres ganzen eigenen Seins, in dem die Liebe wie ein die höchsten Mysterien der Existenz, halb in klaren Deutungen, halb in traumhaften Ahnun-

gen verkündender Engel der Offenbarung waltete, hatte sie daran gewöhnt, in jeder menschlichen Gestalt, die neu vor ihr auftauchte, etwas Unendliches vorauszusetzen, eine eigenthümliche, von irgend einer besondern Brechung des ewigen Lichtstrahls erfüllte Welt. Aber als sie immer mehr inneward, wie sehr diese Voraussetzung ins Reich der Dichtung gehöre, wie flach und hohl fast alle diese, auf der großen Wiese der Gemeinplätze grasenden Gestalten seien, schlug ihre Empfindung bei dem Anblick derselben in ein Gegentheil der früheren um, welches eben so weit von der rechten Wahrheit entfernt war. Sie verachtete sie; sie verachtete Alles, was sie trieben und was um ihr Sein sich bewegte; endlich auch Das, was sie beherrschte, was von ihnen für heilig gehalten wurde, ihre Ansichten, ihre Institute.

Sie war auf einem schlüpfrigen und gefährlichen Wege für ein geistreiches und lebhaft

fühlendes Weib, das immer nur Extreme kennt; das nur Kälte oder völlige Hingabe, nur eisige Sittenstrenge zeigt oder, einmal besiegt, in rücksichtsloses Selbstvergessen sich wirft, ja oft das innigste, treueste und reinste Gefühl mit einer fast das Maß überschreitenden Ungebundenheit vereinigen kann; das endlich nur demüthige Ehrfurcht und Scheu im Glauben oder völligen Unglauben kennt, das sanctionirte Verhältnisse nicht einmal zu prüfen wagt, oder sie sammt und sonders über den Haufen stürzen möchte.

Früher hätte Katharina nicht vermocht, was ihr jetzt bei ihrer veränderten Lebensansicht, wenn auch schwer, aber doch möglich wurde, seitdem das Schicksal oder vielmehr die eigne Leitung ihres Lebenslaufes, welche wir so gern das Schicksal nennen, ihr etwas von der höhnischen Philosophie eingetränkt hatte, die endlich auf die Spitze ihres Systems als Gottheit das Ich

setzt. Sie hätte nicht vermocht, durch eine Art Heuchelei und gefühlloser Koketterie Josina von Katterbach ihren Geliebten zu nehmen und mit dem Herzen desselben ein gefährliches Spiel zu treiben, um ihre eigenen Pläne auszuführen; früher hatte sie Gewissenhaftigkeit gegen Josina und Stolz gegen den Bräutigam, dessen Erscheinung etwas Verdächtiges für sie hatte, abgehalten, sich in sein Vertrauen zu drängen, um ihn verderben zu können — mochte er immerhin sein Verderben durch irgend eine Betrügerei verdienen, welche sie ahnte, aber doch nicht gewiß wußte, und die ebenso gut nur in einer Einbildung da sein konnte, welche aus ihrer eigenen Leidenschaft herfloß. Was wußte sie denn Sicheres? Daß eine nächtliche Erscheinung Papiere aus Bernhard's früherer Wohnung entwendet, hatte ihr Herr von Driesch erzählt; kurz nachher war ein Herr von Schemmey ganz plötzlich als anerkannter Erbe und

Besitzer der Güter jener ausgestorbenen Familie aufgetreten, und wenn etwas gegen ihn sprach, so war es nur die ziemlich widersprechende Art, womit man sein erstes Erscheinen in der Gegend und seine früheren Lebensschicksale erzählte. Er sollte nach Einigen von einer Milchhändlerin aus der Umgegend von Paris, nach Andern als Findelkind in einem pariser Findelhause unter dem Namen Saint-Pond auferzogen sein; früh gereift, war er sehr jung in Militairdienste gegangen und hatte es bis zum Leutenant gebracht. An seinem einundzwanzigsten Geburtstage sollte ihm nun der Vorsteher jener Anstalt in Paris, oder der Sohn jener Milchhändlerin, die Beweise für seine Herkunft und Ansprüche übersandt haben, die von seinen Eltern zugleich mit ihm deponirt seien und nach deren Bestimmung nicht eher hätten eröffnet werden dürfen. Konnte es nicht möglich sein, daß seine Eltern wirklich auf diese

Weise ihn zu sichern gesucht hatten vor dem räthselhaften Geschicke, welches ihre übrige Nachkommenschaft betroffen?

Man glaubte wenigstens in der Residenz an diesen Hergang; Andere erzählten freilich, ein Herr von D., der in Paris sich aufhielt und dem die Neuigkeit von dem Erscheinen des jungen Schemmey mitgetheilt worden, habe sich bei allen Findelhäusern jener Stadt nach einem früher Saint-Pond genannten Zögling erkundigt; in einem derselben habe man ihm den Namen wirklich in den Büchern aufgeschlagen und die Zeit seiner Deposition treffe mit dem angeblichen Alter des Herrn von Schemmey zusammen. Von den Papieren aber, welche ihm eingehändigt worden seien, wolle der Vorsteher nichts wissen. Katharina hatte beschlossen, diese Andeutung weiter zu verfolgen. Sie hatte deshalb an den Geschäftsträger einer Bekannten, welche ihre Moden aus Paris kommen ließ, geschrie-

ben; aber noch war keine Antwort eingetroffen, als sie die wichtige und entscheidende Mittheilung erhielt, welche Lene sich gedrungen fühlte ihr zu machen.

In der ersten Aufregung der Freude hierüber, hatte sie die Maßregeln, welche jetzt zu ergreifen seien, nicht klar überdenken können; sie mußte Bernhard wieder sehen, der krank war, der ihrer Pflege bedurfte, den vielleicht die Trennung von ihr gewaltsam genug ergriffen hatte, um sein Leben in Gefahr zu bringen. Schon vor dem Ende der ersten Tagereise aber sah sie ein, daß sie als Siegerin und mit vollgültigen Beweisen zurückkommen müsse, wenn sie nicht für immer in der Achtung der Welt verloren sein wollte. Es kam darauf an, außer Lene's Zeugniß das der alten Margreth zu erlangen; ihr Ruf und ihr Glück hing von der Geschicklichkeit ab, womit sie dieser Frau ihre Geheimnisse entlocken würde.

Es war ein unfreundlicher und stürmischer Abend, als ihr bespritzter Reisewagen mühsam von vier Postkleppern dem Dorfe Kraneck zugeschleppt wurde. Katharina's Herz schlug krampfhaft, als sie die Mauerzinnen des Schlosses links auf dem Bergvorsprung aus den Baumwipfeln hervorschauen sah, die sich mit dem ersten Grünanflug des Frühlings überkleidet hatten, aber noch nicht wagten, ihm volle Blätter und Blüten zu bieten. Im Dorfe sammelte sich hinter ihrem Wagen, durcheinander rennend, ein Haufen jauchzender Buben und bellender Hunde, der sich von Schritt zu Schritt vermehrte und die ungewohnte Erscheinung verfolgte, um sich endlich einem ungemessenen Jubel und respective wüthenden Ausbrüchen hinzugeben, als der Postillon die schmetternden Töne seines Hornes an den grauen Mauern der alten Kirche hinaufklingen ließ. Ueber den Thüren, deren obere Hälften geöffnet

waren, blickten neugierige Bewohner; auch Frau Margreth blickte über die ihrige, als der Wagen das obere Ende des Ortes erreicht hatte, was sich sehr glücklich traf, weil der Bediente auf dem Bocke den schreienden Buben in seinem rothen Livréerock als eine so imponirende Gestalt erschien, daß seine Erkundigungen bei ihnen nur ein ehrfurchtsvolles Verstummen und ein augenblickliches Zusammenbringen des Daumens und des Mundes zur Folge hatte.

Katharina ließ halten, stieg aus und befahl den Wagen weiter zu führen, um einen Auflauf vor Margreth's Hause zu vermeiden. Dann öffnete sie das kleine Gitterthor vor dem Gärtchen, aus dem ihr der eigenthümliche Duft der hochaufgeschossenen Buchseinfassungen entgegendrang. Seit Lenens Verschwinden war der kleine Raum vernachlässigt; Laub und dürre Reiser lagen an den Pfaden. Die Beete waren voll modernder Ueberbleibsel der vorjähri-

gen Blütezeit, eine dürre Flora von gelbbraunem, vom Wind zerfetzten Rittersporn und Eisenhut neben wackelnden, ausgelöschten Königskerzen. Katharinen wehte eine unendlich traurige Empfindung daraus entgegen. Hier wohnte er, allein, krank, verlassen, nur das welke Laub und die zerstörten Blüten seiner Lebenshoffnungen vor sich, die ausgeflammten Königskerzen seiner reich aufgeschossenen Gedankensaat, die einst den Muth grünender Jugend zum Gärtner gehabt und nun von ihm verwais't gelassen war! Sie ging mit wankenden Schritten zur Hausthüre. Margreth war nicht wenig überrascht, als sie sah, daß der vornehme Besuch ihr gelte; sie zog sich von der Thüre zurück und nahm ihren Platz am Herde ein, um leichter den Anschein der Ruhe beibehalten zu können, welchen sie bei allen außergewöhnlichen Ereignissen besser zu erheucheln, als innerlich zu behaupten wußte. Katharina trat freundlich

grüßend zu ihr; Margreth wollte ihr den Saum des Kleides küssen, aber Katharina litt es nicht und reichte ihr die Hand. Dann setzte sie sich ihr gegenüber.

Ihr seid eine kluge Frau, Margreth, begann sie zu sprechen, als sie sah, daß jene stumm blieb; das hab' ich immer die Leute sagen gehört und da ich gerade hier durchreise und Euch an der Thüre stehen sah, dachte ich, es sei gut, wenn ich Euch besuchte und Euch in einer Sache um Rath fragte, in der Ihr die beste Auskunft geben könnt, wie ich denke.

Ihr reiset hier durch? versetzte Frau Fahrstein gedehnt; wohin könnte das Fräulein von Plassenstein reisen, daß ihr Weg sie durch dies Dorf führte? Wollt Ihr nicht meinen Sohn sprechen?

Ist er zu Hause?

Er ist im Schlosse oben; ich will ihn rufen lassen.

Er ist also genesen?

Ja — so so; der Frühling wird ihm wohl thun.

Margreth wollte sich erheben und das Kind eines ihrer Nachbarn hinaufschicken, um ihn rufen zu lassen, als Katharina sie am Arme ergriff und heftig sagte:

Nein, nein, laßt nur, ich habe mit Euch allein zu reden. Setzt Euch wieder.

Margreth erwartete schweigend, daß das Fräulein fortfahre; der Besuch begann einen angenehmen Eindruck auf sie zu machen, denn außer der Ehre, die er ihr vor den Dörflern gab, war es Margreth sehr recht, daß einmal wieder von ihrer Klugheit die Rede gekommen; in der Gegend von Bechenburg hatte sie etwas gegolten, hier in Kraneck aber wußte Niemand von ihr und man ließ sie hinter ihrem Küchenfeuer hocken. Sie fühlte sich wie ein berühmter Mann in der Fremde; auch dämmerte wie eine leise

Ahnung in ihr auf, daß Katharina Bernhard's wegen gekommen sei, was ihr ebenfalls angenehm war und sie nicht weniger stolz machte.

Ich komme von einer Sache mit Euch zu reden, sagte Katharina, welche unangenehme Erinnerungen in Euch erwecken muß; aber ich hoffe, daß Ihr es verzeihen werdet, weil ich mir sonst keinen Rath zu holen weiß und auch den Euern gern belohnen will mit Allem, was Ihr fordert. Ich stehe im Begriffe, mich zu verloben, Frau Fahrstein, und zwar mit einem Herrn von Schemmey in M.

Ha! was? schrie Margreth und fuhr von ihrem Sitz in die Höhe; sie war kreideweiß geworden und ihre Augen stierten die Sprechende an; gleich darauf setzte sie sich und sagte mit etwas gebrochener, aber tonlos kalter Stimme: Und nun weiter?

Wenn Einer über die Schemmeys etwas Sicheres zu sagen weiß, so seid Ihr es, Mar-

greth, fuhr Katharina fort; darum komme ich zu Euch. Der Herr von Schemmey in M. will in Paris im Findelhause aufgezogen sein und an seinem einundzwanzigsten Geburtstage die Beweise für seine Abstammung erhalten haben. Gegen diese läßt sich nun auch nichts sagen und es ist Alles ganz erklärlich, wie er es angibt. Aber es ist ein wichtiger Schritt, den ich zu thun im Begriffe stehe, und deshalb hab' ich es für gut gehalten, zuerst mit Euch darüber zu reden, ob Ihr meint, daß wirklich eines von jenen Kindern, bei welchen Ihr Wärterin waret und die so geheimnißvoll alle nach einander umgebracht sein sollen, dem Tode entgangen sein mag.

Wenn ein junges Mädchen vor ihrer Heirath für nöthig findet, erst ein fremdes, altes Weib um Rath zu fragen, so bleibt sie besser, wie sie ist, versetzte Margreth. Freilich, sagte sie nach einer Weile, wie für sich, ihr vorneh-

men Leute denkt an etwas Anderes bei euern Heirathen, als wir geringen; ein Herr von Schemmey ist ein vornehmer und reicher Herr!

So meint Ihr also, ich mag ohne Bedenken mein Jawort geben? fragte Katharina.

Ohne Bedenken? wiederholte die Alte gedehnt.

Die beiden Frauen sahen sich mit gespannten Blicken an; sie bildeten eine merkwürdige Gruppe, wie sie Beide einander gegenübersaßen und über den Qualm des Herdfeuers hin die Blicke ihrer forschenden Augen auf einander gerichtet hielten. Die Eine mit dem lauernden Ausdruck in den wasserblauen, ins Graue übergehenden Nixenaugen, voll anscheinender Sicherheit, Kälte, wie vom Bewußtsein Alles beherrschender und durchschauender Klugheit mit einem Zauberkreis umsponnen, den keine feindliche Macht durchdringen zu können schien, um ihr etwas anzuhaben; großartig, stark, aus den

stillen Regionen ihrer Beschaulichkeit theilnahmlos auf das irdische Treiben blickend. Die Andere mit lebhafterem Funkeln in ihren dunkler gefärbten Augensternen, aber dem Scheine nach eben so ruhig, nur der Stimme der Vernunft Gehör zu geben entschlossen, kalt und bedächtig ihre Worte setzend, als berathe sie mit einem Advocaten den Ankauf eines Gutes. Und doch, welcher Sturm von Gemüthsbewegungen in Beiden! Welch' schmerzhaft zuckendes Drängen und Wirbeln von peinigenden Gedanken in der Tiefe ihrer ängstlich gespannten Frauenseelen! — Raunt der Einen ein Wort ins Ohr — und mitten in ihrem Zauberkreise krümmt sich diese stolze Sicherheit ächzend zu euern Füßen; der Andern ein anderes — und die kalte, vernünftig sprechende, große Dame, die eine Heirath eingehen will, wie einen vortheilhaften Handel, wird von der Leidenschaft emporgeschnellt, daß sie „ein Schauspiel für Göt-

ter" abgibt. Eine unnennbare Angst schnürte Katharinen die Brust zusammen; sie verzagte, aus der Alten etwas herauszubringen; diese lauerte durch ihre grauen Wimpern mit derselben innern Angst, daß man darauf ausgehe, sie zu fangen, daß man Dingen auf die Spur kommen wolle, welche sie verderben würden.

Ihr glaubt also auch, daß sich gegen die Angabe des Herrn von Schemmey nichts einwenden lasse, Mutter Fahrstein? hob Katharina wieder an.

Margreth rückte den Schemel, worauf sie ihre Füße gestellt hatte, zur Seite, schlug mit einem Tuche den Staub herunter und sagte:

Ihr seid eine vornehme Dame, aber ich hoffe, daß Ihr einer alten Frau einen Gefallen thut; ich sehe nicht gut mehr und mit dem Hören geht es noch schlechter! Ja, ich bin alt und grau geworden, aber in Ehren; am letzten Palmsonntag sind es dreiundsechzig Jahre ge-

wesen, seit ich zum Erstenmal zur Communion ging.

Ihre letzten Worte schienen eine Gedankenreihe in ihr zu erwecken, welcher sie für eine Weile zerstreut nachging. Dann fuhr sie auf und sagte: Thut mir den Gefallen und kniet hier nieder, daß ich Euch besser verstehen kann.

Katharina war es nichts weniger, als angenehm, den forschenden Blicken der Alten sich so nahe auszusetzen; aber sie willfahrte ihr, um sie in guter Laune zu erhalten. Sie kniete auf dem Schemel neben dem Stuhle Margreth's nieder und stützte ihre Ellenbogen auf die Armlehne desselben.

Jetzt sitz' ich neben Euch, als ob ich Euch beichten wollte, sagte sie.

Ja, so sitzt Ihr; beichtet Ihr oft?

Alle Monat, Margreth.

Alle Monat, versetzte Mutter Fahrstein nachdenklich; ja, das ist oft; Ihr könnt

nicht viel zu beichten haben! Weshalb thut Ihr es?

Katharina wär' in der letzten Zeit vielleicht nicht so eifrig gewesen, die Gebote ihrer Kirche zu erfüllen, hätte nicht ihre Präbende als Stiftsdame ihr es zur Pflicht gemacht; aber in der Hoffnung, die Alte zu erweichen, von der sie wußte, daß sie nie die Sacramente empfange, versetzte sie:

Wir sind schwache Menschen und zudem können wir über Nacht abgerufen werden. Niemand weiß, wann die Stunde kommt.

Was haltet Ihr von Jemand, der gar nicht beichten geht?

Gott ist barmherzig; aber, wenn es seine eigne Schuld ist, die Kirche sagt, daß er ewig verdammt sei. Doch lassen wir das. Wollt Ihr mir nicht Eure Meinung sagen, Mutter Fahrstein?

Margreth antwortete nicht, sondern blickte

eine Zeit lang stier in die Flamme vor ihr; dann ging ein leises Zucken durch ihre Gestalt, sie fuhr mit der zitternden Hand über ihre Brauen, legte sie auf Katharinens Haar und schaute ihr angestrengt ins Gesicht.

Soll ich nicht meinen Sohn rufen lassen? fragte sie leise und sanft. Ihr seid ihm immer so freundlich gewesen, wie er mir gesagt hat, und es würde dem armen Blut eine Freude sein, wenn er Euch wiedersähe und Ihr ihn so gütig einmal wieder anredetet, wie er früher von Euch gewohnt gewesen; er ist so allein und verlassen hier!

Es war Katharina nicht wol möglich, ihr: Nein, nein, noch nicht! mit so viel Ruhe auszusprechen, wie sie sich bestrebte; ihre Worte stockten, wie vom Schluchzen unterbrochen.

Wenn Ihr eine Frau, wie Margreth Fahrstein, fangen wollt, so steht nächstens früher auf, Kind! rief die Alte mit einem heisern La-

chen. Bleibt nur sitzen, ich weiß genug, fuhr sie darauf fort. Mit Eurer Durchreise durch Kraneck ist es nichts, auch mit Eurer Verlobung nichts, denn Ihr liebt meinen Sohn. Ihr thut recht daran, er verdient es und Euer Herr von Schemmey ist ein Betrüger; was hat er für Beweise? Sie sind falsch! Ihr aber seid hierher gekommen, um meinen Sohn zu sehen. Und um einen Vorwand zu haben habt Ihr Euch eine Geschichte erdacht, als sei Jemand in M., der sich für einen Sohn der Familie ausgebe, in welcher ich so lange diente, und deren Kinder alle dahin sind, wo ihre Eltern. Es lautete ganz gut, daß Ihr gekommen seid, die alte Fahrstein um Auskunft anzugehen! Es ist kein Herr von Schemmey in M. Die Alte lachte wieder und blickte triumphirend auf Katharina herab.

Das kann ich beschwören, rief diese aufspringend.

So? dann ist er ein Schuft!

Margreth wurde wieder still und murmelte eine Weile unverständliche Worte vor sich hin. Mein Junge hat Euch im Herzen, sagte sie dann lauter, und deshalb siecht er. Ihr liebt ihn auch, ich will Euch die Papiere geben, denn er soll am Leben bleiben und ich will nicht auch noch schuld sein, daß Ihr auf schlechte Wege kommt, Kind. Wir sind schwache Menschen und Niemand weiß, wann seine Stunde kommt. Ich will wieder beichten gehen. Ich will Euch die Papiere geben; sagt auch nur — aber, wollt Ihr meinen Sohn heirathen?

Margreth, wie denkt Ihr daran?

Wenn mein Sohn ein Cavalier ist, so adelig wie Ihr, und noch reicher?

Ihr scherzt!

Seh' ich aus, als ob ich scherze? Einfältige Ziererei! Sagt ja! und gebt mir die Hand!

Katharina reichte ihr in freudigster Angst

und Spannung auf ihre weiteren Worte die Hand, ohne einen Laut hervorbringen zu können.

Ich will Euch die Beweise geben, aber laßt mich mit Fragen ungeschoren. Sagt nur, ich hätte Bernhard gerettet, daß ihm nicht auch der Hals umgedreht würde; ich habe ihn aufziehen lassen auf einem Dorfe bei Paris — es war eine kleine Meierei, die Frau ging in der Stadt Milch zu verkaufen und kam auch in unser Haus damit. Es war um diese Zeit, im Frühling, und eine dunkle, regnerische Nacht, als ich hinausging. Am Thore zündeten sie die Laternen wieder an, welche der Wind ausgelöscht hatte, und deshalb sahen sie mich nicht. Das Kind wimmerte, ja, ja, ich weiß es noch, als ob es gestern geschehen wäre. Es war ein sauerer Gang, aber ich hatte schon schlimmere Nächte durchwacht! Sie schwieg wieder.

Das Stück Bekenntniß, welches Margreth abgelegt hatte, gewährte ihr eine Erleichterung,

daß sie immer heftiger den Drang fühlte, sich ganz auszuschütten. Der Gedanke an den Tod erschütterte sie, nachdem jemand Anderes sie darangemahnt hatte, mehr wie je vorher, wie uns immer Das, was ein Dritter sagt, tief ergreift, und haben wir es uns auch hundertmal vorher selbst gesagt. Die frühe Angewöhnung, in den Heilsmitteln ihrer Kirche die Beruhigung zu suchen, welche sie jetzt so lange von sich gewiesen hatte, ward mit einer unbezwinglichen Gewalt in ihr rege. Ja, ich will beichten, sagte sie flüsternd, wir können über Nacht sterben; ich will Euch beichten, kniet da wieder auf den Schemel. Wenn ich's einem Pfaffen sage, der versteht mich nicht und weiß nichts von Dem, was ein junges Mädchen für Leid haben kann. Deshalb hab' ich's so lange nicht gethan; allein deshalb glaubt Ihr mir nicht?

Ja, Margreth, ich glaube Euch.

Das wußt' ich wohl. Ihr seid ein Weib und Ihr liebt ihn; Ihr könnt nicht so lieben, wie ich es gethan habe, aber Ihr werdet mich verstehen. Wollt Ihr sagen, daß ich die Schuld habe? Nein, ich habe die Schuld nicht —

Und wer hat sie denn?

Er hat sie, Bernhard's Vater hat sie. Er war ein schöner Mann, groß und schlank, und seine Augen waren dunkel wie Kohlen; er konnte auch sprechen, wie ich es von keinem Manne gehört habe. Ich stand einmal im Garten, in der Dämmerung war es; er ritt an der anderen Seite der Hecke vorüber und da fiel mir zuerst ein, daß er so schön sei, obwol seine Mutter mir es schon oft gesagt hatte. Gleich nachher kam er zu mir; er schwor, daß er mich lieber habe, als alle adeligen Damen im Lande zusammengenommen. Damals hatte er es auch; und auch später hat er mich immer angesehen, als wolle er sagen, es thu' ihm nicht leid, daß

er mich so lieb gehabt. Er hatte mir versprochen, mich zu seiner rechten Frau zu machen; seine Mutter, das falsche Weib, hatte es mir auch versprochen, daß ich ihre Schwiegertochter werden sollte, was ich vor Gott schon war. Er müsse nur erst majorenn werden, sagte sie, um seiner Vormünder willen. Ja wol, als er majorenn war — die alte Frau von Schemmey war unterdeß gestorben — da ging er hin und nahm eine Andere, eine einfältige, dumme Gans, die ins Haus zog und anfing zu regieren, als sei ich mit allen Anderen ihre Leibeigene. Konnte ich das dulden, ich, die seine Frau war, der er es geschworen hatte, daß ich es sei? Nein, ich hatte ein heißes Blut damals; ich schwur auch und habe meinen Schwur besser gehalten! Ich schwur, daß sie keine Freude mehr auf Erden haben sollten, daß ich ihre Brut vertilgen wollte. Zwei Kinder sind gestorben; sie glaubten, die Alte gehe spuken und drehe ihnen den Hals

um. Das dritte Kind — es war in Paris — da konnte ich's nicht mehr; ich habe es fortgeschafft und die Milchfrau hat es aufgezogen. Die Eltern starben Beide bald nacheinander; ich ging nach Diependahl zurück und diente dort bei dem neuen Herrn, der sich von Katterbach schreibt. Das ist ein rauher, gewaltthätiger Mann; wir bekamen Streit zusammen und ich gab ihm zu verstehen, was ich wisse, daß noch ein Schemmey am Leben sei und daß ich ihn von seinen Gütern vertreiben lassen könne, wenn ich reden wollte. Seitdem konnte ich ihn um den kleinen Finger wickeln. Doch mochte ich endlich nicht mehr auf dem Hofe sein, obwol ich's gut genug bei ihm hatte. Es wurde so schauerlich öde und verfallen dort. Ich heirathete, um ein gutes Werk zu thun, wonach ich ruhiger wurde. Den Knaben hatte ich mir von Paris abgeholt und Katterbach gab mir zu bestimmter Zeit Geld für ihn, weil ich ihm

drohte, ich wolle sonst beichten gehen; er traute den Geistlichen nicht. Das Geld habe ich ganz für Bernhard verwendet; ich habe ihn liebgewonnen, wie mein eigenes Kind. Er ist ein guter Mensch und er wird Euch keinen falschen Eid schwören, wie sein Vater. Katterbach und ich kamen überein, wir wollten, wenn es sein müsse, sagen, das Kind sei von ihm und mir erzeugt; aber geschworen hab' ich's ihm nicht, das immer zu sagen, nein, Gott behüte mich, daß ich's dann jemals verriethe. Nein, ich habe niemals einen Eid gebrochen; das ist die schlimmste Sünde auf der Welt, ist es nicht?

Ich glaube, Margreth, aber die Beweise, daß es so ist, wie Ihr sagt?

Die Beweise? Ich habe sie in meinem Koffer. Ich habe den Geburts- und Taufschein Bernhard's, den ich mir von dem Pfarrer holte, als hätten mich die Eltern des Kindes danach geschickt. Als die Eltern todt waren und ich

nach Paris ging, den Knaben mit mir zu nehmen, bin ich mit der Milchfrau, welche ihn von mir bekam, zu einem Notar gegangen und habe ihm gesagt, daß ich im Auftrage des Herrn und der Frau von Schemmey das Kind, worauf der Taufschein laute, bei der Frau geborgen habe, damit es gesichert werde vor der sonderbaren und unerklärlichen Todesart, welche seine älteren Geschwister betroffen. Das hat die Frau bezeugt und beschworen und der Notar hat ein Protokoll darüber aufgesetzt. Mit dem Kinde und den Papieren bin ich nun eines Tages zu Katterbach gegangen und habe mir eine Schrift von ihm geben lassen, daß er um das Dasein von einem rechtmäßigen Kinde der Schemmeys wisse und es anerkenne, auch ihm, wenn es sich mit seinem Tauf- und Geburtsschein melde, seine Güter abtreten wolle; denn ich drohte ihm, zu sprechen, wenn er es nicht thue. Hätte ich nicht gleich auftreten können

und sagen, diesem Kinde gehören die Güter? Ja, ich hätte es können, denn die Frau bei Paris lebte damals auch noch und hätte für mich gezeugt, wenn man den Papieren nicht geglaubt hätte. Katterbach fürchtete mich deshalb; er mußte thun, was ich haben wollte. Ich sehe noch, wie er schäumte und wüthete, als er sich so in meine Hände geben sollte; aber ich hatte ihn am Strick. Auch gelobte ich ihm, keinen Gebrauch von seiner Schrift zu machen, es sei denn, er wolle mir späterhin das bestimmte Geld nicht mehr bezahlen. Aber geschworen hab' ich es ihm nicht. Ich wollte nur Sicherheit, daß ich mit dem Knaben nicht zu darben brauche.

Katharina durchschaute nun das ganze Gewebe. Die Alte war schlau genug gewesen, den jetzigen Besitzer der Schemmey'schen Güter ganz in ihre Gewalt zu ziehen; die Bescheinigung, durch welche er sich so blosgestellt hatte,

war in die Hände eines Werbeoffiziers gefallen, und als dieser damit auftrat, mußte Katterbach jede Forderung desselben zugestehen, denn hätte jener die Sache anhängig gemacht, so wäre dieser zu einer schweren Rechenschaft gefordert, wie er sich habe in Besitz von Gütern setzen können, deren rechten Eigenthümer er am Leben gewußt! Nur zwei Umstände blieben Katharinen räthselhaft: die Fähigkeit des alten Weibes zu einer so schlau verheimlichten Reihe schrecklicher Verbrechen und die unentschuldbare Handlungsweise des falschen Herrn von Schemmey, den sie wol für im höchsten Grade leichtsinnig, aber nicht für schlecht halten konnte.

Jetzt, fuhr Margreth fort, will ich Euch die Papiere geben; aber schwört mir erst, daß Ihr nicht sagen wollt, wo ich sei, wenn Ihr damit hervortretet und man nach mir fragt; ich möchte ruhig hier mein Ende finden, nun ich es vom Gewissen abgewälzt habe. Herr

Gerhards soll mir auch die Communion bringen. Ihr mögt nun thun, was Ihr wollt; aber laßt mich weiter ungefragt. Schwört mir das! Sie streckte die Rechte aus, um Katharinens Gelöbniß zu empfangen.

Diese wich einen Schritt von ihr zurück. Nein, Margreth, sagte sie, das kann ich nicht; Euer gerichtliches Zeugniß ist uns nöthig, denn Eure Papiere sind fort!

Fort? rief die Alte erschrocken und sprang auf; nein, sagte sie dann ruhig, die liegen wohl bewahrt in meinem verschlossenen Koffer und der Schlüssel ist nicht aus meiner Tasche gekommen! Sie zog den Schlüssel hervor. Da ist er, sagte sie.

Margreth ging in ihre Schlafkammer. Katharina folgte ihr und stellte sich auf die Schwelle der geöffneten Thüre; es war ein kleines Gemach. Der Thüre gegenüber stand das Bett; die Gardinen aus roth- und weißgestreiftem

Kattun waren zurückgeschlagen und aus den Kissen starrte die Maske mit den Glasaugen, das wunderliche Surrogat für einen Bettgesellen, von dem Katharina schon früher gehört hatte. Ich mag nicht gern allein sein, wenn es dunkel ist, sagte Margreth mit einem Blick darauf. An der Wand über dem Bette hing ein aus Zinn gegossenes Heiligenbild mit einem kleinen Weihwassergefäß darunter, daneben ein Rosenkranz; ein zerlesenes Gebetbuch lag auf dem Stuhle vor dem Bette und gemalte Heiligenbilder waren mit Stecknadeln an die Gardinen befestigt, auch an den Wänden umher zwischen aufgehängten Kleidungsstücken und Flachsbündeln oder Garnvorräthen hingen Bilder aus der Lebensgeschichte der Heiligen, Rosenkränze, Agnus Dei, Scapuliere, geweihte Kerzen und Palmbüschel, mit Papierchen daran, auf denen geschrieben stand, von welchen berühmten Wallfahrtsorten der Chri=

stenheit Margreth diese Erinnerungszeichen mitgebracht hatte. Katharinen quoll ein Dunst aus der Kammer entgegen, der sie betäubend anwehte, wie die unheimliche und grauenhafte Gedankenatmosphäre der alten Sünderin, welche so manche schlaflose Nacht krampfhaft die Beeren dieser Rosenkränze in den Fingern gedrückt haben mochte, wie um den Trost herauszupressen, den sie nicht geben konnten, welche so manches Mal ihre stieren Augen auf diese Wände geheftet haben mochte, wirre Blicke, stumme und unerwiderte Hülferufe der innern Gedankenqual, die jene weichen Kissen des Bettes zu einer Folterbank machte, bei deren Anblick Katharinen graus'te.

Die Alte schloß bedächtig den Koffer auf, der hinter dem Bette in einem Winkel stand. Zuerst zog sie ein braunes Pilgerkleid heraus, welches sie abstäubte, daß die Muscheln, mit denen der Kragen besetzt war, an einander klap=

perten, und hing es dann über die Lehne eines Stuhles. Darauf kamen mehre Kleider ans Tageslicht, welche aus feineren Stoffen waren, als Margreth sie jetzt trug, von der Zeit ausgebleicht, aber sorgfältig zusammengelegt; eines, das Margreth auseinanderschlug, um es am Fenster zu betrachten, schien Katharinen den Schnitt eines Damenkleides nach einer jetzt veralteten Mode zu haben; auch der Schnürleib, welcher dazu gehört haben mochte, kam hervor; dann einige verknitterte, gelb gewordene Häubchen aus gesticktem Weißzeuge, wie keine Bäuerin sie trug. Mit einem trat Margreth wieder an das Fenster und spannte es über ihren Fingern auf: es war mir zu weit, murmelte sie, die Alte hatte einen dicken Kopf; aber sie sah mich gern geputzt. Er sagte auch, eine Haube stehe mir gut; — ja, die Papiere. Sie fuhr fort auszupacken. Allerhand kleine Schmucksachen, ein alter zerstäubender Blu-

menstrauß, dann ein kleines Packet kamen zum Vorschein. Margreth öffnete das letztere; es lagen zwei Ringe und eine schwarze Haarlocke darin. Alles wurde nacheinander von ihr gemustert, ehe sie es auf einen Stuhl oder Tisch legte. Endlich war sie fast bis auf den Boden des Koffers gekommen; sie warf den Rest heftig durcheinander und rief erschrocken:

Die Papiere sind fort!

Ich sagte es Euch, versetzte Katharina.

So hat Katterbach sie stehlen lassen! Sollte er Lene bestochen haben? Und was wißt Ihr davon?

Man hat sie Euch genommen, Margreth; wir wollen sehen, sie wieder zu bekommen. Ich hoffe, daß es gelingen wird, wenn Ihr Euer Zeugniß gebt. Haltet Gott vor Augen und denkt, daß es nur eine Art für Euch gibt, von der schweren Schuld, welche Ihr auf Euch geladen habt, etwas zu sühnen. Denkt an Euern Tod und an Eure Rechenschaft.

Katharina ging. Die Alte eilte ihr nach. Um Gottes willen, ich habe Euch gebeichtet, Fräulein, rief sie, Ihr müßt das Beichtsiegel achten; sie ergriff Katharinen am Arme.

Laßt mich, Mutter Fahrstein; wir wollen Beide nur unsre Pflicht achten. Denkt nicht mehr an das Urtheil und die Strafe, welche man hier für Euch haben kann; Ihr steht einem andern Urtheile zu nahe.

Katharina ging, ohne daß Margreth sie hindern konnte. Als sie ihren Wagen erreicht hatte, befahl sie, zum Schlosse Hohenkraneck hinaufzufahren.

Neuntes Kapitel.

Als Katharinens Reisewagen etwa die Mitte des Hanges erreicht hatte, über welchem Hohenfraneck lag, sah sie eine leichte und schlanke Gestalt den Berg herabschreiten, die nach wenigen Augenblicken ihren mühsam emporblickenden Pferden zur Seite war und überrascht stehen blieb, um die Equipage anzuschauen. Es war Abend geworden und begann zu dunkeln, aber sie erkannte auf der Stelle Bernhard. Ein rascher Ruf gebot dem Bedienten auf dem Bocke halten zu lassen; dann sank sie so ergriffen in die Wagenecke zurück, daß sie sich unfähig fühlte, sich zu erheben, um auszustei-

gen. Bernhard trat an den Wagen; er glaubte ihre Stimme erkannt zu haben; zitternd streckte er die Hand aus, um den Schlag aufzureißen; dann überkam ihn ein Gefühl, als ob er davon laufen müsse Es war zu spät; der Bediente öffnete und half der Dame auf ihren Wink aus dem Wagen. Als sie am Boden stand, wankten ihre Knie, daß sie sich an der Schulter des Lakaien aufrecht halten mußte. Aber früh daran gewöhnt, in jeder Situation sich zu beherrschen, faßte sie sich und sagte tonlos:

Fahrt nur hinauf; ich werde nachkommen, wenn ich mit diesem Herrn gesprochen habe; meldet Herrn von Kraneck, daß ich ihn um seine Gastlichkeit für eine Nacht ansprechen müsse, weil ich kein anderes Unterkommen wisse.

Bis der Wagen wieder in Bewegung gesetzt war und sich aus dem Gehörkreise entfernt hatte, standen Beide in stummer Verlegenheit und schauten nach, als ob es nichts Seltsame-

res für sie in der Welt geben könne, als eine von vier Pferden fortbewegte Reisekalesche; dann flüsterte Bernhard, während sein Athem stockte und mit Mühe ihn die Worte hervorbringen ließ:

Sie sind es, Sie hier?

Und das macht Sie staunen, daß Sie keine Worte finden?

Muß es das nicht?

Glaubten Sie sich am Ende der Welt geborgen? Freilich haben Sie alles Mögliche gethan, um es mich denken zu lassen. Sie waren verschwunden, spurlos, keine Silbe, keine Zeile beruhigte mich über Ihr Geschick! Katharina sprach diese Worte mit einiger Heftigkeit im Andenken an Das, was Berhard's Verschwinden sie hatte leiden-lassen. Beiden aber wurde noch beklommener zu Muthe, als zuvor. Beide hatten sich oft mit Zweifeln an des Andern Liebe gequält, aber dennoch im Innersten ihres Herzens ein

Wiederſehen nur von den Ausbrüchen ſtürmi=
ſchen Entzückens begleitet denken können. Und
nun die kalte, trockene Weiſe, welche es anneh=
men zu wollen ſchien!

Hatten Sie Ihre Freundin vergeſſen? fuhr
Katharina fort, als Bernhard ſtumm blieb.

Er reichte ihr den Arm, weil der Bergweg,
den ſie hinunterzuwandeln begannen, uneben
und ſteinig war; als ſie den ihren darauf
legte, durchrieſelte ſie ein Gefühl, das ihr bis=
her fremd geweſen — als ob ſie zerſchmelzen
müſſe.

Ich hatte Sie nicht vergeſſen, antwortete
Bernhard, aber ich glaubte, ich müſſe es; ich
war auf dem Wege zu Ihnen, ich wollte mei=
nen Kummer Ihnen klagen und hoffte Erleich=
terung von Ihrem Verſprechen, auch in der
Ferne Ihre Theilnahme mir folgen zu laſſen.
Und gerade als meine Gedanken nichts Anderes
in der Welt kannten, als Sie, während alles

Leben meiner Seele nur Sie waren — da kamen Sie an mir vorüber, als ob Sie kaum mich kannten, als gäbe es nicht zwei fremdere, durch das Leben weiter auseinander geworfene Personen denn wir. Die Pflicht — vielleicht auch der Stolz, sagten mir, ich müsse Sie vergessen.

Und Sie haben es gethan?

Nein, ich habe es nicht gekonnt, auch nicht gewollt; von Ihnen konnte ich mich entfernen, aber von der Erinnerung an Sie — ich habe zu wenig im Leben, um Das zu vergessen, von dem auch nur ein Traum mir einmal sagte, daß ich einen Theil davon besitze.

Bernhard, Sie machen mir Vorwürfe, die Sie bereuen würden, wenn Sie wüßten, wie schmerzlich, wie heftig ich jenen Jagdmorgen verwünscht habe, an dem mich eine Einladung des Kurfürsten, der das Jagdgebiet unsers Stiftes zum Schauplatz seines ritterlichen Ver=

gnügens auserſehen hatte, zwang, ſeinem Troſſe zu folgen. Es war unmöglich, den Wunſch des Fürſten abzuſchlagen; ſo ſchloß ich mich dem Zuge an, mit trübem Muthe, ohne Luſt; als ich Sie jedoch an der Buche ſtehen ſah, freute ich mich und fühlte mich ſtolz, daß Sie Zeuge wurden, wie gut ich ein Roß — nun es war eine kleine Eitelkeit, die ich bitter gebüßt habe. Ihr ſpurloſes Verſchwinden hat mir viel, viel Kummer gemacht!

Katharina, ſagte Bernhard, ich weiß nicht, welcher Zufall Sie hierher führt und nach kurzer Zeit weiter führen wird; aber ich will ihn benutzen, um einmal Das auszuſprechen, was mir das Herz abdrückt, wenn ich ſtumm damit ins Grab fahren ſoll — ich habe Sie lieber, als Alles auf der Welt, als meine Mutter, als Gott, glaube ich; ich ſterbe aus Liebe zu Ihnen!

Bernhard legte, ſeiner nicht mächtig, die Stirn an ihren Buſen und ſchlang ſeinen Arm

um ihren Nacken, als er tonlos diese Worte gestammelt hatte.

Und ich lebe für Sie! sagte Katharina lächelnd und weinend zugleich, indem Sie zurücktrat und seine beiden Hände erfaßte, aber Sie haben es mir schwer gemacht! Wollen Sie es nicht mehr thun, wollen Sie jetzt ganz, ganz — Bernhard! rief sie aus und warf sich mit stürmischer Heftigkeit an seine Brust, in einer Bewegung, welche nur durch einen Strom von Thränen sich Luft zu verschaffen wußte. Ja, Sie müssen mich liebhaben, Sie sind mein Alles, mein Blut, mein Herz, der Athem meiner Seele.

Bernhard faßte ein Schwindel an, als er ihre schlanke Gestalt, in seinen tiefsten Nerven erzitternd, an sich drückte. Das Blut pochte durch seine Adern, als wolle es an den Schläfen sie zersprengen. Sie lag wie ein willenloses, stammelndes Kind in seinen Armen und

ließ ihn die ganze Seligkeit des Besitzes und all' die stolze Freude fühlen, welche wir empfinden, wenn zum ersten Male in wunderbarer Metamorphose die eigentliche Psyche des Weibes sich vor uns aus der gewohnten Hülle entpuppt und die ätherischen Flügel ihres Gefühls auseinanderschlägt. Was sie weiter gesprochen, gelispelt und gekos't, ist nicht für uns gesprochen worden. Als sie endlich zum Schlosse hinauf gingen, erzählte Katharina Bernhard alle Umstände, welche auf ihre Entdeckung Bezug hatten. Das Geständniß der alten Margreth machte einen Eindruck auf ihn, welcher, wenn er nicht an diesem Abende gekommen, ihm kaum zu ertragen gewesen wäre; er war eben auf die Höhe des Daseins hinaufgehoben worden und mußte gleich darauf einen Blick in seine grauenhaftesten Tiefen werfen; das Leben schien sich um ihn aus seinen Angeln loszureißen und plötzlich, wie von einer unge-

ahnten Gewalt ergriffen, in tollen Wirbeln zu drehen; aber Katharina ließ ihm nicht Zeit, diesen Empfindungen nachzuhängen; sie schien ihm wie ein Engel darüber zu schweben, der ihm die rettende Hand reichte.

Von den Bewohnern des Schlosses oben empfangen, wußte Katharina ihr Erscheinen so gut zu motiviren, als es gehen wollte, ohne Herrn und Frau von Kraneck ganz in das Geheimniß einzuweihen, das wol entdeckt war, dem aber noch die eigentlichen Belege fehlten. Um diese zu bekommen, hoffte Katharina auf den Schutz des Kurfürsten und ein gerichtliches Verfahren. Bernhard hatte beschlossen, gegen den Prätendenten seines Namens eine summarischere Procedur einzuleiten.

Zehntes Kapitel.

In der Residenz war wieder der Abend einer glänzenden Fête gekommen. Auch der Kurfürst verherrlichte sie durch seine Anwesenheit. Aber obwol sonst diese imposante Gestalt jedesmal eine ehrfurchtsvolle und aufmerksame Stille verbreitete und seine Umgebung die unverkennbarsten Zeichen zu geben sich bestrebte, daß sie mit dem Glanze seiner Erscheinung, dem tiefen Geiste seiner ernsthaften Bemerkungen und dem schlagenden Witze seiner Scherze viel zu sehr beschäftigt, entzückt, elektrisirt sei, um noch für etwas Anderes Sinn zu haben, so bemerkte Clemens August heute doch bald, daß eine

außergewöhnliche Bewegung in der Gesellschaft herrsche.

Eine starke Gruppe hatte sich ihm gegenüber am andern Ende des Saales gebildet, Damen und Herren, die im eifrigsten Gespräche sich um Herrn von Kraneck den jüngern, den Kammerherrn, drängten. Der Kurfürst erhob sich von seinem Fauteuil und, obwol die schmeichelhafte französische Phrase, welche die ihm zur Seite sitzende verwittwete Erbküchenmeisterin sagte, ohne Zweifel sehr viel Wahres und Neues enthielt, konnte er sich doch nicht enthalten, ohne sie zu Ende zu hören, jene Gruppe zu vermehren. Unerhört! Nur die Nächsten nahmen im ersten Augenblicke die Durchlaucht wahr und traten zur Seite, die Andern schwatzten fort, bis plötzlich die wohlbekannte tiefe, noch den Dialekt der baierischen Heimat verrathende Stimme des Fürsten ein augenblickliches Verstummen und Zusammenfahren bewirkte.

Nun, was habt's hier? Herr von Schemmey, Sie sind halt so übermäßig lustig, daß Sie gewiß irgend eine eclatante Niederlage erlitten haben!

Alles lachte und Herr von Schemmey versetzte etwas, das man nicht recht verstehen konnte; Herr von Kraneck nahm darauf das Wort und berichtete, was schon den ganzen Abend die Gesellschaft so ungewöhnlich in Anspruch nehme. Er hatte einen Brief von seiner Mutter empfangen, mit der unbegreiflichsten, seltsamsten, alle Theilnehmenden betrübendsten und doch ergötzlichsten Nachricht von der Welt. Das eines schönen Morgens so räthselhaft verschwundene Stiftsfräulein von Plassenstein war eines schönen Abends wieder aufgetaucht auf dem Schlosse Hohenkraneck, wo Niemand anfangs hatte ausdenken können, was sie da zu suchen habe. Dies aber war der Briefstellerin nur zu bald klar geworden; es war

nichts Anderes, als eine höchst unvernünftige, höchst gewissenlose, höchst strafbare Leidenschaft zu einem jungen Menschen, dem Sohne einer ehemaligen Gutsverwalterin, welcher mit seiner Mutter in einem Häuschen des Dorfes Kraneck wohne — Fräulein von Plassenstein war einem Roturier der untersten Klasse nachgelaufen!

Obwol die Umstehenden diese curiose Nachricht sich jetzt schon zum zehnten Male bis in die genauesten Details, welche Herr von Kraneck nur anzugeben vermochte, hatten vorerzählen lassen, so verfehlte sie doch nicht, noch einmal den größten Eindruck auf den ganzen Kreis auszuüben. Der Kurfürst, welcher sah, daß man gewiß schon die allermannichfachsten Aeußerungen, Glossen und Bemerkungen darüber gemacht habe, fühlte die ganze Wichtigkeit des Augenblicks, wo es für ihn darauf ankam, auch etwas zu sagen, das doch nicht schon gesagt sein durfte, was sich für einen Kurfürsten nicht ge-

schickt hätte. Deshalb, als er sah, daß die Anderen ein ernstes und höchst wichtiges Gesicht über diesen unerhörten Fall machten, nahm er ein lächelndes an und sagte:

Was ist's halt! Die Männer machen oft tolle Streiche; sollen es die Damen nicht auch einmal?

Diese Bemerkung war an diesem Abende noch nicht gemacht worden und gewiß geeignet, die überaus große Heiterkeit hervorzubringen, welche ihr auf der Stelle folgte.

Der Kurfürst sah nun nicht ein, weshalb er nicht in diesem Tone fortfahren solle und richtete die nächsten seiner scherzhaften Worte an Herrn von Schemmey, welche, da sie nicht sehr zart waren, diesen endlich in einen Zustand der wüthendsten Aufregung brachten. Er entfernte sich, ließ Herrn von Kraneck aus der Gesellschaft rufen und zog ihn zum Hause hinaus.

Sie müssen mich begleiten, sagte er, ich will auf der Stelle zum Schlosse Ihrer Eltern. Kommen Sie mit mir, Sie sollen Zeuge sein, wie ich mich rächen will; sie soll sich bis ins Innerste ihrer Seele schämen!

Dem Kammerherrn von Kraneck war dieser Vorschlag ganz willkommen; es war ein Abenteuer, das ihn noch einen Abend zum glücklichen Löwen der Gesellschaft machen konnte. So eilten Beide nach ihren Wohnungen, um satteln zu lassen, und eine Stunde später trabten sie, nur von Peter, dem Stallmeister, begleitet, zum Thore hinaus.

Katharinens Verweilen auf Hohenkraneck war durch den Umstand veranlaßt, daß die alte Margreth krank geworden war und in wirren Phantasien lag; man hatte einen Notar kommen lassen, um ihr Zeugniß aufzunehmen, mußte aber von Tage zu Tage abwarten, bis ihr Fieberanfall sich gebrochen habe. Dabei

war es nicht möglich gewesen, die gastliche Schloßherrschaft länger im Dunkel über alle Umstände zu lassen, welche Katharina hergeführt hatten. Sie war es ihrem Rufe schuldig, der Frau von Kraneck endlich — nachdem aber jener Brief an den Kammerherrn längst abgesandt war — eine rückhaltlose Offenheit zu zeigen; diese weihte ihren Gemahl und dieser sogar den treuen und theilnehmenden Vicar in das Geheimniß ein. Die guten Leute waren nicht wenig erstaunt und erfreut, wie sie auch nicht unterließen, ihren Abscheu gegen Margreth in harten Ausdrücken an den Tag zu legen. Ganz besonders freute es sie, daß sie gegen Bernhard immer so aufmerksam gewesen seien und jetzt keineswegs dem Reichsfreiherrn von Schemmey beschämt gegenüberzustehen brauchten. Frau von Kraneck behauptete auch, sie habe es gleich gemerkt, daß dieser nicht de basse extraction sein könne; sie habe es auch

oft gesagt, was Herr von Kraneck aber niemals gehört hatte, gewiß, weil er fast immer so nachdenklich und zerstreut zum Fenster hinausschaute.

Man kann sich nun die Ueberraschung der sämmtlichen Bewohner des Schlosses Hohenkraneck denken — auch Bernhard war gebeten worden, sein früheres Zimmer wieder als das seine anzusehen — als eines Tages ein Paar Cavaliere auf dem Hofe hielten und gleich darauf ungestüm über die Stiegen heraufeilten, welche sich als niemand anders erwiesen, denn Herr von Kraneck der jüngere und Katharina's Anbeter aus der Residenz. Der Erstere warf sich in die Arme seiner Eltern und stellte dann Herr von Schemmey vor, der erhitzt und im höchsten Grade aufgeregt aussah. Es war ein höchst peinlicher Moment; Herr und Frau von Kraneck zeigten bei der Vorstellung ihrem Sohne ein zweifelhaft fragendes Gesicht, Katharina war sich eines Unrechts gegen den An-

kommenden bewußt und kam aus der Fassung; dieser selbst fühlte sich verlegen, als er der Letztern Aug' in Aug' gegenüberstand. Bernhard aber war aufgesprungen und maß, todbleich vor Zorn, den Eindringling, der ihn gar nicht sah. Ein Glück, daß Herr Gerhards, der immer in seinem Leben gerade auf das Ziel gegangen, da war. Er blickte erstaunt Einen nach dem Andern an und als Keiner zuerst das Wort nehmen wollte, näherte er sich dem Fremden und faßte ihn plötzlich mit einer sehr breiten und sehr kräftigen Hand an dem gestickten Rockkragen.

Herr! sagte er, wer sind Sie? Sie sind ja ein sauberer Gesell! Sie stehlen Papiere, Herr!

Der Angegriffene trat einen Schritt zurück: Mensch, was wollen Sie? Herr von Kraneck, ich verlange Genugthuung für den Schimpf, der mir in ihrem Hause widerfährt!

Ich bedaure, sagte der Gutsherr mit einem verlegenen Lächeln, aber der Vicar ließ ihn nicht aussprechen; es war das erste Mal in seinem Leben, daß seine schlummernde Galle aufgeregt worden und sein Zorn war deshalb nichts weniger als leicht zurückzuweisen:

Herr, fuhr er fort, sind Sie Herr von Schemmey? Herr von Strauchdieb mochten Sie wol sein, aber —

Bernhard schob ihn in diesem Augenblick mit einem: Schweigen Sie! zur Seite und nahm das Wort:

Mein Herr, Sie haben sich auf eine Weise in Besitz von gewissen Urkunden gesetzt, welche mir gehören, daß ich nicht weiß, welche Rechenschaft ich von Ihnen verlangen soll und ob es mir erlaubt ist, diejenige zu fordern, welche man nur von Männern von Ehre annimmt.

Sie verderben Alles! rief Katharina aus. Das ist der Reichsfreiherr von Schemmey!

sagte Herr von Kraneck, auf Bernhard deutend und näher tretend; wir haben die unzweifelhaftesten Beweise, daß Sie den Namen widerrechtlich usurpiren und begreifen weder ihre Handlungsweise, noch was Sie hierher führt.

Der so von allen Seiten Bedrängte stand wie vernichtet; mit einem klagend flehenden Blick sah er in Katharina's Antlitz und als auch dies keine Spur von dem Erbarmen zeigte, zu welchem er sich jetzt in seiner Herzensangst hätte flüchten mögen — mit welchen feindlichen Plänen er auch gekommen war — so wankte er zurück, warf sich auf einen Stuhl und rief schwer athmend:

Lassen Sie mich nur zu Worte kommen! Fräulein von Plassenstein, ist dies Alles wahr? O, sprechen Sie ein Wort, halten auch Sie mich für einen Betrüger?

Ich hoffe, ich wünsche mindestens, daß Sie ehrlich genug sind, nicht länger Ansprüche zu

machen, welche einem Andern seine heiligsten Rechte nehmen.

Der falsche Herr von Schemmey hatte sich wieder in soweit gefaßt, daß er recht wohl bemerkte, wie Katharina zaghaft und in höchster Unruhe diese Worte stotterte; dies ermuthigte ihn und er erhob sich, um mit ruhiger Stimme zu sagen:

Ich sehe Ihnen Allen an, daß Ihre Beweise nicht viel werth sind und daß der Besitz der Urkunden, welche der Zufall mir in die Hände spielte, mich dreist abwarten lassen kann, welche Schritte Sie gegen mich zu nehmen vorhaben. Dies ist mir von einem außerordentlichen Troste.

Er machte eine Pause, in welcher Herr Gerhards sich an die Thüre stellte und sie mit der Breite seines Rückens deckte, um dem Feinde die Flucht abzuschneiden.

Denn, fuhr jener fort, ich habe jetzt um

so eher Hoffnung, daß Sie der Rechtfertigung meiner Handlungsweise, welche ich mir und Ihnen schuldig bin, den Glauben beimessen werden, welcher mein einziger Trost in dieser Klemme ist, worin Das, was ich selbst Leichtsinn nennen muß, mich gebracht hat. Hören Sie mich:

Ich bin unter dem Namen St. Pond in einem pariser Findelhause erzogen worden, ohne je eine Andeutung über meine Herkunft erhalten zu haben, außer daß man mir oft sagte, nach meinem blonden Haare und meinem ganzen Wesen müsse ich aus deutschem oder bretagnischem Blute stammen. Auch fühlte ich schon als Knabe eine besondere Vorliebe für Deutschland und, als ich den Rest einer bedeutenden Geldsumme, welche mit mir in dem Findelhause deponirt war, ausgezahlt erhielt, wandte ich mich nach Deutschland, um mir eine Cornetstelle in der P***schen Armee zu erkaufen. Meine Tauglichkeit für den Dienst ver-

schaffte mir bald die Beförderung zum Leutenant. Als solcher ward ich zu einem Werbecommando in dieser Gegend beordert. Hier — es mußte nicht fern von diesem Schlosse sein — stieß ich auf einen Burschen, der zum Soldaten wie geschaffen schien; ich ließ mich auf Unterhandlungen mit ihm ein und fand bei ihm Briefschaften, durch welche sich der Besitzer als Erbe eines Namens und eines Vermögens legitimiren konnte, zwei Dinge, welche mir gerade das Wünschenswertheste auf der Welt schienen. Während ich las, entwischte der Träger; ich verfolgte ihn, um von ihm nähere Auskunft zu erhalten, aber vergebens; die Urkunden blieben ohne weitern Schlüssel in meinen Händen.

Ich weiß nicht, was mir in jenem Augenblicke vorspiegelte, eine Laune des Schicksals oder eine höhere Fügung habe mir in die Hände gespielt, was nur in die meinen gehöre; ich war in Paris erzogen, wie Der, auf welchen

diese Zeugnisse lauteten, ich hatte ja hundertmal gehört, ich müsse aus Deutschland stammen. Doch ich wollte sicher zu Werke gehen und weitere Erkundigungen einzuziehen suchen; ich begab mich in die Nähe der Güter, welche früher der Wohnsitz der von Schemmey'schen Familie gewesen waren, und die Nachrichten, welche ich dort erhielt, waren so, daß meine Hoffnungen nicht niedergeschlagen wurden. Ich hätte freilich mehr Gewicht darauf legen sollen, daß von gewissen Frauen in meinen Papieren die Rede sei, welche ich nie gesehen hatte; aber wie wußte ich mich aller Umstände einer Kindheit zu erinnern, was verbürgte mir, daß meine Ernährer mir immer die Wahrheit gesagt? Kurz, als nach einer Weile Niemand anders kam, um Ansprüche auf meinen Fund zu machen, trat ich kühn damit hervor und drang so leicht durch, daß mein Glaube nur bestärkt wurde. Um den frühern Besitzer meiner Güter

nicht zu verdrängen, nahm ich den Vorschlag an, seine Schwester zu heirathen. Das Uebrige wissen Sie. Ich habe genug gesagt, um Ihnen den Wunsch zu beweisen, in Ihren Augen gerechtfertigt zu sein, und erwarte nun Ihre Gegengründe zu hören.

Katharina nahm das Wort und theilte dem Leutenant St. Pond diese Gegengründe mit. Als sie schwieg, zog er zwei Schlüssel hervor und überreichte sie Herrn von Kraneck dem jüngern.

Sie werden in meiner Wohnung in M. in meinem Secretair Das finden, was ich bereitwillig dem Freiherrn von Schemmey überlasse. Eine kleine Geldsumme und meine übrigen Habseligkeiten dort, bitte ich Sie in Verwahrung zu nehmen, bis ich darüber verfüge. Ich werde zu meinem Regimente zurückkehren, reicher um einen froh verlebten Winter und, setzte er mit einem Blick auf Katharina hinzu, um eine bit-

tere Erfahrung. Leben Sie wohl! Sie, Herr Kammerherr, werden mir einen freundlichen Händedruck zum Abschied nicht versagen. Sprechen Sie glimpflich in der Residenz von mir, hören Sie! An Fräulein von Katterbach werde ich schreiben. Er machte eine kurze Verbeugung, schob den Vicar zur Seite und schritt zur Thüre hinaus.

Nun, Stallmeister Peter, sagte er, als er auf dem Hofe stand, den Pferden die Stange nur wieder ins Maul! Mit der Stallmeisterschaft ist's zu Ende und mit der Reichsfreiherrnschaft auch! Der Teufel hole den Leichtsinn! Aber es war doch ein lustiger Streich! Jetzt wird's darauf ankommen, daß wir uns beim Obersten in Gnaden lügen und nicht als Deserteur behandelt werden. Aufgesessen!

Wir stehen am Ende unserer Erzählung, das sich in wenige Worte fassen läßt. Als Bernhard im Besitz der urkundlichen Zeugnisse für seine Abstammung war, fand der Hofrath Freiherr von Katterbach es für gerathen, ihm ohne große Weiterungen seine Güter zu räumen und sich auf eine kleine Besitzung, welche Eigenthum seiner Familie war, zurückzuziehen. Hier stiftete er mit einem Müller aus der Nachbarschaft und einem invaliden Feldchirurgus einen Verein gegen die Mäßigkeit, dessen Tendenzen er mit aller Hartnäckigkeit seines Charakters ins Leben führte, bis sie ihn endlich selbst hinausführten, was Herr von Driesch gröber ausdrückte: „Er habe sich todt gesoffen". Auf jener kleinen Besitzung aber haus'ten noch lange Jahre nachher Philipp und Josine, ein Muster eines guten Ehepaars, täglich in Zank und Streit und doch nicht im Stande, länger als einen Tag von einander getrennt zu leben.

Herr von Driesch, der wieder nach Grünscheidt zog, wurde ein sehr glücklicher Mann; er fand endlich einen Verleger für seine Gedichte, welcher sie mit sehr kleinen Lettern, die erst einige Jahrzehnte hindurch zu einem Intelligenzblatte benutzt waren, auf Fließpapier druckte; in den M***schen wöchentlichen Nachrichten erschien eine Recension darüber, welche sehr schmeichelhaft und erfreulich für ihn lautete und nur das Verdrießliche hatte, daß ein Druckfehler seinen Namen immer in Priesch entstellte — Johannes, dem er sie dictirt hatte, schrieb so jämmerlich. Eines Morgens erhielt er sogar ein Schreiben mit einem mächtig großen Siegel, das die heilige Jungfrau und den Kaiser Carolus Magnus zusammen auf einem Stuhle sitzend darstellte, was sich höchst feierlich ausnahm — und als er es eröffnete, war es sehr lang, fing mit dem Alterthume an, ging durch die Zeiten der Völkerwanderung bis in

das Mittelalter, wo es bei dem weiland unüberwindlichsten Kaiser und Herrn, Herrn Carolus, dieses Namens des Fünften, sich des Weitern ausbreitete, damit des Säuberlichen Gedichte in unmittelbare Berührung brachte und endlich schloß:

So erkläre ich:

Johann Andreas Segner, I. V. D. und Professor,
der Zeit Prorector erwehnter Universität und Comes palatinus,

aus habender Macht und Gewalt, in Kraft dieses offenen Briefes und durch beigelegten Lorbeer=Crantz,

den des heiligen römischen Reichs Hochwohlgebornen Freiherrn von Driesch u. s. w., u. s. w., u. s. w.

zum gekrönten Poeten; als eine Reitzung, seine schöne Gaben ferner zur Ehre Gottes und Ausbreitung der Liebe zur Tugend anzuwenden. Urkundlich ist dieses mit dem anhängenden Siegel der Universität und mit meiner

eigenhändigen Namensunterschrift bekräftigt worden.

So geschehen in N. den 28. May 1746.

Segner mpp.

darunter stand klar und schön ausgedrückt das Siegel, wo wieder der große Kaiser Carolus Magnus mit der heiligen Jungfrau auf einem Stuhle saß; und der Lorberkranz lag zierlich geflochten in einem eigenen Packet dabei. Wenn dies Schreiben beabsichtigte, Herrn von Driesch eine Freude zu machen, so erreichte es seinen Zweck vollständig. Er drückte den Lorber auf das Haupt, seine Brille auf die Nase, sah in den Spiegel, hob die Arme in die Höhe und rief mit Horaz:

Me doctarum ederae praemia frontium
Dîs miscent superis!

Und nun ein Lorber sogar! Heda, Anton, den falben Fritz gesattelt. Er rannte zum Zimmer hinaus, setzte sich auf den Falben und ritt mit

bloßem Haupte, das nur der Lorber umschlang, spornstreichs nach Diependahl hinüber.

In diesem Hause war Alles verändert; die Unordnung war von Eleganz, Geschmack und Reichthum verdrängt, die wüste innere Zerfallenheit der frühern Familie war einem wahrhaft rührenden Glücke zweier edlen und neidenswerthen Menschen gewichen, die zusammen den lebenden Beweis bilden zu wollen schienen, daß bei tieferen Naturen die Ehe ein noch unendlich seligeres Verhältniß bildet, als die Liebe.

Der Freiherr von Schemmey saß in einem Bücherzimmer, wo auch jener kleine Elzevir stand, den er als Geschenk des Herrn von Driesch bei seinem Abzuge von Bechenburg erhalten hatte; im Nebenzimmer war Katharina beschäftigt, mit einem aus Weiden geflochtenen Gehäuse ein unangenehmes, hin- und herstoßendes Geräusch zu machen, das nur einen guten Ehemann nicht aus der Ruhe bringt, als der ge-

krönte Poet, das umlorberte Haupt zur Thüre hineinsteckte und, dann in ganzer Erscheinung vor ihnen auftauchend, in vollen Zügen das Entzücken trank, welches ihre unmäßige Verwunderung über seinen Schmuck ihm bereitete. Er kam den ganzen Tag nicht aus dem Lachen und als er gegen Abend den falben Fritz wieder besteigen wollte, um sich auf den Heimweg zu machen, fiel er in der Aufgeregtheit seines unbändigen Vergnügens an der andern Seite des Sattels wieder hinunter, was für einen kaiserlichen gekrönten Poeten gewiß ein verdrießliches Ereigniß war und auch nicht verfehlt hätte, Herrn von Driesch gegen den falben Fritz und den Sattel und Anton, der ihn aufgelegt, und den Sattlermeister, der ihn aus Leder zusammengenäht hatte, in einen unmäßigen Zorn zu bringen, hätte nicht Bernhard die besänftigende Bemerkung gemacht, man sehe, daß der falbe Fritz nicht der Pegasus sei.

Und Margreth? Ich habe nicht erfahren können, wie dieses wunderliche Gemisch von Verschlagenheit und Geisteswirre das Ende ihrer Tage zubrachte; nur das weiß ich, daß sie auf demselben Kirchhofe begraben liegt, neben demselben Hollunderstrauche, der die Ruhestätte des guten Vicars beschattet und daß so ein Rasen das unschuldigste und kindlichste Herz, welches je geschlagen, und die verwegenste Brust, in der je eine verruchte, unselige Leidenschaft gewüthet, bedeckt.

Lene war nicht zu bewegen, von dem Reichsfreiherrn von Schemmey die Wohlthaten anzunehmen, mit welchen dieser sie überschütten wollte. Ein Handwerker, der große Neigung für sie gefaßt hatte, war so glücklich, ihr Jawort zu erhalten; einige Tage vor der Heirath aber verlangte sie stürmisch, in ein Kloster aufgenommen zu werden, und Katharina's Einfluß verschaffte ihr den Ein-

tritt in ein Ordenshaus, wo sie ruhig und zufrieden noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Subpriorin lebte.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Haeusler

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schücking, Levin

Eine dunkle That

Leipzig 1846

P.o.germ. 1347 po-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10311957-1